Masterarbeit im Fach
Deutsch als Fremdsprache: Kulturvermittlung

Kulturvermittlung im DaF-Unterricht im deutsch-brasilianischen Kontext

Eingereicht von: Rebecca Wielsch
Abgabetermin laut Zulassungsbescheid: 5. September 2017

Prüferin (Betreuerin): Prof. Almut Hille
Prüferin: Dr. Susanne Scharnowski

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG 3

1 KULTURTHEORETISCHE GRUNDLAGEN 5

1.1 Der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff vor dem Hintergrund anderer Kulturkonzepte 5

1.2 Definition von Diskurs 9

1.3 Kultur als Text bzw. Diskurs 11

1.4 Kultur und Erinnerung: Das kulturelle Gedächtnis und Erinnerungsdiskurse 13

1.5 Diskursfähigkeit als Ziel kulturellen Lernens im DaF-Unterricht 17

2 FREMDSPRACHLICHE TEXTDIDAKTIK – ARBEIT MIT DISKURSAUSSCHNITTEN IN DER KULTURVERMITTLUNG 19

2.1 Fremdsprachenunterricht als ‚hybrider Diskursraum' (nach Hallet) 19

2.2 Umgang mit Textnetzwerken im Fremdsprachenunterricht 24

3 GESCHICHTLICHE HINTERGRÜNDE ZUM DEUTSCHSPRACHIGEN EXIL IN BRASILIEN UND DIE AKTUELLE SITUATION DES DAF-UNTERRICHTS IN BRASILIEN 30

3.1 Das deutschsprachige Exil in Brasilien (1933-1945) 30

3.2 Texte und Diskurse des deutschsprachigen Exils in Brasilien 34

3.3 Die Situation des DaF-Unterrichts in Brasilien 36

4 EIN TEXTNETZWERK FÜR DEN DAF-UNTERRICHT IN BRASILIEN ZUM THEMA *DEUTSCHSPRACHIGES EXIL IN BRASILIEN: THEMEN UND PERSÖNLICHKEITEN* 40

4.1 Begründung des Themas und der Textauswahl 40

4.2 Das Beispielnetzwerk und sein inhaltliches Potenzial 43

4.2.1 Texte von Stefan Zweig im Exil 44

4.2.2 Ausschnitte aus autobiografischen bzw. autobiografisch geprägten literarischen Texten von K. Oliven, T. Landau, E. Sopher, P. Rosenstein, M. Brill, R. Katz und H. Wiedemann 47

4.2.3 Hintergrundtexte: Sachtexte, Biografien, virtuelle Hypertexte 51

4.3 Didaktische Überlegungen und Vorschläge zum Einsatz des Textnetzwerks im Unterricht 54

4.3.1 Einstieg in das Thema 54

4.3.2 Themenschwerpunkte des Textnetzwerks 54

4.3.3 Selbstständige Bearbeitung der Themenschwerpunkte anhand des Textnetzwerks 56

4.3.4 Textproduktionen der Lernenden und Hilfestellungen 57

4.3.5 Abschließende Bemerkung zum methodisch-didaktischen Potenzial 58

ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT 59

LITERATURVERZEICHNIS 61

ANHANG: DAS TEXTNETZWERK 64

A 1 Stefan Zweig 64

A 2 Trudi Landau 70

A 3 Klaus Oliven 74

A 4 Eva Sopher 82

A 5 Paul Rosenstein 88

A 6 Hilde Wiedemann 94

A 7 Richard Katz 98

A 8 Marte Brill 105

A 9 Artikel aus der Ausstellungspublikation:
„… mehr vorwärts als rückwärts schauen …“ / ”… olhando mais para frente do que para trás ...” 119
A 9.1 Maria Luiza Tucci Carneiro 119
A 9.2 Alberto Dines 119

EINLEITUNG

Die vorliegende Arbeit widmet sich dem Thema der Kulturvermittlung im brasilianischen DaF-Unterricht. In diesem Zusammenhang soll ein textbasierter Unterrichtsansatz dargestellt werden, welcher historische Berührungspunkte zwischen Deutschland und Brasilien nutzt und auf Grundlagen einer kulturwissenschaftlich orientierten Landeskunde und Textdidaktik beruht.

Ein historischer Berührungspunkt ergibt sich zwischen den beiden Ländern insbesondere im Zusammenhang mit der langjährigen deutschsprachigen Migration nach Brasilien seit dem frühen 19. Jahrhundert, zu der auch das deutschsprachige Exil in Brasilien (1933-1945) als erzwungene Migrationsbewegung gehört, dem insbesondere in den letzten Jahren wieder vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt wird. Letzteres wurde, auch wegen seiner thematischen Anschlussfähigkeit an global relevante historische Ereignisse wie den Holocaust und die Hitler-Diktatur, als besonderer Abschnitt der deutschsprachigen Migration nach Brasilien als Thema des hier dargestellten Unterrichtsansatzes ausgewählt. Besonders interessant ist dieses Thema auch, da mit ihm einer der bedeutendsten deutschen Autoren des 20. Jahrhunderts, Stefan Zweig, verbunden ist, der ebenfalls in Brasilien im Exil war, diesem Land ein Buch widmete und sich dort, gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau Lotte, das Leben nahm. Neben Zweig flüchteten jedoch auch andere Schriftsteller, wie beispielsweise Richard Katz, vor den Nationalsozialisten nach Brasilien und verarbeiteten ihre Erfahrungen mit dem Land und seinen Bewohnern in ihren Texten. Auch andere Exilanten thematisierten ihre Exilerfahrung in autobiografischen Texten, teils in deutscher, teils in portugiesischer Sprache. Doch nicht nur die Exilanten selbst, auch die brasilianische und deutsche Öffentlichkeit verhandelt das Thema des Exils in Brasilien bis heute in Texten, Filmen und Ausstellungen. Alle diese kulturellen Produktionen sollen hier als ‚deutsch-brasilianische Texte' bezeichnet werden und die textuelle Grundlage des zu entwickelnden Unterrichtsansatzes bilden.

Speziell interessiert im Folgenden die Frage, welches inhaltliche Potenzial deutsch-brasilianische Texte und Diskurse, die im Kontext des deutschsprachigen Exils in Brasilien (bis heute) entstanden sind, für das kulturelle Lernen im brasilianischen DaF-Unterricht haben und auf welcher kulturtheoretischen und -didaktischen Basis sich ihr Einsatz rechtfertigen lässt. Dieser Fragestellung soll in den vier Kapiteln dieser Arbeit nachgegangen werden.

Im ersten Kapitel werden zunächst die kulturtheoretischen Grundlagen beschrieben, auf Basis derer ein didaktischer Zugang zu Kultur primär über Texte definiert werden kann. In diesem Zusammenhang ist der *bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff*, die Diskursdefinition nach Foucault, der ‚Kultur-als-Text'-Ansatz nach Foucault und Geertz, die Theorie zum kulturellen Gedächtnis nach Aleida und Jan Assmann sowie die Diskursfähigkeit als Lernziel der Kulturvermittlung darzulegen.

Im zweiten Kapitel wird beschrieben, wie Texte anhand einer fremdsprachlichen Textdidaktik nach Wolfgang Hallet in Form von Textnetzwerken in der fremdsprachlichen Kulturvermittlung eingesetzt und Themen und Diskurse so für das kulturelle Lernen operationalisiert werden können. Hierbei spielt auch die historische Dimension von (Erinnerungs-)Diskursen und ihre gesellschaftsstiftende Funktion im Zusammenhang des Fremdsprachenunterrichts eine Rolle.

Das dritte Kapitel widmet sich den geschichtlichen Hintergründen des deutschsprachigen Exils in Brasilien und informiert über die damalige politische Situation des Landes unter der Vargas-Diktatur, welche insgesamt große Auswirkungen auf die Exilsituation hatte. Des Weiteren werden die damit in Zusammenhang stehenden Texte und Diskurse des Exils kurz thematisiert sowie auch die aktuelle Situation des DaF-Unterrichts in Brasilien.

Letztere soll den Kontext deutlich machen, in den sich das im vierten Kapitel beschriebene ausgewählte Beispiel-Textnetzwerk zum Thema *deutschsprachiges Exil in Brasilien: Themen und Persönlichkeiten* einordnet. In diesem letzten Kapitel wird die Themen- und Textauswahl begründet und das inhaltliche Potenzial dieses Textnetzwerks beschrieben. Außerdem werden Überlegungen und Vorschläge zum Einsatz des Textnetzwerks im brasilianischen DaF-Unterricht dargelegt.

1 KULTURTHEORETISCHE GRUNDLAGEN

1.1 Der *bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff* vor dem Hintergrund anderer Kulturkonzepte

Bevor das Thema der Kulturvermittlung im DaF-Unterricht diskutiert werden kann, ist es notwendig zu bestimmen, wie der Begriff ‚Kultur' im Rahmen dieser Arbeit verstanden wird. Dies ist insbesondere deshalb unabdingbar, da diesbezüglich in den kulturdidaktischen Ansätzen aus dem Bereich DaF/DaZ keine Einigkeit herrscht und unterschiedliche Konzepte nebeneinander existieren. Zu nennen sind hier der *kognitive,* der *kommunikative*, der *interkulturelle* Ansatz (vgl. Grub 2015: 83) sowie der sich in den letzten Jahren herausbildende kulturwissenschaftlich orientierte Ansatz (vgl. Altmayer & Koreik 2010: 1378). Diese orientieren sich in unterschiedlichem Maße an kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen und sind somit mehr oder weniger wissenschaftlich fundiert und reflektiert (vgl. Altmayer 2010: 1402/1407 und Grub 2015: 83).

Eine stärker kulturwissenschaftlich ausgerichtete Landeskunde kritisiert an vorangegangenen landeskundlichen Ansätzen, dass ihnen ein Verständnis von Kultur „im Sinne eines auf Nationen oder ethnisch definierte Gruppen bezogenes und als nach innen homogen, nach außen different gedachtes Orientierungssystem [...], das das Verhalten der einer Gruppe zugehörigen Individuen weitgehend determiniert", zugrunde liege (Altmayer 2010: 1403). Da ein semiotischer Kulturbegriff hier Abhilfe schaffen kann (vgl. ebd.), liegt dieser kulturwissenschaftlich orientierten Arbeit ein *bedeutungs- und wissensorientierter Kulturbegriff* zugrunde. Dieser soll im Folgenden dargelegt werden, doch bedarf es dazu auch einer kurzen Abhandlung der ihm vorangegangenen – und auch immer noch einflussreichen – Kulturbegriffe, von denen er sich absetzt. Diese sind der *normative*, der *totalitätsorientierte* (*klassisch-ethnologische*) sowie der *differenztheoretische* (*sektorale*) Kulturbegriff.

Der Ursprung des *normativen* Kulturbegriffs ist in der etymologischen Grundbedeutung des Wortes *Kultur*, lat. *colere:* „pflegen", „anbauen", verankert (vgl. Altmayer 2010: 1403). Schon in der Antike vom Bereich des Ackerbaus auf die äußerlich sowie innerlich ‚kultivierte', d.h. „ausgezeichnete, erstrebenswerte Lebensweise" (Reckwitz 2006: 65/66) des Menschen übertragen, bedeutet *Kultur* in diesem Zusammenhang einen „Gegensatz zum vorgesellschaftlichen Naturzustand" (Altmayer 2010: 1404; vgl. Reckwitz 2006: 66). Der somit deutlich wertende Begriff wird im 18. Jahrhundert von Pufendorf von individuellen Tugenden auf den gesellschaftlichen Kontext übertragen und gewinnt so im Zuge der fortschreitenden Kolonisierung im 18. und 19. Jahrhundert an Brisanz, in deren Zusammenhang er „den Prozess der fortschreitenden Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse zum immer Besseren" beschreibt und insbesondere nicht-europäische Gesellschaften als „wild, kulturlos

oder unzivilisiert“ (Altmayer 2010: 1404) abwertet und so das Überlegenheitsgefühl der Europäer gegenüber den Kolonisierten rechtfertigt (vgl. ebd.).

Obwohl dieser Kulturbegriff auf aktuelle Fragestellungen der Kulturvermittlung selbstverständlich nicht anwendbar ist, da er stark homogenisierend und wertend nur *eine* für alle verbindliche Lebensweise vorsieht und dadurch keine deskriptive auf Erkenntnisgewinn ausgerichtete Kategorie bildet (vgl. Altmayer 2010: 1405 und Reckwitz 2006: 71), sind seine durch Kontakt mit der Sozialtheorie entstandenen Transformationen, der totalitätsorientierte und sektorale Kulturbegriff (vgl. Reckwitz 2006: 72), Grundlagen für landeskundliche Konzepte geworden.

Der *totalitätsorientierte*[1] bzw. *klassisch-ethnologische*[2] Kulturbegriff verzichtet zunächst auf eine wertende Konnotation und führt die „Pluralisierung und Relativierung“ (Altmayer 2010: 1406) des Begriffs herbei, d.h. die Anerkennung von verschiedenen wertfrei nebeneinander existierenden *Kulturen*, die in ihrem historischen Kontext zu verorten sind (vgl. Altmayer 2010: 1405/1406 und Reckwitz 2006: 72/73). Außerdem findet eine Ausweitung des Begriffs auf „jede[r] Form menschlicher Vergesellschaftung“ (Altmayer 2010: 1406) statt (Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Gesetz, Brauch etc.), der damit alles vom Menschen Geschaffene umfasst, weshalb ‚Kultur‘ hier auch sehr allgemein als „alles, was nicht Natur ist“ (Reckwitz 2006: 76) definiert werden kann. Darüber hinaus rückt an die Stelle einer biologischen Determiniertheit eine kulturelle Determiniertheit des Individuums (vgl. ebd.). Dieses wird als in seinem Verhalten, Wissen, seinen moralischen und religiösen Überzeugungen usw. durch die Gesellschaft, in die es hineingeboren wurde, bestimmt gesehen (vgl. Reckwitz 2006: 74-76 und Altmayer 2010: 1406). Somit spricht man hier auch von einem ‚holistischen‘ Verständnis von Kultur, das dementsprechend primär Unterschiede zwischen einzelnen Kulturen sowie auch den Nationalstaaten beleuchtet (vgl. Reckwitz 2006: 76 und Altmayer 2010: 1407).

Das erfolgreichste DaF/DaZ-Konzept zur Kulturvermittlung, das diesem Kulturbegriff verpflichtet ist, ist der interkulturelle Ansatz (vgl. Altmayer 2010: 1407), der einen Schwerpunkt auf die Dichotomie des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘ und deren vergleichende Gegenüberstellung legt. An diesem Kulturbegriff ist jedoch zu kritisieren, dass es sich um ein Kulturverständnis handelt, „das die Widersprüche und Heterogenitäten moderner Gesellschaften und die gerade im Zeitalter der Globalisierung immer deutlicher werdenden Vermischungen und Verwischungen kultureller Orientierungen unterschlägt, die Individuen auf völlig einseitige und unangemessene Weise auf ihre nationale bzw. ethnische Identität festlegt

[1] Terminologie nach Reckwitz 2006
[2] Terminologie nach Altmayer 2010

und zudem das Denken in pauschalisierenden und stereotypischen Kategorien eher fördert als hinterfragt“ (ebd.). In der Kulturwissenschaft gehen moderne Kulturtheorien daher, und insbesondere auch wegen seiner sehr allgemeinen Auffassung des Gegenstandsbereichs von Kultur, vom *totalitätsorientierten Kulturbegriff* zunehmend zu einem *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* über, der Kulturen nicht mehr als Ganzes erklären will, sondern Muster „als Produkt von spezifischen kollektiven Sinnsystemen […], in denen die Wirklichkeit kognitiv-symbolisch organisiert wird“, herauszuarbeiten versucht (Reckwitz 2006: 79, vgl. ebd.: 78).

Eine andere Transformation des *normativen Kulturbegriffs* ist nach Andreas Reckwitz der praxisorientierte, weniger theoretisch fundierte, *differenztheoretische*[3] bzw. *sektorale*[4] Kulturbegriff. Hier ergibt sich, anders als beim *totalitätsorientierten* Kulturverständnis, welches nicht mehr den sich ausdifferenzierenden modernen Gesellschaftsmodellen entspricht, eine Eingrenzung des Bedeutungsbereichs von ‚Kultur‘ (vgl. Reckwitz 2006: 72, 79-80). Sie wird nunmehr als ein „gesellschaftliche[s] Teilsystem“, genauso wie „Politik, Wirtschaft und Sozialstruktur“ verstanden (Altmayer 2010: 1405). Zusammengefasst werden hierin die normativ als hochwertig bestimmten „intellektuellen und künstlerischen Aktivitäten“ (Reckwitz 2006: 79) einer Gesellschaft, also die sogenannte ‚Hochkultur‘ (vgl. auch Altmayer 2010: 1405). In dieser Weise wurde ‚Kultur‘ auch in der traditionellen Landeskunde noch aufgefasst, die durch den kognitiven Ansatz geprägt war und damit primär die Vermittlung von Fakten bezüglich einzelner Teilbereiche der Gesellschaft verfolgte (vgl. Altmayer 2010: 1405 und Grub 2015: 81/82). Der Begriff liegt auch der aktuellen auswärtigen Kulturpolitik zugrunde, jedoch im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert mit *erweitertem Kulturbegriff,* d.h. mit gleichwertiger Berücksichtigung der Produkte aus Alltags- und Subkultur (vgl. Altmayer 2010: 1405 und Grub 2015: 82). In den Kulturwissenschaften handelt es sich bei diesem Kulturbegriff um die institutionelle „Produktion, Verteilung und Verwaltung von ›Weltdeutungen‹ intellektueller, künstlerischer, religiöser oder massenmedialer Art“ (Reckwitz 2006: 79). Dieser Gesichtspunkt der ‚Weltdeutungen‘ ergibt sich durch die Ausweitung des Begriffs auf die Massenmedien und das neue populäre Verständnis von Kultur als Konsumgut, das Bedeutungszuschreibungen in Form von „symbolischen Attribute[n]“ als „Ausdruck eines bestimmten Lebensstils“ (Reckwitz 2006: 83) über den eigentlichen ‚Nutzen‘ von Kulturgütern stellt. Laut Reckwitz ist es dann „nur noch ein kleiner Schritt“, die Definition von Kultur von als „künstlerisch“ beurteilten Artefakten zu lösen und im Sinne der

[3] Terminologie nach Reckwitz 2006
[4] Terminologie nach Altmayer 2010

„Bedeutungen, die die ›Gegenstände‹ innerhalb eines Sinnsystems erhalten“ (ebd.: 84) vorzunehmen, wie es beim *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* der Fall ist.

Wie deutlich wurde, kann in den Kulturwissenschaften die Tendenz ausgemacht werden, der Definition von Kultur einen *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* zugrunde zu legen, obwohl der *totalitätsorientierte* und *differenztheoretische* Kulturbegriff in landeskundlichen Konzepten im Bereich DaF bis heute Bestand haben.

Dieser *bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff* entstand im Kontext des ‚Cultural Turn‘, einem „grundlegenden Paradigmenwechsel“ (Altmayer 2010: 1407) in den Kultur- und Sozialwissenschaften, der zuerst 1988 von Jeffrey Alexander beschrieben wurde (vgl. Reckwitz 2006: 15). Dieser Umorientierung wird durch die wieder rezipierte klassische Kultursoziologie der Jahrhundertwende (Max Weber, Émile Durkheim, Georg Simmel und Wilhelm Dilthey) und durch die Sozialphilosophie des 20. Jahrhunderts (Phänomenologie nach Husserl, Hermeneutik nach Heidegger und Gadamer, Strukturalismus und Semiotik nach Saussure, Wittgensteins Sprachphilosophie, US-amerikanischer Pragmatismus u.a. nach Thomas) der Weg geebnet (vgl. Reckwitz 2006: 18-21). Im Zuge des Cultural Turns findet eine Umstellung der Forschungsperspektive „von allgemeingültigen nomothetischen Erklärungsmodellen menschlichen Verhaltens auf die Ebene der symbolischen Ordnungen und subjektiven Sinnzuschreibungen“ (Altmayer 2010: 1408) statt und man geht nunmehr davon aus, „dass die (soziale) Wirklichkeit nicht unmittelbar gegeben, sondern in Akten diskursiver Deutung und Sinnzuschreibung von den Akteuren selbst erst konstituiert wird“ (ebd.). Diese symbolischen Ordnungen werden in dem in diesem Zusammenhang formulierten *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* zum Erklärungsmuster für Kultur. Sie sind ‚geteilte Wissensordnungen‘ (Quinn/Holland), die für die Konstruktion von gemeinsamer Wirklichkeit verantwortlich sind und so die Grundlage für die Bildung von Gruppen und Gesellschaften darstellen (vgl. Reckwitz 2006: 85/86). Richtungsweisend für diese Entwicklung war auch die interpretative Ethnologie und Clifford Geertz’ semiotischer Kulturbegriff, der Kultur als ‚Bedeutungsgewebe‘ beschreibt, in welches der Mensch „verstrickt ist“ (Geertz zitiert nach Altmayer 2010: 1408), d.h. durch welches er bestimmt ist, woran er jedoch auch eigens flicht und somit selbst mitgestaltet (vgl. ebd.).

Für die Kulturvermittlung im Bereich DaF birgt dieser Kulturbegriff großes Potenzial, da von ihm ausgehend einer homogenisierenden Vorstellung von Kultur entgegengewirkt werden kann, andererseits macht er auf die große Komplexität der Fragestellungen rund um die Kulturvermittlung aufmerksam, der nicht leicht beizukommen ist. Durch die Verknüpfung von Kultur und Wissen ergibt sich zunächst die Abkehr von Kulturverständnissen, die entweder Lebensweisen vergleichend bewerten (*normativer Kulturbegriff*) oder Individuen

sozialisationsbedingt als durch die Gesellschaft kulturell determiniert betrachten und somit insbesondere Nationalitäten und Nationalkulturen stark voneinander abgrenzen (*totalitätsorientierter Kulturbegriff*). Des Weiteren verbietet er auch eine Reduktion von Kultur auf Artefakte und Gegenstände (*sektoraler Kulturbegriff*) und legt die Kerndefinition von Kultur somit strikt immateriell und mentalistisch, d.h. ausschließlich auf mentale Bedeutungskonstruktionen bezogen, aus. Diese Auffassung ist insbesondere angesichts der Globalisierung zeitgemäß, da sie den Überschneidungen von kulturellen Lebensräumen sowie Lebensweisen, die über politische Grenzen hinausgehen, Rechnung trägt. Es ist also ein Kulturbegriff, der mit der transkulturellen Realität moderner Gesellschaften vereinbar ist, die nach innen heterogen und pluralistisch, und gleichzeitig nach außen geöffnet und vielfältig mit anderen Gesellschaften verbunden sind, die also „von Durchdringungen und Verflechtungen" (Welsch 2012: 26) geprägt sind.

Es stellt sich jedoch weiterhin, oder umso mehr, die Frage, wie unter diesen Voraussetzungen eine Kulturvermittlung im Fach DaF aussehen kann, wenn von dem Konzept der Nationalkultur, zumindest der nach außen hin abgegrenzten, abgesehen wird. Da der *bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff* eine richtungsweisende allgemeine Grundlage bietet, jedoch noch kein konkretes Konzept darstellt, empfiehlt Altmayer für die „Reformulierung eines für den Kontext DaF/DaZ brauchbaren, hinreichend differenzierten und gleichwohl noch handhabbaren Begriffs" den Rückgriff auf „die Diskursforschung im Anschluss an Foucault und die neuere Kultur- und Wissenssoziologie" (Altmayer 2010: 1408).

In der Tat bietet sich für ein Verständnis von Kultur, das auf dem *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* basiert und für die Kulturvermittlung im Bereich DaF nutzbar ist, die auf Foucault zurückgehende Diskursforschung an. Bevor ein dementsprechender Ansatz (Kultur als Text) vorgestellt wird, soll jedoch zunächst definiert werden, was unter ‚Diskurs' zu verstehen ist.

1.2 Definition von Diskurs

Grundlegend für die vorliegende Definition, die sich auf den die Thematik prägnant zusammenfassenden Aufsatz „Diskursanalyse, Diskursgeschichte" von Simone Winko und die Darlegungen in der bereits zitierten Arbeit von Andreas Reckwitz bezieht, sind die frühen Schriften Foucaults, die insbesondere für erkenntnistheoretische und wissenssoziologische Fragestellungen als Fundament dienen können (vgl. Winko 1996: 466) und welche auch für den hier relevanten Kontext der Verknüpfung von Kultur und Wissen von Interesse sind.

Winko definiert den Begriff in seiner nach Foucault „disziplinübergreifend in Philosophie, Soziologie, Psychologie, Geschichte und Literaturwissenschaft" etablierten ‚diskurstheoretischen' Verwendung als ein „‚System des Denkens und Argumentierens' […],

das durch einen gemeinsamen ‚Redegegenstand', durch ‚Regularitäten der Rede' und durch ‚Relationen zu anderen Diskursen' bestimmt ist. Diskurse sind also keine Einzeltexte oder Textgruppen, sondern Komplexe, die sich aus Aussagen und den Bedingungen und Regeln ihrer Produktion und Rezeption in einem bestimmten Zeitraum zusammensetzen" (Winko 1996: 464).

Es handelt sich also um thematisch gebundene ‚diskursive Praktiken', d.h. um „Kommunikation in mündlicher oder schriftlicher Form, die als Kette von Aussagen (*énoncés*) und damit als eine sprachliche ‚Folge von Zeichen' erscheint" (Reckwitz 2006: 271). Diese ‚diskursiven Praktiken' sind für Foucault das, was von der Kultur materiell als ‚Verhaltensereignisse' zu Tage tritt, dem Sozial- und Kulturwissenschaftler somit als ‚Material' zur Kulturanalyse vorliegt (vgl. ebd.: 270-72). Ziel einer Diskursanalyse ist es dann, die übergeordneten ‚Formationsregeln' freizulegen, die bestimmen, „was in einem Diskurs als möglicher Sinn von Aussagen erscheinen kann" (ebd.: 274) und „welche Gegenstände in einem Diskurs zugelassen sind, mit welchen Begriffen und in welchem Modus […] über sie gesprochen wird, welche theoretischen Annahmen dabei vorausgesetzt werden, wer redet oder reden darf" (Winko 1996: 468). Sie geben somit Aufschluss über die diskursstrukturierenden ‚Wissenscodes' bzw. ‚Wissensordnungen' einer Kultur zu einer bestimmten Zeit (vgl. Reckwitz 2006: 266/273 und Winko 1996: 467/468).

Zentral ist für die Diskursanalyse hierbei die historische Spezifik von Aussagen, d.h. ihre zeitliche und räumliche Kontextualisierung, die verdeutlicht, dass ihre Formationsregeln „historisch variabel" (Winko 1996: 467) sind. Aussagen stellen somit keine festen semantischen Einheiten dar, die auf etwas in der Welt real Existierendes (Gegenstände, Zustände, Situationen, Intentionen Personen etc.) verweisen, sondern ihre Bedeutung manifestiert sich immer nur in den Relationen zu anderen Aussagen und Diskursen, die bei der Diskursanalyse herausgearbeitet werden (vgl. ebd.). Dies steht in engem Zusammenhang mit Foucaults erkenntnistheoretischer Prämisse. Nach ihm ist die „Welt [...] nur durch Sprache zu ›haben‹, wird durch sie nicht etwa repräsentiert, sondern (als diese bestimmte Welt) allererst konstituiert; und diese Sprache wird von vorgängigen symbolischen Ordnungen bestimmt" (ebd.: 466). Der Diskurs wird als absolut realitätsbestimmend und damit erkenntnisstiftend dargestellt. Er ist also nicht nur autonom, indem er Bedeutungen durch den Verweis auf sich selbst speist, sondern er strukturiert und konstituiert auch alles außerhalb seiner selbst, da die Welt nur durch ihn erfahrbar wird (vgl. ebd.). Dies beinhaltet, dass auch das menschliche Subjekt samt seiner mentalen Eigenschaften und Wahrnehmungen letztendlich zu einer ‚Beschreibungskategorie' des Diskurses, d.h. innerhalb der diskursiven Praxis definiert wird (vgl. Reckwitz 2006: 282 und Winko 1996: 466/467).

Aus diesen diskurstheoretischen Grundannahmen ergeben sich einige Konsequenzen für die Definition von und den Umgang mit Texten. Genauso wie jedes Subjekt ist auch ein Sprecher bzw. Autor „von Diskursen geprägt“ (Winko 1996: 472). Er agiert nicht als Individuum mit eigenen Absichten, sondern „wird bestimmt von der vorgängigen symbolischen Ordnung, an die jeder Mensch durch seine Sprache gebunden ist“ (ebd.). Indem Autoren/Sprecher aus vorangegangenen Diskursen schöpfen, stellen sie einen „Schnittpunkt differenter Diskurse“ (Fohrmann & Müller zitiert nach Hallet 2002: 18) dar, genauso wie ihre Texte „‚Knotenpunkte‘ im Netzwerk verschiedener Diskurse“ (Winko 1996: 472) sind. „Sie sind kontingent, ohne feste Grenzen und verweisen nicht auf die außertextuelle Wirklichkeit, sondern auf andere Texte“ (ebd.). Dementsprechend beleuchtet die Diskursanalyse und auch eine diskurstheoretische Textanalyse immer die Verknüpfungen zwischen den Aussagen bzw. Texten (vgl. ebd.).

1.3 Kultur als Text bzw. Diskurs

Im Einklang mit Foucaults Diskurstheorie kann ein Konzept von Kultur beschrieben werden, das sich der ‚Kultur-als-Text‘-Ansatz nennt. Zentral bei Foucault ist die Erhebung des Diskurses bzw. der ihn konstituierenden Texte zur absoluten kulturellen Materialität. Reckwitz bewertet Foucaults Diskurs-Konzept deshalb auch „als Exemplifikation eines kulturtheoretischen Ansatzes […], der ‚Kultur als Text‘ beschreibt: Die sozial-kulturelle Welt *besteht* demnach aus diskursiven Praktiken, aus Aussage- und Zeichensequenzen, die gewissermaßen eine Reihe von ‚Texten‘ bilden“ (Reckwitz 2006: 283).

Der ‚Kultur-als-Text‘-Ansatz wurde begrifflich von Clifford Geertz geprägt und stellt laut Reckwitz eine „Nebenlinie“ zu den beiden Hauptströmungen der modernen Kulturwissenschaft, der neostrukturalistischen und der interpretativen Kulturtheorie, dar (vgl. Reckwitz 2006: 187), die von Foucault (in seinen frühen Schriften), als Vertreter neostrukturalistischer Bewegungen, und Geertz, als Vertreter der interpretativen Kulturtheorie, begründet wurde (vgl. ebd.: 581). Bei diesen Autoren handelt es sich dabei um einen klar antimentalistischen Ansatz, der davon ausgeht, „daß mentale Phänomene aus der Kultur- und Wissensanalyse exkludiert werden können und müssen“ (ebd.: 582). Subjektive Sinnzuschreibungen bzw. Verständnisprozesse spielen demnach keine Rolle. Vielmehr werden „Aussage- oder Symbolsequenzen“, die dem Subjekt ausgelagert sind, sich autonom aus sich selbst speisen und übergeordnete Wissensordnungen beherbergen, Gegenstand der Kulturanalyse (vgl. ebd.: 583/584).

Auf diese Weise erfolgt eine Erweiterung des Verständnisses von ‚Text‘. „Nicht nur ‚Texte‘ im engeren Sinne schriftlicher Diskurse, sondern auch Kunstwerke, Rituale, Körperzeichen, Architektur, die gesamte moderne visuelle Kultur von Film bis zur

Werbung“ (Reckwitz 2006: 586) werden als kulturelle Symbolträger dechiffriert. Nichtsdestotrotz erweist sich der absolute Ausschluss mentaler Repräsentationen der Wissensordnungen, d.h. ein vorausgesetzter autonomer Sinn in Texten und Diskursen, der „unabhängig von den Sinnzuschreibungen der Teilnehmer“ (ebd.: 587) existiert, als illusionär, da er „einer Art ‚Mythos der Unmittelbarkeit‘ verhaftet“ bleibt (vgl. ebd.: 292/587). Kulturelle Bedeutungen können nicht unmittelbar aus Texten und Diskursen erschlossen werden, sondern setzen immer eine subjektive Verstehensleistung voraus, bei der das zu Rezipierende mit im Subjekt mental repräsentiertem (Schema-)Wissen abgeglichen wird (vgl. ebd.: 587). Symbolische Ordnungen bzw. Wissensstrukturen können also nur insofern als in Texten und Diskursen *enthalten* beschrieben werden, solange die am Diskurs beteiligten Akteure den verwendeten ‚Aussage- und Symbolsequenzen‘ nahezu gleiche Bedeutungen zusprechen (vgl. ebd.: 290). Trotzdem würde auch „[d]iese Gleichförmigkeit der Sinnzuschreibungen der Teilnehmer“, wie Reckwitz kommentiert, „ein übersubjektiv existierendes, mental verankertes Wissen von Sinnmustern voraus[setzen]“ (ebd.).

Es kann selbstverständlich nicht von der Prämisse ausgegangen werden, dass sich dieses kollektive Wissen mental von Individuum zu Individuum innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft gleich repräsentiert. Dies würde ein homogenisierendes Bild von Kulturen zeichnen, dem zuvor bereits widersprochen wurde (vgl. Kap. 1.1 dieser Arbeit). Somit muss von der radikal antimentalistischen Vorstellung des unmittelbaren Zugangs zu Kultur über Texte abgesehen werden. Vielmehr muss von einem subjektübergreifenden *mental repräsentierten*, oft impliziten Wissen ausgegangen werden, das grundlegend für eine kulturelle Gemeinschaft ist und welches sich in kommunikativen Handlungen, also Texten und Diskursen, manifestiert – eine Lösung, wie sie, vermeintlich vollständig, die interpretative Kulturtheorie im Sinne des an Alfred Schütz anknüpfenden Habermas’schen ‚Lebensweltbegriff‘ bietet (vgl. Altmayer 2004: 141–145). Unter Einbeziehung einer Repräsentation des gemeinsamen, in den mentalen Prozessen des menschlichen Subjekts verorteten Wissens rechtfertigt sich hier ein Zugang zu Kultur auch nur über Texte gemäß dem zuvor beschriebenen Textbegriff (vgl. ebd.: 145), wenn auch immer vermittelt über mentale Rezeptions- bzw. Verstehensprozesse. So werden insbesondere im Hinblick auf die Kulturvermittlung im Fremdsprachenunterricht Texte, und hier insbesondere thematisch vernetzte Texte, also Diskurse, zum Zugang kulturellen Wissens. Dennoch ergeben sich auch hier bezüglich der theoretischen Grundlage, wie Altmayer herausarbeitet, noch Unstimmigkeiten. Zunächst ist es fraglich, wie ein bei Habermas zugunsten der Kommunikationsmöglichkeit *vorausgesetztes* gemeinsames Wissen auch tatsächlich faktisch herausgestellt werden kann. Darüber hinaus droht die Argumentation bei der Annahme eines über Texte zugänglichen überindividuellen Wissens ebenfalls in den Verlauf

eines für alle Teilnehmer einer Kommunikationsgemeinschaft *repräsentatives* Hintergrundwissen im Sinne eines homogenisierenden Kulturverständnisses zu verfallen (vgl. ebd.: 147/148). Diese Fragen soll das nächste Unterkapitel unter Rückgriff auf die Theorie des kulturellen Gedächtnisses behandeln, um das Verständnis von ‚Kultur-als-Text' weiter zu differenzieren.

1.4 Kultur und Erinnerung: Das kulturelle Gedächtnis und Erinnerungsdiskurse

Die Theorie zum kulturellen Gedächtnis wurde von Jan und Aleida Assmann entwickelt bzw. weiterentwickelt. In diesem Zusammenhang verstehen sie „Kultur […] als de[n] historisch veränderliche[n] Zusammenhang von Kommunikation, Gedächtnis und Medien" (Assmann & Assmann 1994: 114). Diese allgemeine Definition soll im Folgenden etwas genauer erläutert werden.

Ausgehend von der Theorie Habermas' zum *sozialen Gedächtnis* definiert sich das Gedächtnis eines Individuums immer sozial – es kann nur das erinnern, was im Zusammenhang ‚sozialer Bezugsrahmen' erinnernswert erscheint (vgl. Assmann & Assmann 1994: 117/118). „Selbst die noch so privaten Erinnerungen des Einzelnen bilden sich in der Interaktion mit anderen, entstehen stets auf dem Boden der Sozialität" (ebd.: 117). Das individuelle biografische Gedächtnis „ist in Gruppengedächtnisse eingegliedert" und somit „Kreuzungspunkt verschiedener Sozialgedächtnisse" (ebd.: 118). Somit gilt, dass, genauso wie das Individuum seine Identität, neben seiner physisch-körperlichen, zu großen Teilen aus seinem Wissen um seine Vergangenheit speist, d.h. aus seiner Erinnerung an sein vergangenes Ich und dessen Erfahrungen, sich auch eine kollektive Identität im Sinne eines gemeinsamen Wissens aus der „Erinnerung an eine gemeinsam bewohnte Vergangenheit" ergibt (Jan Assmann zitiert nach Altmayer 2004: 159).

Juri Lotman definiert Kultur ebenfalls als Gedächtnis. Er beschreibt sie „als das nichtvererbbare Gedächtnis einer Gruppe" (Assmann & Assmann 1994: 116). Dies bedeutet, dass es nicht genetisch, *biologisch*, bedingt ist. Jan und Aleida Assmann schließen daraus, dass dieses Kulturverständnis „uns über die biologische Dimension hinaus auf die symbolische" verweist, und damit auf die Kommunikation, denn „[a]llein im Rahmen der Mit- bzw. Zwischenmenschlichkeit werden Symbole produziert und tradiert" (ebd.: 117). Kultur wird also, im Sinne des *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriffs*, als zwischen den Menschen durch Kommunikation zirkulierendes Wissen aufgefasst, welches jedoch in großem Maße historisch, d.h. an gemeinsame Erinnerungen, gebunden ist. Es ist ein Wissen über die Vergangenheit, das die Identität von Individuen und Kollektiven in der Gegenwart ausmacht. Diese gemeinschaftsstiftenden Erinnerungen fassen Jan und Aleida Assmann unter den Begriffen *kommunikatives* und *kulturelles Gedächtnis* zusammen.

Das kommunikative Gedächtnis ist hierbei das ‚Kurzzeit-Gedächtnis' und umfasst solche „Erinnerungen, die der Mensch mit seinen Zeitgenossen teilt" (Assmann & Assmann 1994: 119). Sie sind also im physischen Gedächtnis von Individuen gespeichert, mit deren Tod es ebenfalls verlischt (vgl. ebd.). Deshalb reicht es nur achtzig bis hundert Jahre zurück und zirkuliert hauptsächlich in der alltäglichen Interaktion, ist „informell, wenig geformt, naturwüchsig" (ebd.: 120, vgl. auch ebd.: 121).

Das kulturelle Gedächtnis ist im Gegensatz dazu die *medial repräsentierte* Erinnerung (vgl. Assmann & Assmann 1994: 120). Assmann und Assmann schreiben dazu:

> Der Übergang aus dem kommunikativen Gedächtnis ins kulturelle Gedächtnis wird durch Medien gewährleistet. Medien sind die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß spätere Generationen zu Zeugen eines längst vergangenen und in seinen Einzelheiten vergessenen Geschehens werden können. Sie erweitern drastisch den Radius der Zeitgenossenschaft. Durch Materialisierung auf Datenträgern sichern die Medien den lebendigen Erinnerungen einen Platz im kulturellen Gedächtnis. Das Photo, die Reportage, die Memoiren, der Film werden in der großen Datenbank objektivierter Vergangenheit archiviert (ebd.).

Das kulturelle Gedächtnis ist somit gesellschaftsstiftend, da es den Fortbestand einer sozialen Identität sichert (vgl. ebd.: 121). Durch die fortschreitende Ausbreitung der Schriftlichkeit und Medialisierung wandelt sich das kulturelle Gedächtnis grundlegend, da nun „mehr gespeichert werden kann, als gebraucht und aktualisiert wird" (ebd.: 122). Dies macht innerhalb des kulturellen Gedächtnisses eine weitere Differenzierung notwendig, die sich auf die unterschiedlichen Funktionen gespeicherten Wissens für die soziale Identität innerhalb einer Gesellschaft bezieht. Assmann und Assmann sprechen hier von einem ‚vordergründigen' Funktionsgedächtnis und einem ‚hintergründigen' Speichergedächtnis.

Das Funktionsgedächtnis ist hierbei der ‚bewohnte' Teil des kulturellen Gedächtnisses. Hier spielen Erinnerungen eine Rolle, die aktualisiert sowie „kultiviert, domestiziert, semiotisiert" (Assmann & Assmann 1994: 122) sind. Das heißt, dass Subjekte, die über diese Erinnerungen aktiv verfügen, diese *bewusst* erinnern und ihnen somit innerhalb ihres sozialen Bezugsrahmens eine *Bedeutung* zuschreiben. Erinnerungstragende Subjekte sind dabei nicht nur Individuen, sondern auch Kollektive und Institutionen (vgl. ebd.: 123). Das Funktionsgedächtnis ist also primär für die kollektive Identitätsbildung zuständig. Hierbei ist es jedoch außerordentlich wichtig zu betonen, dass einzelne individuell erinnernde Subjekte *selektiv* erinnern. Das bedeutet, dass das komplette ‚Repertoire' des Funktionsgedächtnisses eines Kollektivs immer nur als individuell kombinierte Teilmenge in einzelnen Trägern vorhanden ist. In dieser Weise konstituieren sich diese Subjekte erst als Individuen (vgl. ebd. und auch Altmayer 2004: 159/165). Welche Wissensinhalte jedoch Eingang in das Funktionsgedächtnis finden, und welche nicht, ist zumeist nicht dem Zufall überlassen. Aus

unterschiedlichen Interessenslagen heraus werden Inhalte hervorgehoben bzw. unterdrückt. Dies geschieht zum Beispiel im Rahmen staatlicher Erinnerungspolitik (vgl. Assmann & Assmann 1994: 124–126).

Das Speichergedächtnis hingegen ist der ‚unbewohnte' Teil des kulturellen Gedächtnisses. Es beinhaltet und speichert die Wissensinhalte, die für die Gemeinschaft und deren sozialen Zusammenhalt aktuell keine wichtige Rolle spielen. Es handelt sich um „das unbrauchbar, obsolet und fremd Gewordene, das neutrale, identitätsabstrakte Sachwissen, aber auch das Repertoire verpaßter Möglichkeiten und alternativer Optionen" (Assmann & Assmann 1994: 122). In Form von Archiven wird es zum Speicher für schriftlich oder elektronisch fixiertes Wissen und umfasst alle potenziell vorhandenen Wissensinhalte und ist ‚objektiv', da es keine interessengeleiteten Gewichtungen vornimmt. Somit ist es für die Gemeinschaft nicht identitätsstiftend, aber trotzdem von Wichtigkeit, denn „es bildet den Kontext der verschiedenen Funktionsgedächtnisse, gewissermaßen deren Außenhorizont, von dem aus die verengten Perspektiven auf die Vergangenheit relativiert, kritisiert, und nicht zuletzt: verändert werden können" (ebd.: 129).

In diesem Zusammenhang, und auch insbesondere wegen einer im elektronischen Zeitalter zunehmenden Konturlosigkeit und Diffusität des kulturellen Gedächtnisses, ergibt sich insbesondere im Kontext kultureller Bildung ein didaktischer ‚Erinnerungsauftrag', denn „ein […] Teil [des Speichergedächtnisses, R.W.] ist über eine didaktische oder ästhetische Wahrnehmung erschließbar, das sind Themen, Konzepte, Gegenstände, die in Museen, Filmen, Romanen und anderen Medien der Rekontextualisierung ins öffentliche Bewußtsein zurückgeführt werden können" (Assmann & Assmann 1994: 128; vgl. ebd.: 136/140). Im Hinblick auf den ‚Erinnerungsauftrag', der auch in der fremdsprachlichen Kulturvermittlung gilt, ergibt sich weiterhin eine besondere thematische Brisanz bezüglich der deutschen NS-Vergangenheit und ihrer Verbrechen. Die Erinnerung an diese nunmehr achtzig bis neunzig Jahre zurückliegende Zeit ist nämlich dabei, vollständig in den Bestand des kulturellen Gedächtnisses überzugehen, da nur noch sehr wenige Zeitzeugen am Leben sind. Hierbei kommt der medialen Fixierung und Archivierung von Dokumenten, jedoch auch der aktiven Aufarbeitung und immer erneuten textuellen Aneignung dieser Erinnerung hohe Bedeutung zu, um diese Erinnerungen im Funktionsgedächtnis lebendig zu halten und somit als gesellschaftsstiftend zu erhalten (vgl. ebd.: 120). In diesem Zusammenhang rechtfertigt sich auch die thematische Schwerpunktsetzung auf das deutschsprachige Exil in Brasilien in dem für diese Arbeit ausgewählten Textnetzwerk.

Wie zusammenfassend deutlich wird, handelt es sich bei der Frage, ob es sich bei kulturellen Wissensordnungen um mental oder in Texten repräsentiertes Wissen handelt, um

eine Kombination beider Formen: Einerseits gibt es das mental repräsentierte Wissen im Funktionsgedächtnis und andererseits das den Subjekten ausgelagerte, hauptsächlich in Texten vorhandene Wissen im Speichergedächtnis. Beim Funktionsgedächtnis handelt es sich jedoch nicht insofern um ein repräsentatives Wissen, als das es bei jedem Teilnehmer gleichermaßen vorhanden wäre, sondern um ein *zirkulierendes* Wissen, über das konkrete Individuen immer nur fragmentarisch verfügen. Somit unterstellen Erinnerungen als gesellschaftsstiftendes Wissen keine innere Homogenität von Kulturen. Ebenfalls können Bestandteile des Speichergedächtnisses jederzeit in mentale Speicherprozesse überführt werden und somit dem Funktionsgedächtnis eingegliedert werden. Vereinzelt ist das Speichergedächtnis ohnehin im Funktionsgedächtnis von Individuen vertreten, nur ist es in seiner Funktion dann nicht identitätsstiftend für die Gesellschaft. Die Grenzen zwischen Funktions- und Speichergedächtnis sind also fließend (vgl. Assmann & Assmann 1994: 123). Unabhängig davon, ob Wissensbestände mental repräsentiert sind, können sie eine moderne Gesellschaft, in der mündliche Tradierung eine untergeordnete Rolle spielt, nur langfristig prägen, wenn sie in fixierter Form (schriftlich oder elektronisch gespeichert) vorhanden sind. Somit ergibt sich hier ebenfalls ein Zugang zur Kultur primär über Texte.

Es kann also gemäß einem *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* sowohl mit Foucaults Diskurstheorie als auch mit Jan und Aleida Assmanns Theorie des kulturellen Gedächtnisses geschlussfolgert werden, dass ein Zugang zu Kultur als ‚geteiltes Wissen' im Rahmen der Kulturvermittlung nicht unmittelbar, sondern primär als durch Texte vermittelt ermöglicht werden kann. Es sind somit nicht repräsentative Mentalitäten, Lebensweisen oder Artefakte der Hochkultur, die für die Kulturvermittlung relevant sind, sondern immer die interaktiv ausgetauschten Sinnzuschreibungen bzw. symbolischen Ordnungen, die sich über *authentische* mündliche und schriftliche Diskurse erschließen lassen. Hier stehen insbesondere die medial fixierten Diskurse im Mittelpunkt, die ein langfristiges generationsübergreifendes Erinnerungspotenzial haben, d.h. schriftliche Texte (literarische Texte und Sachtexte), Filme, Audio-Aufnahmen, Bilder, Fotografien etc. Als fixierte Form menschlicher Kommunikation werden Texte (in diesem weiten Sinn) zur materiellen Form des kulturellen Gedächtnisses, indem sie Wissensbestände speichern, auf die Diskursteilnehmer entweder aktiv und selektiv rekurrieren (Funktionsgedächtnis), oder die für eine spätere Reaktivierung in Diskursen bereitgehalten werden (Speichergedächtnis). Da Sinnzuschreibungen interaktiv entstehen, sind somit nicht Einzeltexte, sondern Diskurse in Form von Textnetzwerken mit thematischen Verknüpfungen für die Kulturvermittlung relevant. Für die Sinnrekonstruktion müssen die Texte folglich aufeinander bezogen werden. Texte werden in ihrer Vernetzung also zu gesellschaftlichen Diskursen, als deren Schnittpunkte sich Individuen mit ihren

Funktionsgedächtnissen in Form von individuellen und fragmentarischen Diskurskombinationen konstituieren, deren überindividuelle Verknüpfung jedoch auch die Gesellschaft konstituiert. Kulturen sind demnach netzwerkartig verbundene Diskursgemeinschaften.

1.5 Diskursfähigkeit als Ziel kulturellen Lernens im DaF-Unterricht

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass das Ziel kulturellen Lernens einerseits darin besteht, Diskurse zu rezipieren und zu lernen, sich in ihnen verstehend zurechtzufinden, andererseits darin, aktiv und selbstständig an Diskursen teilzunehmen und sie auf die eigene Situation zu beziehen (vgl. Badstübner-Kizik 2014: 52). Almut Hille formuliert hierzu: „An Verhandlungen und Aushandlungen, an Diskursen (in der Fremdsprache) teilnehmen und dabei die eigene Identität und Persönlichkeit, aber auch das eigene Verantwortungsbewusstsein für Entwicklungen auf der Welt stärken zu können, ist das Ziel von Lehr- und Lern- als Bildungsprozessen“ (2015: 110). Diese Zielfähigkeiten werden in der Forschung unter dem Begriff *Diskursfähigkeit* subsumiert (vgl. auch ebd.: 111). Der Fremdsprachenunterricht soll hierzu zum „offenen Verhandlungsraum“ (ebd.: 110) werden, in dem Lernende als „kulturelle Aktanten wahr- und ernstgenommen“ sowie als „gesellschaftlich verantwortlich deutende und handelnde Menschen betrachtet“ (Hallet 2006: 77) werden. Um dies zu erzielen, ist es wichtig, die außerunterrichtlich geführten „*real-world*-Diskurse“ (ebd.) zum Ausgangspunkt für die Text- und Themenfindung im Fremdsprachenunterricht zu machen (vgl. ebd. und auch Hille 2015: 110). Kulturelle diskursive Aushandlungsprozesse sollen so zugänglich und von den Lernenden auch selbst geführt werden (vgl. Hallet 2006: 76).

Zur Diskursfähigkeit gehört auch die *symbolische Kompetenz*. Lernende müssen, laut Claire Kramsch, neben der Fähigkeit zu kommunizieren auch erkennen, wie Bedeutungen innerhalb einer Gesellschaft durch Texte geschaffen werden: „[T]hey have to understand the practice of meaning making itself“ (Kramsch 2006: 251; vgl. hierzu auch Hille 2017: 80/81). In modernen global vernetzten Gesellschaften mit ihren multimodalen Spezialdiskursen ist diese Praxis selbstverständlich von hoher Komplexität gezeichnet (vgl. Kramsch 2006: 251). Die Aufmerksamkeit soll auf die Form von Texten und Diskursen gelenkt werden, darauf, wie formale Aspekte des Aufbaus und der Sprache die Bedeutungen von Texten beeinflussen können (vgl. ebd.: 251/252). Dieses Verhältnis von Form und Bedeutung ist insbesondere auch bei ästhetisch konzipierten, künstlerischen Texten relevant (vgl. Hille 2015: 111).

Darüber hinaus sind kulturelle Diskurse und ihre symbolische Dimension auch immer historisch geprägt. Da im Unterricht die „(Re-) Aktivierung des Gedächtnisses“ als „kulturelle[n] Praxis” stattfindet, „haben wir es immer mit ‚symbolischen Stellvertretern‘ der

Vergangenheit zu tun“, wie Hille (2015: 111) formuliert. Auch Kramsch betont die geschichtliche, aber auch zukünftige Dimension, die sich auf die Bedeutungen bzw. das Verständnis gegenwärtiger (fremdsprachlicher) Diskurse auswirkt: „In order to understand others, we have to understand what they remember from the past, what they imagine and project onto the future, and how they position themselves in the present. And we have to understand the same things of ourselves” (2006: 251). Dies bedeutet, dass zu den realen gesellschaftlichen Diskursen, anhand derer die Mechanismen der symbolischen Bedeutungskonstruktion in ihrer Komplexität im Unterricht verdeutlicht werden sollen, auch insbesondere Erinnerungsdiskurse gehören (vgl. Hille 2015: 111 und Kramsch 2006: 251). Unter Bezug auf Kramschs Definition beschreibt Hille Diskursfähigkeit als „Befähigung der Lernenden, die Komplexität der heutigen Welt besser zu erfassen und zu verarbeiten‘; die poetischen, emotionalen und ideologischen Dimensionen von Texten wahrzunehmen und sich in der Auseinandersetzung mit ihnen andere mögliche Darstellungen der eigenen ‚geschichtlichen beziehungsweise kulturellen Umwelt vorzustellen‘“ (2015: 111). Sie resümiert weiterhin: „Es ist die ‚uneinholbare Komplexität der Geschichte‘, die auch im Fremdsprachenunterricht als Ort der Persönlichkeitsbildung nicht ausgespart werden darf. In Textnetzwerken mit Erinnerungs- als Netzwerkknoten kann sie exemplarisch entfaltet werden“ (Hille 2015: 111; vgl. hierzu auch Kramsch 2011: 35/39).

Die Erinnerung an das deutschsprachige Exil in Brasilien und ihre sowohl geschichtliche als auch aktuelle diskursive Verhandlung stellt in diesem Sinne einen gesellschaftlich relevanten Erinnerungsdiskurs dar, der als ein ‚Textnetzwerk‘ Eingang in den brasilianischen DaF-Unterricht finden kann, um Diskursfähigkeit zu fördern. Was unter Textnetzwerken zu verstehen ist und auf welcher kultur- und textdidaktischen Grundlage ihr Einsatz zu rechtfertigen ist, wird das nächste Kapitel darstellen.

2 FREMDSPRACHLICHE TEXTDIDAKTIK – ARBEIT MIT DISKURSAUSSCHNITTEN IN DER KULTURVERMITTLUNG

2.1 Fremdsprachenunterricht als ‚hybrider Diskursraum' (nach Hallet)

Das Ziel der kulturellen Teilhabe durch Diskursfähigkeit findet in der fremdsprachlichen Textdidaktik nach Wolfgang Hallet (2002) Umsetzung. Basierend auf dem Textbegriff Roland Barthes', der Intertextualitätstheorie, dem kulturpoetischen Ansatz sowie der Diskurstheorie beschreibt er eine Kulturdidaktik, die primär auf dem „Zusammenspiel der Texte und Diskurse" (*interplay*) beruht (vgl. Hallet 2002: 23), und baut hier auf ähnlichen theoretischen Grundannahmen bezüglich einer kulturwissenschaftlichen Kulturdidaktik auf, wie sie im 1. Kapitel unter Rückgriff insbesondere auf die Diskursanalyse nach Foucault und Assmann & Assmann dargelegt wurden. Diese Grundannahmen sollen im Folgenden mit Hallet auf eine Textdidaktik für den Fremdsprachenunterricht bezogen werden.

Zunächst basiert Hallets Textdidaktik ebenfalls auf einem Verständnis von ‚Kultur-als-Text' und einem erweiterten Textbegriff. Kultur wird hier folglich, nicht zuletzt im Einklang mit Kristevas Kulturbeschreibung als „texte général", „in ihrer Gesamtheit als ein Zeichensystem" (Hallet 2002: 15) aufgefasst, welches im multimedialen Zusammenspiel von Texten (im weiten Sinne) Ausdruck findet (vgl. auch ebd.: 31/32). Kultur wird demnach als textuell materialisiert, und Texte folglich als durch ihren kulturellen Entstehungskontext, den Diskurs, geprägt begriffen (vgl. ebd.: 13/17). Die im Diskurs bestehenden intertextuellen Bezüge sind hierbei besonders wichtig, was bedeutet, „dass jeder Text sich aus einer Unzahl anderer Texte speist, auf die er wiederum verweist, und dass jeder Text innerhalb eines kulturellen Zusammenhangs auf irgendeine direkte oder mittelbare Weise mit jedem anderen verwoben ist" (ebd.: 32). Aufgrund dieser Vernetzung der Texte innerhalb der Diskursgemeinschaft definiert Hallet den *Hypertext*, der „eine prinzipiell unbegrenzte Zahl von Verknüpfungen von Texten und Zeichen über alle Ebenen hinweg und in alle Richtungen" (ebd.: 59) darstellt, als angemessenes Modell für eine Textdidaktik (vgl. ebd.: 130). Dies wird im Folgenden vertieft darzulegen sein.

Hallet erhebt Intertextualität, wobei er sich vorwiegend auf einen poststrukturalistischen Intertextualitätsbegriff nach Barthes beruft (vgl. 2002: 13-15, 18), zur „textdidaktische[n] Kategorie" (ebd.: 56). Die somit in den Vordergrund gestellten Verknüpfungen zwischen Texten und Diskursen betonen die Diskurs- sowie insbesondere die Interdiskursanalyse, d.h. die Analyse der Verweise zwischen verschiedenen (Spezial-) Diskursen, als Voraussetzung und wesentliches Element kulturellen Lernens (vgl. ebd.: 18/19). „Nur diese [die Interdiskursanalyse] kann offenlegen, welche Wahrnehmungsmuster, Kollektivvorstellungen

oder *shared meanings* Texte aufweisen oder auf welche Weise sie selbst zur gesellschaftlichen Konstruktion von Wahrnehmungsweisen und Bedeutungen beitragen.“ (ebd.: 19).

Um dieser Interkonnektivität von Texten und Diskursen Rechnung zu tragen, greift Hallet für den Textunterricht auf ein ‚offenes Textmodell‘ nach Roland Barthes zurück, in dem ein Text keine feste sakrale Bedeutung beherbergt, sondern als Kombination von „bereits Vorgefundene[m]“ (Hallet 2002: 12) betrachtet wird, welche von individuellen Rezipienten unterschiedlich gewichtet und wiederum assoziativ weiter mit neuen Texten kombiniert wird (vgl. ebd.: 11/12). Dieses Kombinieren ergibt ein unendliches „Spiel“ (ebd.: 11) von Bedeutungen und Verweisen, das einen Text in Interaktion mit seinem Rezipienten selbst als „produktiv“ (ebd.: 12), d.h. immer neuen Sinn hervorbringend, erscheinen lässt und „auf die Vorstellung von der einen modellhaften Interpretation“ (ebd.: 57) verzichtet. Bezogen auf die Textrezeption im Unterricht bedeutet dies:

> Ein Text (gedacht als Ausgangstext im Unterricht) muss immer gesehen und kann nur verstanden werden in einem Geflecht von Beziehungen zu anderen Texten, sei es, dass letztere als vorgefundene in den Ausgangstext Eingang gefunden haben (produktionsästhetische Intertextualität), sei es, dass der Ausgangstext einen Text (eine Erfahrung, einen Referenztext, einen Mythos etc.) im Textrepertoire eines Rezipienten evoziert, sei es, dass er die Entdeckung von Relationen oder von Differenzen zwischen zuvor scheinbar unverbundenen Texten provoziert (rezeptionsästhetische Intertextualität) (ebd.: 14).

Anschließend daran ergibt sich die Einsicht, dass Bedeutungskonstruktion nur in Interaktion zwischen Text(en) und Rezipient stattfinden kann, und dass diese sich mit jedem Rezeptionsprozess neu ergibt, weshalb sie unabschließbar ist (vgl. ebd.: 14/17 und auch Hille 2015: 111/12).

Es wird demnach deutlich, dass der Lerner als Rezipient im Textunterricht im Vordergrund steht. In diesem Zusammenhang ist, wie schon bei der Diskurstheorie nach Foucault und der Theorie des kulturellen Gedächtnisses nach Jan und Aleida Assmann dargelegt wurde, die Annahme wichtig, dass sich die Identität von Subjekten im poststrukturalistischen Sinne als Schnittpunkte zwischen (erinnerten) Texten bzw. Diskursen konstituieren (vgl. Hallet 2002: 20/21). Laut Hallet geschieht dies in Form einer „eigene[n] biografische[n] Erzählung“ (ebd.: 21), wodurch „Identität einen multiplen und temporären Charakter [erhält], da sie ständig einer großen Bandbreite von ‚kleinen‘ (vs. Lyotards ‚große‘) Erzählungen – in der globalisierten Welt auch aus verschiedenen Kulturen – ausgesetzt ist und dabei ständig neue, oft sehr heterogene *stories* in den autobiografischen Text einschreiben muss“ (ebd.: 22). Folglich trifft „[j]eder in den Unterricht eingeführte Text […] bei jedem Rezipienten auf einen Text der Selbst-Erzählung und verändert diesen, indem er daran mitschreibt“ (ebd.).

Es zeigt sich somit, dass die Ergänzung der Diskurstheorie und dem damit verbundenen ‚Kultur-als-Text'-Ansatz um eine mentale Repräsentationsebene von geteilten Wissensordnungen im textdidaktischen Kontext unabdingbar ist (vgl. Kapitel 1.3 dieser Arbeit und Hallet 2002: 60/61). Für die Konstruktion kultureller Bedeutungen sind immer subjektive Verstehensleistungen der Textrezipienten notwendig, welche gemäß der konstruktivistischen Auffassung von Weltwahrnehmung und -verständnis stets auf persönlichen Vorerfahrungen bzw. persönlichem Vorwissen basieren (vgl. Hallet 2002: 61). Die aktive kulturelle Verstehensleistung der Lernenden im Unterricht kann somit als *Prozess* der Textverknüpfung beschrieben werden, durch den ‚eigene' und ‚fremde', d.h. zum Rezeptionszeitpunkt unbekannte, Texte aufeinandertreffen und deren Sinnelemente von den Lernenden, als Schnittpunkt dieser Texte, selektiv inkorporiert, neu zusammengesetzt oder auch abgelehnt werden (vgl. ebd.: 57/58). Somit entsteht „ein Prozess der Mediation, des Austauschs und der Aushandlung (*negotiation*) von kulturellen Bedeutungen, Erfahrungen, Vorstellungen, Handlungsmustern und Werthaltungen" (ebd.: 29; vgl. auch ebd.: 25/26).

Ausgehend von diesen Überlegungen der Kulturalität von Texten, ihrer diskursiven Verknüpftheit sowie der individuellen Identitätskonstruktion von Subjekten als Schnittpunkte im Netzwerk des Diskurses, definiert Hallet den Fremdsprachenunterricht als einen „Diskursraum" (Hallet 2002: 39), in dem sich Kulturen und ihre Texte treffen, auseinandersetzen und austauschen (vgl. ebd.). Mit Rückgriff auf Claire Kramschs Metapher des ‚dritten Ortes' als einem mentalen Zwischenraum, in dem sich der Fremdsprachenlerner im unterrichtsgeleiteten Aushandlungsprozess zwischen bereits internalisiertem und potentiell internalisierbarem kulturellen Wissen persönlich neu verortet (vgl. ebd.: 37), und auf Delanoys Verständnis dieses Ortes als „reale, didaktische Verortung" (Hallet 2002: 37) im Fremdsprachenunterricht, bestimmt Hallet den Fremdsprachenunterricht als real existierenden „hybride[n] Raum" (ebd.: 39), der ein kulturelles Identifikationsangebot auffächert, und in dem kultureller Austausch nicht lediglich simuliert wird, sondern wirklich passiert (vgl. auch ebd: 54/55). Bhabhas Begriff der ‚Hybridität' gemäß, der einen ‚dritten Raum', einen ‚Verständigungsraum' beschreibt, in dem sich Kulturen begegnen und ‚überlappen' (vgl. ebd.: 39), ist der Fremdsprachenunterricht als kultureller Grenz- und Begegnungsraum zu begreifen, in den die Teilnehmer ihre unterschiedlichen Sprachen und Diskurse einbringen, in dem Spannungen und Konflikte entstehen können, jedoch auch im Dialog kulturelle Bedeutungskonstruktion, Verständigung und Anerkennung ermöglicht wird, sowie „– möglicherweise temporär und punktuell – Ansätze einer veränderten oder neuen Kultur entstehen" (ebd.: 40; vgl. auch ebd.: 41/54).

Aufgabe einer fremdsprachlichen Textdidaktik ist es laut Hallet nun, diesem hybriden Diskursraum eine Struktur zu geben, „die einerseits Orientierung und Konturierung erlaubt, die aber andererseits der Hybridität und der Prozesshaftigkeit dieses besonderen kulturellen Austauschraums gerecht wird“ (Hallet 2002: 42). Hierzu schlägt Hallet „thematisch orientierte Textkombinationen“ bzw. ‚Textensembles‘ aus drei Diskurssphären vor, der eigenkulturellen, zielkulturellen und transkulturellen, welche Diskurse „modellhaft oder ausschnitthaft“ im Unterricht repräsentieren sollen und so die Partizipation der Lernenden an relevanten fremdkulturellen Diskursen ermöglichen sollen (ebd.: 43; vgl. ebd.: 42/43). Diese Textkombinationen bieten laut Hallet die Möglichkeit, „die Modellierung von Diskursen […] mit bewussten kulturellen Profilierungen und Schwerpunktsetzungen“ zu betreiben (ebd.: 55). Wichtig ist, wie in Bezug auf die zu entwickelnde Diskursfähigkeit dargelegt wurde, dass hierbei „*real world* – Diskurse“ eine Rolle spielen und die Lernenden sowie auch die Lehrperson als kulturelle Handlungsträger öffentlich verantwortlich handeln (vgl. Hallet 2006: 77/81 und Hille 2015: 110/111).

Auf einer ersten Diskursebene sind in diesem Zusammenhang Texte gemeint, welche die einem Lerner bereits besser bekannten und gewohnten Diskurse konstituieren (eigenkulturelle Diskurssphäre). Die ‚eigene‘ Kultur ist hierbei jedoch durchaus differenziert zu betrachten und definiert sich nicht von vornherein durch nationale Zugehörigkeit oder Herkunft bzw. die Herkunft der Eltern. Sie manifestiert sich letztlich durch die bisherige Sozialisation, insbesondere innerhalb von Diskursen und ihren Themen. Dies gilt ebenso für die Lehrenden. Dementsprechend können hier sowohl muttersprachliche, als auch fremd- und zweitsprachliche Texte sowie auch Schüler- und Lehrertexte vorkommen (vgl. Hallet 2002: 43/44, 46/47, 55). Auf einer zweiten Diskursebene werden „Texte und Diskurse der Gegenwart und der Vergangenheit […] aus Kulturen und Ländern des Zielsprachengebiets“ relevant, bzw. Texte, die „deren Themen/Probleme und Sachverhalte in der Zielsprache verhandeln“ (zielkulturelle Diskurssphäre) (ebd.: 47). Auf der dritten Ebene sind ebenfalls Texte der globalen Diskurse einzubeziehen, die „Fragen und Themen von kulturübergreifender Ausdehnung, Bedeutung und Wirkung verhandel[n]“, welche von „internationalen oder kulturübergreifenden Sprechergemeinschaften getragen [werden] (*intercommunities*), die auch temporär oder virtuell existieren können“ (transkulturelle Diskurssphäre) (ebd.). Als Beispiel für solche globalen Themen nennt Hallet „*global warming, UN peace keeping missions* und den *Holocaust*“ (ebd.: 46).

Selbstverständlich greifen diese Diskurssphären ineinander und gehen zuweilen fließend ineinander über. Nichtsdestotrotz ist es sinnvoll von dieser Trennung auszugehen, da so unterschiedliche kulturelle Perspektivierungen deutlich werden können, ohne essentialistischen

Kulturvorstellungen zu verfallen oder der strikten Dichotomie des ‚Eigenen' und ‚Fremden' (nach dem interkulturellen Ansatz) zu folgen, sowie auch ohne Orientierungslosigkeit zu befördern, indem in einem hybriden Kulturraum „alle kulturellen Grenzen ‚verflüssigen' und Rückbindungen an spezifische, historisch gewachsene und lokalisierbare kulturelle Handlungs- und Erfahrungsräume unterbleiben" (Hallet 2002: 42, vgl. ebd.: 35). Es ist bei der Textauswahl somit entscheidend, dass diese drei Diskurssphären angemessen vertreten sind (vgl. ebd.: 55).

Diese Strukturierung des unterrichtlichen Diskursraums als hybriden Ort des kulturellen Lernens vermag es hervorzuheben, dass es keine absoluten kulturellen Wahrheiten gibt, sondern „kulturelle[r] Wahrnehmungen, Vorstellungen und Äußerungen" (Hallet 2002: 54) immer nur in Relation zu bestimmten Standpunkten bzw. Perspektiven verstanden und bewertet werden können (vgl. ebd.). Sie ist somit eine angemessene Darstellung und „die didaktische Entsprechung zur Konstruktion kultureller Orientierungen und Lebensmuster im Zeitalter der Migration und Globalisierung" (ebd.). Dies ist insbesondere auch deshalb der Fall, da sie den Netzwerkcharakter der globalisierten Welt widerspiegelt, der laut Ulfried Reichardt zur übergeordneten Beschreibungskategorie für letztere wird (vgl. Reichardt 2010: 54).

Aufbauend auf dem Begriff der ‚Dezentrierung' (Derrida), nach dem Zentren nur in Abhängigkeit der von ihnen beherrschten Teile, in der Funktion als deren Interaktionsschnittpunkt, existieren, lässt sich die postmoderne Weltgesellschaft mit Manuel Castells als ‚Netzwerkgesellschaft' beschreiben (vgl. Reichardt 2010: 58) bzw. mit Urry als dynamisches ‚komplexes System' (vgl. ebd.: 59). Das übergeordnete Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit ist somit ein nunmehr zentrumsloses Netzwerk, welches aus vielen einzelnen interdependent und nichtlinear verbundenen Einheiten besteht, welche als Knotenpunkte des Netzwerks definiert werden und als „Ideen, Personen, Institutionen, Orte" (Reichardt 2010: 60) und Texte usw. Gestalt annehmen können, die jedoch als *Schnittpunkte* und somit nicht als aus sich selbst existierende Substanzen zu verstehen sind (vgl. Reinhardt 2010: 60/61). Der hier im Sinne Hallets postulierte Zugang zu Texten über ihre Beziehungen zu anderen Texten, d.h. über Textkombinationen bzw. Textnetzwerke, steht somit im Einklang mit den Theorien zum Aufbau globaler Gesellschaften (vgl. ebd.: 58-61). Er ermöglicht die themengebundene Arbeit mit Texten als ‚thematische Knoten' und stellt Ausschnitte von Diskursen, insbesondere auch globaler Diskurse, zur Verfügung (vgl. hierzu auch Hille 2013: 238 und Hille 2015: 111), wie sie auch in dieser Arbeit thematisiert werden. Darüber hinaus „trägt [die Arbeit mit Textnetzwerken] der Tatsache Rechnung, dass im elektronischen Zeitalter die Zahl der Textbegegnungen und -beziehungen, denen die Lernenden ausgesetzt sind, ins Unermessliche

steigt und dass Strategien des Umgangs mit großen Textmengen erlernt werden müssen“ (Hallet 2002: 57).

Wie zu Beginn des Kapitels erwähnt, können solche großen Textmengen als *Hypertext* beschrieben werden. Wichtige Merkmale dieses Organisationsprinzips sind, ähnlich wie soeben für Netzwerke allgemein beschrieben, die nicht-linearen, dezentralen und prinzipiell nicht-hierarchisierten Verknüpfungen von multimedialen Texten, die diese als ‚offene‘, unabgeschlossene Elemente erscheinen lassen. Die inhaltlichen Beziehungen zwischen Texten bilden kleine semiotische Einheiten, die als Knoten bezeichnet werden können. Diese Beziehungen oder Knoten können sich auf verschiedenste Weise, auch durch inhaltlichen Widerspruch, zu erkennen geben (vgl. Hallet 2002: 112-117). Ursprünglich, und so auch bei Hallet, wird der Begriff *Hypertext* vorwiegend auf elektronisch gespeicherte und verlinkte Textmengen angewendet, er beschreibt jedoch ein Organisationsprinzip, das durchaus, laut desselben, auch auf die Struktur von nicht-elektronischen, und demnach auch gemischten (d.h. aus Druckmedien und elektronisch gespeicherten Medien bestehenden) Textarrangements anwendbar ist (vgl. ebd.: 130). Wie ein solches Hypertextmodell, bzw. Textarrangements oder Textnetzwerke, im Unterricht eingesetzt werden kann, soll im nächsten Unterkapitel erläutert werden.

2.2 Umgang mit Textnetzwerken im Fremdsprachenunterricht

Wie deutlich wurde, ist ein Hypertext auf die Herstellung von textuellen Verbindungen angewiesen, die erst in einem assoziativen Rezeptionsprozess, und zwar mit jedem immer wieder neu, entstehen. Hier setzt die von Hallet entworfene (Hyper-)Textdidaktik bzw. die Arbeit mit ‚offenen Textarrangements‘ an, welche „die Lernenden zu einem selbständigen, individuellen Umgang mit Informationen und Texten, vor allem also zur nicht-linearen Be- und Verarbeitung der Texte“ (Hallet 2002: 66) anhalten soll. Hier stellen sogenannte thematisch zusammenhängende ‚Zentraltexte‘ oder ‚Ausgangstexte‘ eine fragmentarische und modellhafte Repräsentation einer außerunterrichtlichen Diskurswirklichkeit dar, welche durch weitere kontextualisierende Texte bzw. Hintergrundtexte (auch durch Schülerrecherche) ergänzt werden (vgl. ebd.: 67). Die Aufgabe der Lernenden ist es dann, sich dieses Textarrangement mithilfe von Lese- sowie Textverstehensstrategien anzueignen, die verschiedenen Textelemente zueinander in Beziehung zu setzen und insbesondere diese „Anregungstexte“ in eigene Texte zu transferieren, deren Textualität im Sinne einer „relativen Abgeschlossenheit, Kohärenz und der Linearität […] im Wesentlichen während des Rezeptionsvorgangs aktiv […] selbst erzeugt werden“ muss (ebd.: 113; vgl. ebd.: 68/69). Diese Arbeitsform ist unbedingt prozessorientiert und schülerzentriert, zielt also auf subjektive Lernprozesse und Bedeutungskonstruktionen ab. Ihre Ergebnisse sind somit bestenfalls antizipierbar, nicht jedoch plan- oder konkret benennbar

(vgl. ebd.: 66). Der Arbeitsprozess ist also durch *openness* gekennzeichnet (vgl. Hallet 2006: 80). In diesem Zusammenhang gilt jedoch, „dass individuelle Konstruktionen auf Kompatibilität mit den rezipierten umso wirksamer verglichen werden können, je mehr Texte – wie beim Hypertext – als Modelle zum Vergleich herangezogen werden“ (Hallet 2002: 62/63). Bedeutungskonstruktionen bleiben komplex und subjektorientiert, sollen sich jedoch als „intersubjektiv kommunikabel erweisen“ und somit insbesondere „zielgerichtet“ und „bewusst“ vollziehen (ebd.: 66). Die lehrende Person tritt als ‚Coach‘ oder ‚Moderator‘ auf und steuert diesen Prozess weniger, als dass sie ein geeignetes Lernumfeld schafft, in dem „Rezeption, Verarbeitung, Bedeutungskonstruktion und -evaluation in optimaler Weise stattfinden können“ (ebd.; vgl. auch ebd.: 125-127). Alle Texte nehmen gleichwertig am Unterrichtsdiskurs teil, können jedoch nach dem „Prinzip des entdeckenden Verstehens und der selbständigen Erarbeitung“ didaktisch vorstrukturiert werden (ebd.: 67). Dies ist insbesondere durch *scaffolding* zu leisten, d.h. die sinnvolle Zusammenstellung von Textarrangements, deren didaktische Strukturierung sowie die Zusammenführung von Ergebnissen und die Bereitstellung von geeigneten sprachlichen und methodischen Hilfestellungen (vgl. Hallet 2006: 78 und Hallet 2002: 125/135).

Zu einer sinnvollen Konzipierung eines möglichst repräsentativen Diskursausschnitts gehört zunächst ein zentrales Kriterium für Diskursmodelle: *topicality* (vgl. Hallet 2006: 79). Gemeint ist damit die Orientierung des Modelldiskurses an einem Kernthema, welches im gesellschaftlichen Diskurs kontrovers verhandelt und als relevant gilt bzw. ein „Modell[e] realer Problemstellung[en]“ (ebd.: 76) ist. Daraus schöpft ein Thema didaktische Legitimation sowie Motivationspotenzial für Lernende (vgl. ebd.: 79/80). Obwohl solche thematisch relevanten Diskurse im Fremdsprachenunterricht immer nur modellhaft, „in ausschnitthafter, repräsentativer Weise“ (ebd.: 76) dargestellt werden können, sollen sie trotzdem textuelle Vielfalt (*multitextuality*) und die Komplexität realer Diskurse (*complexity*) abbilden. Hierzu gehören auch die Kriterien der Vielstimmigkeit (*polyphony*) und der vielfältigen Ausdrucks- und Textformen (*multimodality*) genauso wie Widersprüche und Diskontinuitäten, welche komplexe, vielfältig interdependente und nicht-kausale bzw. nicht-lineare Netzwerkstrukturen charakterisieren (vgl. ebd.: 80). Lernende werden so zur „Aktivierung von Weltwissen, Schemata und Konzepten“ und der „intensive[n] Beschäftigung mit dem bereitgestellten Text-, Medien- und Materialarrangement“ sowie „mit anderen Stimmen“ (ebd.) angehalten.

Darüber hinaus fordert Hallet für einen zielführenden Arbeitsprozess die „Klarheit über das Ziel der Erarbeitung und die zu erstellenden Produkte“ (Hallet 2002: 135/137, vgl. ders. 2006: 80). Solche Produkte können Texte, „Publikationen und Präsentationen aller Art“ (Hallet 2002:137) sein: Kommentare, Zusammenfassungen, kreative Schreibarbeiten im Sinne

handlungs- und produktionsorientierter Ansätze, Präsentationen, Broschüren etc. (vgl. ebd.: 140-150). Ein solches Produkt sollte jedoch mit dem Bewusstsein ausgewählt sein, dass es den gesamten Arbeits- und Rezeptionsprozess steuert und somit auch die hinzugezogenen Lese- und Textverständnisstrategien bestimmt, wie z.B. das überfliegende Lesen (*skimming, scanning*) bis hin zu verstehendem, genauen Lesen (*analyzing*) (vgl. ebd.: 137). Ein textuelles Endprodukt sollte dazu geeignet sein, dass Lernende ihr Textverständnis und die daraus resultierenden Bedeutungskonstruktionen deutlich machen und kommunizieren können (vgl. ebd.). Auch sollte es die Relationierung von verschiedenen Texten einfordern, d.h. „entdeckende Strategien und verknüpfende Tätigkeiten verlangen" (ebd.: 138), welche Informationen aus dem Textnetzwerk herausfiltern, gewichten, werten und in neue textuelle Konstellationen überführen, sodass ein Ergebnis mit Mehrwert entsteht (vgl. ebd.: 148). Ferner gilt, dass Endprodukte die didaktische Hinführung zur Diskursteilhabe erst effektiv gestalten, wenn sie publiziert oder präsentiert werden, um sich so gleichberechtigt mit den Ausgangstexten im (Unterrichts-) Diskurs einzugliedern und zu vernetzen und so eine „diskursive Interaktion" (ebd.) anregen. Dies „verhindert subjektivistische Orientierungen und ermöglicht die rasche Korrektur nicht tauglicher Konstruktionen (Interpretationen)" durch die Teilnehmenden (ebd.: 149). Je ‚größer' diese Publikationen sind, wenn sie statt „im Schülerheft, an der Tafel, als Overhead-Folie oder […] in Form einer mündlichen Äußerung", als „*wall displays, booklets* oder *magazines*" (ebd.), sowie in elektronischen Formaten im Internet erscheinen, desto wirksamer und zielführender sind sie (vgl. ebd.).

Wichtig ist darüber hinaus, dass der Unterrichtsraum auch tatsächlich als Diskursraum genutzt wird und Lerner und Lehrperson sich gegenseitig zu „Ko-Autoren, Ko-Textproduzenten oder Adressaten" (vgl. Hallet 2002: 137) werden. Das didaktische Ziel der Diskursfähigkeit wird insbesondere durch die diskursiv-kooperativen Verhandlungsprozesse im Unterricht erreicht (*negotiation of meaning / interaction*) (vgl. Hallet 2006: 80). Lerner sollten weiterhin über ihren eigenen Arbeitsprozess, ihre Entscheidungen bezüglich der Textauswahl und der hergestellten Textverknüpfungen reflektieren, diese begründen sowie auch die Beziehung ihrer eigenen Texte zu den anderen des Diskurszusammenhangs im Unterricht einschätzen können (vgl. Hallet 2002: 137).

Um Arbeitsprozesse zu strukturieren, ohne kleinschrittige Aufgabensequenzen vorzugeben, kann den Lernenden ein „*Instruction Sheet*" an die Hand gegeben werden, welches das methodische Vorgehen von der Informationsbeschaffung bis hin zur Präsentationsvorbereitung und Evaluation anleitet (vgl. Hallet 2002: 136). Sicher sind hier auch thematische / inhaltliche Übersichten denkbar, die den zu erarbeitenden Diskurs grob strukturieren und erste Ansatzpunkte deutlich machen, anhand derer Lernende einen ersten

thematischen Zugang zum Textensemble erhalten. Alternativ könnte auch zum Einstieg in die Thematik ein Ausgangstext gemeinsam im Unterricht erarbeitet werden, um Themenschwerpunkte zu verdeutlichen, welche dann im Sinne des offenen Textunterrichts selbstständig, individuell bzw. arbeitsteilig in Gruppen, erarbeitet werden, wie es auch Hallet in einem seiner Unterrichtsbeispiele handhabt (vgl. ebd.: 245).

Insgesamt weist der hier vorgestellte Ansatz große Parallelen mit den Kriterien des Projektunterrichts als „offene themenzentrierte Unterrichtsform" (Legutke 2016: 350) auf, weshalb dieser auch einen geeigneten Rahmen für die Arbeit mit Textarrangements darstellt. Hier wird ein Thema über einen kürzeren oder längeren Zeitraum „forschend, arbeitsteilig und oftmals interdisziplinär vernetzt bearbeitet" (ebd.: 351), wobei die Lernenden an der Projektplanung (Projektidee, Themenfindung, Planung der Textproduktionen) teilnehmen sowie auch im Prozess und bei der Präsentation der Ergebnisse ihr Wissen einbringen und so zwischendurch auch zu Lehrpersonen werden können (vgl. ebd.: 351/352). Im Zentrum steht hier ebenfalls die „Balance von Prozess- und Produktorientierung" (ebd.: 351), und somit ein den Arbeitsprozess leitendes und strukturierendes Endprodukt, das durch von den Lernenden präsentiert und im Unterrichtsdiskurs eingegliedert werden muss (vgl. ebd.: 352). Wichtig ist hier ebenfalls eine Evaluation des Projektes, die potenziell die Planung weiterführender zukünftiger Projekte einschließt (vgl. ebd.).

Wie Hille und Badstübner-Kizik betonen, wird diese hier dargestellte Erarbeitung von Diskursen anhand von ‚Textnetzwerken' oder ‚Medienverbünden' auch der Bearbeitung von (globalen) Erinnerungsorten[5] und Erinnerungsdiskursen in ihrem „Ausschnitt- und Mosaikcharakter" gerecht (Badstübner-Kizik 2014: 54; vgl. hierzu nochmal Hille 2015: 111). Wie bereits im ersten Kapitel dieser Arbeit beschrieben gelten auch hier Medien und Texte im weiten Sinn als Gedächtnisinhalte konstituierend und vermittelnd und somit als die grundsätzlich unabdingbare Basis aller Lehr- und Lernprozesse (vgl. Badstübner-Kizik 2015: 39/41). Somit sind es auch Medien und Texte in ihrer authentischen außerunterrichtlichen Erscheinungsform, die als „([o]mni-) mediale Umgebungen, Medienbündelungen, Medienüberschneidungen und Hypermedien" (ebd.: 40) im Fremdsprachenunterricht Prozesse der „Erinnerungs- und Gedächtnisbildung als ‚gesamtkulturelles […] interdisziplinäres […] und internationales Phänomen'" (ebd.: 38) nutzbar machen. Ein Phänomen, „dessen grundsätzlich dialogische Ausrichtung und eine damit naheliegende sprachübergreifende oder

[5] Im Sinne Badstübner-Kiziks (2015) nähert sich diese Arbeit der Bearbeitung von Gedächtnisinhalten, bzw. Erinnerungsorten, als „medialisierte Erinnerung[en]", d.h. über die erinnerungsstiftende Funktion von Diskursen (Medien und Texten), und nicht im Sinne Noras als einem „abgrenzbare[n] und abgeschlossene[n] nationale[n] Gedächtnis" (dies. 2014: 48) dessen erinnerter Inhalt sich an bestimmten Orten „in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert" (Nora zitiert nach François & Schulze (2001: 15/16).

auch mehrsprachige Sensibilität für kulturelle Prozesse“ (ebd.) ein großes Potenzial für landeskundliches Lernen im Fremdsprachenunterricht birgt (vgl. ebd.).

Diese These knüpft sich eng an die vorangegangenen Darlegungen zum kulturellen Gedächtnis und zur Diskursfähigkeit als Lehr- und Lernziel. Medien bieten die Möglichkeit, die „Wechselwirkungen von Form, Inhalt und Nutzung“ (Badstübner-Kizik 2015: 40; vgl. auch dies. 2014: 47) offenzulegen und so symbolische Kompetenz einzuüben. Die durch Medien konstruierten und vermittelten Erinnerungsphänomene sind „von unterschiedlich starker Ausstrahlkraft“, unterschiedlich stark in individuellen Erinnerungsrepertoires vertreten und „sie können verschwinden, plötzlich wiederbelebt und neu besetzt werden“ (Badstübner-Kizik 2014: 46). Die Darstellung der „Mechanismen ihrer permanenten Neu-verhandlung“ (Badstübner-Kizik 2015: 42) im Sinne der fließenden Übergänge zwischen Funktions- und Speichergedächtnis (vgl. Kapitel 1.4 dieser Arbeit), ihrer unterschiedlichen Funktionen innerhalb dieser Gedächtnisformen („Aufbewahren (Speichern), Zeigen (Ausstellen), Transportieren (Zirkulieren) und Abrufen“) (Badstübner-Kizik 2015: 42) sowie ihrer interessengeleiteten Funktionalisierung durch mediale Repräsentation bzw. Nicht-Repräsentation (Unterdrückung) (vgl. ebd.) gehören zur Entwicklung von Diskursfähigkeit dazu.

Im Einklang mit den Kriterien zur Themen- und Textauswahl Hallets stellt Badstübner-Kizik im Hinblick auf die Bearbeitung von Erinnerungsdiskursen in Textnetzwerken ähnliche Forderungen. Sie plädiert ebenfalls für gegenwärtig relevante Inhalte und Diskurse, die sich anhand einer Auswahl konkreter und authentischer Texte ‚verlebendigen‘ lassen, welche untereinander vielfältig und immer wieder neu verknüpfbar sind (vgl. Badstübner-Kizik 2014: 56). Darüber hinaus sollen sie „das Entstehen und Funktionieren von Erinnerung und Erinnern sowie die Wechselwirkung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis innerhalb größerer gesellschaftlicher Gruppen […] zeigen können“ (ebd.: 53). Ebenfalls ist die vielfältige, mehrkanälige Verarbeitung und Tradierung wichtig, die „über einen längeren Zeitraum (auch über mehrere Generationen hinweg) bis in die Gegenwart“ stattfindet und immer wieder in neuen Rezeptionsformen (wieder-)aufgegriffen wird (ebd.: 55). Ein Erinnerungsinhalt sollte darüber hinaus „Vernetzung, unterschiedliche Perspektivierung von Ereignissen, Veränder- und Manipulierbarkeit der Wahrnehmung“ zeigen und eine „kontaktdidaktische Relevanz“ haben, d.h. „im Kontext einer konkreten Konstellation“ beispielsweise zweier Nationen wichtig sein (ebd.). Somit können sie „potenziell anschlussfähig“ sein „an Erfahrungswelten, an die Gegenwart, an als ‚eigen‘ wahrgenommene Phänomene und an die eigene Sprache“ (ebd.).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass auch die hier vorgestellte (Hyper-)Textdidaktik den Einsatz von Texten zur Kulturvermittlung rechtfertigt und

insbesondere die unterrichtliche Operationalisierung und Bearbeitung von (Erinnerungs-)Diskursen didaktisch legitimiert. Sie ist somit eine angemessene didaktische Grundlage für die unterrichtliche Bearbeitung des deutschsprachigen Exils in Brasilien (1933-1945), dessen inhaltliches Potenzial für das kulturelle Lernen im brasilianischen DaF-Unterricht im Folgenden vorgestellt werden soll. Bevor es jedoch um ein konkretes Textarrangement und seinen Einsatz im Unterricht gehen soll, wird im dritten Kapitel dieser Arbeit zunächst die für Brasilien besondere Ausgangssituation für die Kulturvermittlung im DaF-Unterricht, im Sinne gemeinsamer geschichtlicher Berührungspunkte, insbesondere des deutschsprachigen Exils, als Entstehungskontext deutsch-brasilianischer Texte sowie der allgemeinen aktuellen Situation des DaF-Unterrichts im Land, beleuchtet.

3 Geschichtliche Hintergründe zum deutschsprachigen Exil in Brasilien und die aktuelle Situation des DaF-Unterrichts in Brasilien

3.1 Das deutschsprachige Exil in Brasilien (1933-1945)

Als in den Jahren zwischen 1933 und 1945 16.000 bis 19.000 deutschsprachige Flüchtlinge nach Brasilien kamen (vgl. Eckl 2010: 61), war dies nicht das erste Mal, dass sich eine große Zahl Deutschsprachiger in Brasilien niederließ, wohl aber waren die Umstände sehr verschieden, die die Emigrationsbewegungen auslösten. Die erste deutschsprachige Besiedlung begann in organisierter Form nach der Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal im Jahr 1822 und setzte sich konstant fort, wobei nach Abschaffung der Sklaverei 1888 in Brasilien sowie vor dem Ersten Weltkrieg die Einwandererzahlen kurzzeitig enorm anstiegen (vgl. Fleischer 1989: 103 und Andress in Brill 2004: 342). Deutsche Einwanderer siedelten sich zunächst vornehmlich im Landesinnern der südlichen Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná und São Paulo an, wo sie sich von der luso-brasilianischen Bevölkerung[6] weitgehend isoliert ein neues Leben als Kleinbauern und Handwerker aufbauten (vgl. Andress in Brill 2004: 342 und Fleischer 1989: 103/104). Mehr oder weniger abgeschottet von kulturellen Einflüssen bildete sich eine eigene deutsch-brasilianische Kultur heraus, und aus den Siedlungen wurden Kleinstädte, die zum Teil bis heute bestehen (vgl. Fleischer 1989: 103 und Brink 1986: 113), allen voran ist hier sicher die Stadt Blumenau in Santa Catarina das berühmteste Beispiel. In diesem Kontext bildete sich auch eine deutsch-brasilianische Literatur heraus, die die Erfahrung der Migration thematisiert, jedoch insgesamt als konservativ, rückwärtsgewandt und oberflächlich sowie von „bescheidene[r] ästhetische[r] Qualität“ eingeschätzt wird (Fleischer 1989: 114; vgl. auch Brink 1986: 114). Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts siedelten sich deutschsprachige Einwanderer auch in den großen Städten des Landes, vor allem in Porto Alegre, São Paulo und Rio de Janeiro an (vgl. Andress in Brill 2004: 342 und Brink 1986: 113), bzw. Siedler aus den ländlichen Gebieten siedelten in die Städte über (vgl. Fleischer 1989: 103). Jedoch nicht nur durch weitere Migration und Binnenmigration, auch durch politische Maßnahmen während der Vargas-Diktatur, die in die Zeit des Zweiten Weltkriegs fällt und im Folgenden als historischer Kontext des deutschsprachigen Exils in Brasilien verhandelt wird, wurde der kulturellen und sprachlichen Isolation der südlichen Kolonien ein Ende gesetzt (vgl. Brink 1986: 114).

Die Flucht vornehmlich jüdischer Menschen vor dem Nationalsozialismus in Europa stellt eine weitere, wenn auch erzwungene, deutschsprachige Migrationsbewegung nach Brasilien dar, denn die Exilanten blieben mehrheitlich dauerhaft in Brasilien (vgl. Niggemann

[6] Die portugiesischstämmige Bevölkerung Brasiliens

& Asmus 2013: 6). Sie ließen sich hauptsächlich in den Städten Rio de Janeiro, São Paulo, Porto Alegre und in landwirtschaftlichen Siedlungen[7] nieder (vgl. Eckl 2010: 34). Diese Exilmigration setzt verstärkt erst nach 1938 ein, als Visa für Länder, die vor der Gestapo sicher waren, nicht mehr leicht zu erhalten waren und Brasilien als eines der wenigen Länder, das noch Visa erteilte, ins Blickfeld rückte. Flüchtlinge wussten vor der Einreise oft wenig bis gar nichts über das Land, die Kultur und das politische System (vgl. ebd.: 20-21).

Letzteres war bestimmt durch die Regierungszeit von Getúlio Vargas, der Brasilien seit 1930 autoritär regierte und das Land nach und nach in eine Diktatur nach Vorbild des italienischen Faschismus überführte (vgl. ebd.: 400-405). 1937 wurde Vargas offiziell zum Alleinherrscher, wobei er in den Jahren zuvor die wesentlichen „Eckpfeiler" seiner Politik bereits angelegt hatte (vgl. ebd.: 401). Damit verbunden waren insbesondere seine Nationalisierungskampagne und die in diesem Zusammenhang ausgerufene „Rassendemokratie" (*democracia racial*), welche von Vargas als „Ursprungsmythos" Brasiliens aus „Entdecker"-Zeit aufgegriffen wurde und dadurch „zum integralen Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses des brasilianischen Volkes wurde und bis heute fortwirkt" (ebd.: 327, vgl. ebd.: 328). Eng damit verbunden ist die Theorie des *branqueamento*, der „Weißwerdung" der brasilianischen Bevölkerung durch ethnische Vermischung (*mestiçagem*), welche ursprünglich auf „Debatten um die Abschaffung der Sklaverei zurück[geht]" (ebd.: 328) und als speziell brasilianische „Lösung" für das Zusammenleben verschiedener „Rassen" gesehen wurde (vgl. ebd.: 329/330). Neben der Verbreitung dieser Ideologie nahm Vargas im Zusammenhang seiner Nationalisierungsbestrebungen auch konkrete politische Maßnahmen vor. Dazu gehörten die Zentralisierung der politischen Macht, um die nationale Einheit zu unterstützen (vgl. ebd.: 399), die Förderung von Industrialisierung, kostenlose und verpflichtende Grundschulbildung, obligatorischer Wehrdienst, die Stärkung der Arbeiter und ihrer Rechte sowie die Verstaatlichung von Unternehmen (vgl. ebd.: 402). Darüber hinaus zeigte er sich rigoros im Kampf gegen den Kommunismus im Land[8], den er zu einem „Mythos einer jüdisch-kommunistischen Verschwörung" (ebd.: 404) stilisierte und schließlich instrumentalisierte, um seine Machtübernahme 1937 zu rechtfertigen (vgl. ebd.). Seine Machtstellung sicherte ihm auch ein um ihn betriebener Personenkult, welcher ihn zum alle beschützenden, umsorgenden, weisen und mächtigen Patriarchen erhob. Er war auf Fotos überall im öffentlichen sowie auch

[7] Als prominentestes Beispiel hierfür gilt die Siedlung Rolândia im Bundesstaat Paraná.

[8] Im Zuge dessen kam es auch zur Zusammenarbeit mit der Gestapo, welche die Auslieferung von Olga Benario und Elise Ewert an Deutschland zur Folge hatte, beides deutsch-jüdische Kommunistinnen, welche der „Allianz zur nationalen Befreiung" (*Aliança Nacional Liberadora, ANL*) angehörten. Sie wurden in Deutschland ermordet (vgl. Eckl 2010: 402-404).

privaten Raum präsent (vgl. ebd.: 415/16). Dieser „Mythos Vargas“ wirkt bis heute nach (vgl. ebd.: 419), was jedoch auch an realen Fortschritten liegt, die er mit seiner Gesundheits- und Wirtschaftspolitik erreichte, die tatsächlich der ärmeren Bevölkerungsschicht zugutekam (vgl. Andress in Brill 2004: 347/48).

In Folge seiner Machtübernahme 1937 folgte die Auflösung des Parlaments, das Verbot aller Parteien sowie die Ausrufung des Notstandes, der ihm das Regieren mit Gesetzesdekreten ermöglichte (Eckl 2010: 405). Ab 1938 wurden viele zentral organisierte staatliche Institutionen gegründet, die die Überarbeitung des Einwanderungsgesetzes im Sinne des *branqueamento*, die Zensur der Presse, die Kontrolle von Bildung und Erziehung sowie die Pflege von brasilianischer Tradition und Kultur voranbringen sollten (vgl. ebd.: 410-414). Insbesondere Kindern und Jugendlichen sollte die Idee der nationalen Uniformität vermittelt werden. Das Ziel, durch harmonische Vereinigung der drei *raças* – der europäischen (weißen), der indigenen und der afrikanischen (schwarzen) – die „Weißwerdung“ des Volkes voranzutreiben, spielte dabei eine herausragende Rolle (vgl. ebd.: 335/36). Von diesen genannten Maßnahmen ist in Bezug auf das deutschsprachige Exil in Brasilien und die Regierungszeit Vargas’ insbesondere die restriktive antisemitisch geprägte Einwanderungspolitik von größter Bedeutung, die durch „Nationalismus, Xenophobie und de[n] zunehmenden Einfluss europäischer Rassentheorien“ sowie vom „Wunsch nach Wirtschaftswachstum und Industrialisierung“ und „ausländische[m] Kapital“ gekennzeichnet war (ebd.: 21/22). Juden galten unabhängig von ihrer Herkunft und Nationalität nicht als Europäer und daher als „Nicht-Weiße“ (ebd.: 334). Sie waren weiterhin laut der Staatsideologie schwer zu integrieren und dem gewünschten brasilianischen Nationalgefühl nicht anzupassen. Sie galten als „subversive oder unassimilierbare ‚Elemente‘ […], die dazu neigten im Staat eine rassische Gruppe und einen Fremdkörper zu bilden“ (ebd.: 23, vgl. auch ebd.: 22/334/409). Da die bereits 1937 nach US-amerikanischem Vorbild eingeführte Quotenregelung nach Herkunftsländern die jüdische Einwanderung nicht stoppte, griff die Regierung bald auf sogenannte *Circulares Secretas* (geheime Rundschreiben) zurück. Diese wurden – geheim gehalten vor den Staaten des Völkerbundes, vor allem den USA – an die brasilianischen Auslandsvertretungen weitergeleitet und untersagten ausdrücklich die Ausstellung von Visa an Juden (vgl. ebd.: 21/22). Spätere Rundschreiben solcher Art schränkten das Einreiseverbot unter bestimmten Auflagen ein, z.B. für Vermögende oder bestimmte für die brasilianische Wirtschaft nützliche Berufsgruppen, wie Bauern, Techniker, Handwerker und Unternehmer (vgl. ebd.: 23). So wurden unbefristete Aufenthaltsgenehmigungen ab 1938 nur noch an einige wenige Vermögende, namhafte Künstler oder Wissenschaftler sowie Unternehmer erteilt. Unter ihnen war Stefan Zweig, der, wie auch seine Frau, sein *visto permanente* im November 1940 erhielt (vgl. ebd.: 25/26).

Es bleibt in diesem Zusammenhang jedoch zu erwähnen, dass die Ablehnung von Flüchtlingen, und insbesondere jüdischen, keine brasilianische Sonderhaltung war, sondern unter vielen Staaten weit verbreitet war, was auch die immer wieder gescheiterten Flüchtlingskonferenzen, z.B. 1938 in Evian, zeigten (vgl. Eckl 2010: 22/23). Auch muss betont werden, dass der Antisemitismus in Brasilien sich auf die regierende Elite beschränkte. Juden, die bereits im Land lebten, wurden von der breiten Bevölkerung vorurteilsfrei aufgenommen. Ebenso waren sie, sobald sie im Land waren, keiner institutionalisierten Diskriminierung ausgesetzt, auch weil die Regierung keinen schlechten Eindruck vor den USA abgeben wollte (vgl. ebd.: 35/335). Deshalb konnten auch die gegründeten jüdischen Gemeinden und Organisationen relativ frei agieren, wie z.B. die CIP (*Congregação Israelita Paulista* – „Israelitische Kongregation von São Paulo“) und die CARIA (*Commissão de Assistência aos Refugiados Israelitas da Alemanha* – „Hilfskomitee für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland“), die bereits 1933 gegründet wurde (ebd.: 36 vgl. ebd: 35). Auch bleibt zu erwähnen, dass sich einige Diplomaten in den Auslandsvertretungen den Anordnungen widersetzten, so beispielsweise in Paris und Marseille, und aus humanitären Gründen trotzdem Visa für Juden ausstellten. Andere taten dies hingegen nur gegen Bestechungsgelder (vgl. ebd.: 30-33).

Das Leben der deutschsprachigen Einwanderer, unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit, war jedoch auch im Land aufgrund des Nationalisierungskurses der Regierung vielen Restriktionen ausgesetzt, beispielsweise bei der Berufsausübung. Journalisten und Publizisten mussten gebürtige Brasilianer sein, lediglich gute Beziehungen halfen in einzelnen Fällen, diese Hindernisse zu umgehen (vgl. Eckl 2010: 42/43). Auch schrieb ein Gesetz vor, dass mindestens zwei Drittel der Beschäftigten eines Betriebes Brasilianer sein mussten (vgl. ebd.: 42). Darüber hinaus wurden auch Ärzten so große Hürden für die Anerkennung ihrer Qualifikation in den Weg gelegt, dass es einem Berufsverbot gleichkam. Oftmals waren es deshalb die Frauen, die den Lebensunterhalt verdienten, da sie es leichter hatten, Arbeit zu finden (vgl. ebd.: 43). Ebenso folgten ab 1938 das Verbot von „Radiosendungen, Zeitungen und Zeitschriften in fremder Sprache“ sowie jeglicher „politische[r] Aktivität von Ausländern“ und fremdländischer Parteien (ebd.: 407), was auf das Leben der Exilanten, insbesondere der Schriftsteller und Publizisten, einen großen Einfluss haben sollte. Dennoch bildeten sich informelle politische Gruppierungen, wie z.B. die antinationalsozialistische *Movimento dos Alemães Livres do Brasil* (Bewegung der Freien Deutschen in Brasilien) unter der Leitung von Karl Lustig-Prean (vgl. ebd.: 53/56). All diese prekären Bedingungen hatten zur Folge, dass illegale Aufenthalte und Grenzübergänge ohne oder mit gefälschten Papieren riskiert wurden. Oft hatten Flüchtlinge auch nur Touristenvisa ohne Arbeitserlaubnis, die wegen besonderer Bestimmungen zwischen September 1939 und

Juli 1941 nicht legalisiert wurden, was die Flüchtlinge in Existenznot und Angst vor einer Ausweisung versetzte. Erst ab Juli 1941 wurden Touristenvisa bis Kriegsende legalisiert (vgl. ebd.: 28/33).

Obwohl Vargas den Nationalsozialisten ideologisch nahestand, wurden die politischen Aktivitäten der NSDAP in Brasilien ungern gesehen, was zu diplomatischen Spannungen mit Deutschland führte. Dies bekam auch die bereits seit langem im Lande lebende deutsche Minderheit zunehmend zu spüren. Vargas verfügte die „Untersagung des deutschsprachigen Gottesdienstes und Unterrichts, das Verbot deutschsprachiger Institutionen und Vereine und die Konfiszierung von Bibliotheken" (Eckl 2010: 408). Diese Einschränkungen verschlimmerten sich mit Kriegseintritt Brasiliens auf Seiten der Alliierten weiter (vgl. ebd.). Dies geschah im Sommer 1942, als Reaktion auf Angriffe deutscher U-Boote auf brasilianische Schiffe (vgl. ebd.: 422). Daraufhin traten Sonderbestimmungen für die sogenannten *súditos do eixo* (Angehörige der Achsenmächte) ein, was die Lage der Flüchtlinge weiter erschwerte. Beispielsweise wurden alle *súditos do eixo* in Brasilien mit 30 % ihres Vermögens zur Haftung für den Schaden an den Schiffen belangt (vgl. ebd.: 53). Ab sofort warnte die Regierung vor den „Feindbürgern" (ebd.: 48), den deutschsprachigen Flüchtlingen, ob jüdisch oder nicht. Es wurde der Verdacht gestreut, sie seien im Begriff eine fünfte Kolonne zu gründen (vgl. ebd.). Deshalb waren sie häufig Denunziationen ausgesetzt, auf die dann Hausdurchsuchungen folgten. Außerdem benötigten sie Passierscheine, um ihre Städte verlassen zu können. Zusätzlich wurde der öffentliche Gebrauch der deutschen Sprache insgesamt bis Kriegsende verboten (vgl. ebd.: 51/52). Es kam weiterhin zu präventiven Internierungen in die Gefängnisse, u.a. in Recife, wobei hier wiederum nicht zwischen nationalsozialistisch und demokratisch orientierten Einwanderern unterschieden wurde (vgl. ebd.).

Nach Ende des Krieges wurden die diskriminierenden Maßnahmen gegen deutsche Einwanderer jedoch aufgehoben und „dank seiner [Brasiliens, R.W.] starken gesellschaftlichen Assimilierungswirkung" blieben die meisten (Eckl 2010: 57). Hauptsächlich Schriftsteller, Publizisten und Künstler gingen jedoch in ihre Heimatländer zurück, da sie sich in der fremdsprachigen Umgebung beruflich nicht integrieren konnten oder wollten (vgl. Wahl 2013: 94).

3.2 Texte und Diskurse des deutschsprachigen Exils in Brasilien

Im Kontext des deutschsprachigen Exils in Brasilien sind viele Texte unterschiedlichen Formats entstanden, sowohl in deutscher als auch portugiesischer Sprache, von denen hier nur einige Erwähnung finden können. Die wohl berühmtesten Exilschriften sind die Stefan Zweigs,

insbesondere sein ‚Brasilienbuch' *Brasilien: Ein Land der Zukunft* (1941)[9]. Dieses knüpft an den Diskurs um das friedliche Zusammenleben der Völker, die „scheinbare[n] Inexistenz der sogenannten ‚Rassenfrage'" (Eckl 2010: 261) und die Nationenbildung durch Vermischung unterschiedlicher Völker an, der auch in anderen deutsch-brasilianischen Texten des Exils thematisiert wird (vgl. ebd.). Zweig greift dabei wichtige Aspekte des Gründungsmythos' Brasiliens auf, nämlich die Entdeckung eines Paradieses gigantischen Ausmaßes mit Zukunftsträchtigkeit und Fortschrittspotenzial (vgl. ebd.: 257-60). Brasilien wird hier zum zukunftsorientierten Gegenentwurf zum zerstörerischen Europa erklärt, was das Land somit als Vergleichsort zu dem in Zweigs Sichtweise stets beibehaltenen Referenzpunkt Europa beleuchtet (vgl. Pesavento 2000: 61). Um dieses Buch Zweigs ranken sich weitere Diskurse, die sich insbesondere aus der von ihm populär gemachten Beschreibung Brasiliens als „Land der Zukunft" ergeben, sowie seinem Selbstmord in Petrópolis im Jahr nach der Veröffentlichung. Insbesondere ist hier die harsche Kritik zu nennen, die Zweigs Buch nach seiner Veröffentlichung in Brasilien erfahren hat. Dazu gehörte der Verdacht, es sei als Auftragsliteratur des Vargas-Regimes geschrieben worden und auch der Vorwurf einer naiven Beschreibung der brasilianischen Verhältnisse (vgl. Schwamborn 2000: 34/37 und Kuschel, Mann & Soethe 2009: 131/132). Die Verklärung und Idealisierung Brasiliens angesichts der rassistischen Ideologie des Vargas-Regimes steht im Einklang mit der Einschätzung Hannah Arendts von Zweigs Freitod als „absehbare Zuspitzung eines ganzen Lebens, das die Realität geleugnet habe" (Dimas 2000: 55; vgl. auch ebd.: 52-56). Eine weitere gängige Interpretation sieht in Zweigs Titulierung Brasiliens als „Land der Zukunft" ein „genau kalkuliertes Signal an das Volk ohne Land", die Juden, sich in Brasilien anzusiedeln (Kuschel et al. 2009: 134; vgl. ebd.: 133 und Schwamborn 2000: 34). Insgesamt hat die Losung „Land der Zukunft" (*país do futuro*) in Brasilien eine Diskussion um das Selbstbild des Landes ausgelöst, „die inzwischen seit sieben Jahrzehnten geführt wird und deren Ende nicht in Sicht ist" (Dines 2013: 34). Auch losgelöst von Zweigs Brasilienbuch hat die Losung dort „als geflügeltes, oft ironisiertes Wort 'überlebt'" (Schwamborn 2000: 38). Heutzutage wird im Gegensatz zu dem von Zweig gelobten friedlichen Zusammenleben der Völker in Brasilien intensiv über die subtilen Ausgrenzungsmechanismen diskutiert, welche speziell die schwarze und indigene Bevölkerung benachteiligen. Dies wird insbesondere in den Debatten um Quotenregelungen beispielsweise für Studienplätze an öffentlichen Universitäten deutlich (vgl. Eckl 2010: 356).

Neben Stefan Zweig haben auch weitere Exilschriftsteller Essays und Romane verfasst, häufig mehr oder weniger deutlich autobiografisch geprägt, in deutscher, französischer oder

[9] Vgl. hierzu auch Abschnitt 4.2.1.1 dieser Arbeit

portugiesischer Sprache. Oft wurden diese erst nach dem Krieg auf Deutsch veröffentlicht, einige blieben auch lange oder bis heute unveröffentlicht (vgl. Kestler 1992: 171). Um eine Auswahl zu nennen, können hier folgende angeführt werden: der Roman *O J vermelho* („Das rote J“) in portugiesischer Sprache, heute nur noch in Brasilien antiquarisch erhältlich, von Alfredo Gartenberg; der autobiografische Roman *Der Schmelztiegel* von Marte Brill, der erstmals 2002 veröffentlicht wurde; die vielen brasilianischen Reisebücher von Richard Katz, u.a. *Mein Inselbuch* und *Begegnungen in Rio*, sowie verschiedene Werke Ulrich Bechers, unter ihnen *Brasilianischer Romanzero*. Neben den Texten von Schriftstellern und Journalisten haben jedoch auch Exilanten aus anderen Berufsgruppen ihre Exilerfahrungen in autobiografischen Texten festgehalten. Diese sind u.a. im Zuge von Anthologien veröffentlicht worden, so zum Beispiel zuletzt 2005 in *„…auf brasilianischem Boden fand ich eine neue Heimat“* von Marlen Eckl.

Das Hauptthema der Texte, insbesondere der autobiografischen, ist selbstverständlich zunächst die Fluchterfahrung: die Trennung von der Heimat, die Transiterfahrung sowie der Aufbau einer neuen Existenz in Brasilien unter erschwerten Bedingungen der Vargas-Diktatur. Ebenso wird jedoch die Wahrnehmung der neuen Heimat thematisiert und hier insbesondere das schon bei Zweig hervorgehobene idealisierte friedfertige Zusammenleben verschiedener Völker und Kulturen als Gegenbild zum um sich greifenden Rassenwahn der Nationalsozialisten, vor dem die Autoren geflohen sind (vgl. Andress in Brill 2004: 350 und ders. 2009: 143). Die existenzielle sowie seelische Not in Anbetracht des Verlustes von Heimat, Kultur und Sprache wird jedoch ebenso deutlich, am deutlichsten durch die in den Texten thematisierten Selbstmorde, insbesondere den Doppelselbstmord von Stefan und Lotte Zweig, der viele Exilanten tief erschütterte und der durchaus kontrovers, zum Teil als feige (u.a. von Thomas Mann) bewertet wurde (vgl. Eckl. 2010: 508 und Kuschel et al. 2009: 141). Ein genauerer inhaltlicher Überblick über die Exiltexte und Exilliteratur wird im vierten Kapitel dieser Arbeit anhand eines Textnetzwerkes erläutert, das für den Einsatz im brasilianischen DaF- Unterricht ausgewählt wurde. Davor soll jedoch ein Überblick über die aktuelle Situation des DaF-Unterrichts in Brasilien folgen, der als Hintergrundinformation dienen und zeigen soll, in welchen Kontext sich das ausgewählte Textnetzwerk und die Überlegungen zu seinem Einsatz einbetten.

3.3 Die Situation des DaF-Unterrichts in Brasilien

Während die deutsche Sprache aufgrund der Migrationsbewegungen „[a]b Mitte des 19. Jahrhunderts […] zu einem wichtigen Bestandteil kulturellen Lebens in Südbrasilien wurde“ (Soethe 2010: 1625), wurde sie durch die soeben beschriebenen Entwicklungen unter der Vargas-Diktatur aus dem öffentlichen Leben verdrängt, was auch für das im Süden etablierte

Schulwesen und die deutsche Presse galt (vgl. ebd. und Eckl 2010: 408). Trotzdem, und auch trotz der Militärdiktatur, die 1964 einsetzte und welche überwiegend Englisch als Fremdsprache an den Schulen etablierte, hat sich in südbrasilianischen Regionen und in vielen deutschstämmigen Familien die Sprache und das Bewusstsein um die „‚deutsch-brasilianische' Identität" erhalten (Soethe 2010: 1625). Insbesondere seit der Wiedervereinigung Deutschlands, seit der das Land auch in den brasilianischen Medien wieder stärker präsent war, gewann die deutsche Sprache wieder an Popularität. Dies ist eine Entwicklung, die sich auch allgemein durch die guten wirtschaftlichen Beziehungen und wissenschaftlichen Austauschbestrebungen beider Länder weiter fortsetzt (vgl. ebd.).

Aufgrund der deutschen Migration in den Süden Brasiliens und auch wegen der wirtschaftlichen Bedeutung der Regionen São Paulo und Rio de Janeiro findet sich im Süden und Südosten Brasiliens eine Konzentration der öffentlichen Einrichtungen im schulischen und universitären Bereich, die Deutsch unterrichten bzw. ein Germanistikstudium anbieten (Soethe 2010: 1624). In den südbrasilianischen Staaten Paraná, Santa Catarina und Rio Grande do Sul, in denen Deutsch teilweise auf Gemeindeebene noch zweite Amtssprache ist, sind es deshalb im schulischen Bereich auch vorwiegend staatliche Schulen, die Deutschunterricht anbieten, wohingegen es in den Staaten São Paulo und Rio de Janeiro fast ausschließlich Privatschulen sind (vgl. Andrade 2010: 128). Im Norden und Nordosten des Landes ist das schulische DaF-Angebot sehr klein. Insgesamt, auf ganz Brasilien bezogen, beschränkte sich der DaF-Unterricht in der Kinder- und Jugendbildung im Jahr 2015 auf 343 brasilianische Schulen, wie das Auswärtige Amt in seiner Datenerhebung *Deutsch als Fremdsprache weltweit* festhält (2015: 9). Von insgesamt 50.042.448 Schülern erhielten 79.541 DaF-Unterricht, was 2015 59 % der Deutschlerner insgesamt im Land ausmachten (vgl. ebd.). Der Fremdsprachenunterricht an allgemeinbildenden Schulen hat insgesamt einen schwierigen Stand in Brasilien, von einigen sehr gut aufgestellten Schulen abgesehen. Dies liegt an den wenigen Unterrichtsstunden pro Woche sowie an schlecht ausgebildeten und schlecht bezahlten Lehrkräften (vgl. Soethe 2010: 1625/1626). Hier wird derzeit versucht gegenzusteuern, u.a. mit deutscher Hilfe durch das Programm „Schulen: Partner der Zukunft" des Auswärtigen Amtes, das unter Kooperation mit dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und dem Goethe-Institut ausgewählte Schulen bei der Etablierung von Deutschunterricht unterstützt, internationalen Austausch fördert und Schülerstipendien für einen Studienaufenthalt in Deutschland vergibt (vgl. Andrade 2010: 134 und Auswärtiges Amt 2015: 27).

Neben dem DaF-Unterricht an Schulen bekam der Deutschunterricht in Brasilien in den letzten Jahren jedoch insbesondere an Hochschulen sowie in der allgemeinen Erwachsenenbildung Aufschwung (vgl. Auswärtiges Amt 2015: 27). An insgesamt 15

Universitäten (nur eine davon ist in privater Trägerschaft) wird im Bereich des grundständigen Lehrangebots in DaF eine „Lehrerausbildung, Übersetzerausbildung, Ausbildung als Bachelor in Literatur-, Sprach- oder Übersetzungswissenschaft“ angeboten (Soethe 2010: 1626; vgl. Andrade 2010: 129). Wegen des unzureichenden Fremdsprachenunterrichts an den Schulen beginnen die meisten Studierenden der Germanistik in Brasilien ihr Studium mit wenigen bzw. gar keinen Sprachkenntnissen, welche dann im Rahmen der vier grundständigen Studienjahre nachgeholt werden müssen. Das ist eine Herausforderung, die Studierende oft schlecht oder nur durch zusätzliche Sprachkurse und Weiterbildungsangebote bewältigen können (vgl. Andrade 2010: 131). Postgraduale Germanistik-Studiengänge bieten die Universitäten in São Paulo, Porto Alegre und Curitiba an. Besonders hervorzuheben ist hier der bilaterale Masterstudiengang im Bereich DaF der *Universidade Federal do Paraná* (Curitiba) und dem Herder-Institut Leipzig (vgl. Soethe 2010: 1626 und Andrade 2010: 133).

Um Deutschlehrenden die Möglichkeit zu geben, sich unabhängig vom universitären Angebot zu qualifizieren, vor allem um der steigenden Nachfrage nach Deutschlehrern und -lehrerinnen gerecht zu werden, gibt es private pädagogische Bildungszentren, die insbesondere von der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen (ZfA) unterstützt werden (vgl. Andrade 2010: 130). Andere Weiterbildungsangebote, u.a. Fernstudienkurse, werden vom Goethe-Institut angeboten. Darüber hinaus spielt der brasilianische Deutschlehrerverband ABrAPA (*Associação Brasileira das Associações de Professores de Alemão*) als Mitglied des Internationalen Deutschlehrerverbands (IDV) „bei der Orientierung, beruflichen Beratung und Weiterbildung“ eine Rolle (ebd.: 131; vgl. ebd.: 130-132). Ebenso ist der DAAD in Projekte involviert, die den universitären und schulischen Austausch zwischen Deutschland und Brasilien sowie den DaF-Unterricht in Brasilien fördern (vgl. ebd.: 133/134 und Auswärtiges Amt 2015: 27). Laut dem Auswärtigen Amt bleibe es in Brasilien „Herausforderung der DaF Förderung […], die deutlich gestiegene Nachfrage durch effiziente Qualifizierungs- und Fortbildungsprogramme für Deutschlehrer und den strukturellen Ausbau von Sprach- und Förderangeboten für Deutschlernende zu festigen.“ (2015: 27).

Obwohl viele Deutschlehrinnen und -lehrer gebraucht werden, absolviert nur ein kleiner Teil der Deutsch lernenden Studierenden in Brasilien ein Germanistikstudium, welches oft mit dem Ziel einer pädagogischen Laufbahn verbunden wäre (vgl. Andrade 2010: 128/129). Die meisten Deutschlerner an Universitäten sind Studierende anderer Fächer, 2015 waren es ca. 10.000 von 12.910 Deutsch lernenden Studierenden insgesamt. Sie lernen studienbegleitend Deutsch, entweder weil es als Zusatzqualifikation verpflichtend ist, sie sich so bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhoffen, sie ein allgemeines Interesse an der Sprache und Kultur haben oder weil die Lektüre wissenschaftlicher Texte auf Deutsch für sie von Vorteil ist (vgl. ebd.:

129 und Auswärtiges Amt 2015: 27). Da das allgemeine Sprachkursangebot an den Sprachzentren der Universitäten oft nicht ausreicht, um den Bedarf zu decken, nutzen Studierende auch intensiv das außeruniversitäre Sprachkursangebot an Sprachschulen, also im Bereich der allgemeinen Erwachsenenbildung (vgl. Auswärtiges Amt 2015: 27). Sie machen daher auch einen großen Teil der insgesamt über 42.000 Deutschlernenden in der außeruniversitären Erwachsenenbildung, u.a. am Goethe-Institut, aus (vgl. ebd.). Studierende, insbesondere „der Ingenieurs-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sowie Philosophiestudenten" (Andrade 2010: 129), aber auch anderer Fächer, sind somit die Hauptzielgruppe des DaF-Unterrichts in Brasilien, wenn man vom schulischen DaF-Unterricht absieht. Dazu hatte auch das erfolgreiche Programm *Ciência sem Fronteiras* (CsF) („Wissenschaft ohne Grenzen") der brasilianischen Regierung beigetragen, das zwischen 2011 und 2015 laut des DAAD über 6.000 Studierende durch Stipendien einen Studienaufenthalt in Deutschland ermöglichte, das nun aber wegen wirtschaftlicher Engpässe ausgesetzt wurde[10].

Wie sich die Zahlen der Deutschlernenden unter der neuen Regierung und angesichts der zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten entwickeln ist schwer vorauszusehen. Sicher ist jedoch, dass durch Aussetzung des Programms CsF wieder deutlich weniger Studierende die Möglichkeit haben, nach Deutschland zu kommen. Es wird also deutlich, dass Deutsch in Brasilien vor allem für berufliche und akademische Zwecke innerhalb Brasiliens relevant ist und das Lernen der Sprache nicht unbedingt mit der Perspektive verbunden ist, nach Deutschland zu reisen oder in Deutschland zu leben oder zu studieren. Die deutsche Sprache und Kultur ist somit für die Deutschlerner in Brasilien vornehmlich über Medien präsent, was es nahelegt im Deutschunterricht einen Schwerpunkt auf die Rezeption von Texten (im weiten Sinne) zu legen. Ein solcher Ansatz wird mit dem hier vorgeschlagenen didaktischen Ansatz und dem im nächsten Kapitel vorgestellten Textnetzwerk verfolgt, das, gemäß den hier vorgestellten Zahlen, die Hauptzielgruppe der Erwachsenen- und Hochschulbildung, die Studierenden, ins Auge fasst.

[10] Vgl. Webseite des DAAD unter: https://www.daad.de/hochschulen/programme-regional/suedamerika/de/56439-wissenschaft-ohne-grenzen-ci-ncia-sem-fronteiras-csf/, letzter Zugriff am 30.08.2017.

4 Ein Textnetzwerk für den DaF-Unterricht in Brasilien zum Thema *deutschsprachiges Exil in Brasilien: Themen und Persönlichkeiten*

Im Folgenden soll die im vorangegangenen Kapitel erstellte allgemeine Übersicht über die Texte und Diskurse des Exils anhand eines ausgewählten Textnetzwerks für den DaF-Unterricht konkretisiert werden. Insbesondere soll dargestellt werden, welches inhaltliche Potenzial den ausgewählten Texten zukommt, d.h. welche thematischen Schwerpunkte durch sie im Unterricht gesetzt werden können und welche inhaltlichen Verknüpfungen unter ihnen bestehen. Darüber hinaus soll das Textnetzwerk auch im Hinblick seinen Einsatz im DaF-Unterricht kommentiert werden (vgl. Kapitel 4.3 dieser Arbeit). Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die zuvor im zweiten Kapitel dieser Arbeit theoretisch dargelegte Textdidaktik. Ziel dieser Darstellung ist es jedoch ausdrücklich nicht, ein fertiges Unterrichtskonzept bzw. eine vollständige Didaktisierung des Textnetzwerkes und seines Einsatzes im Unterricht vorzulegen, da dies im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden kann. Zunächst ist es jedoch geboten die Wahl des Themas des deutschsprachigen Exils zwischen 1933 und 1945 sowie die Textauswahl zu begründen.

4.1 Begründung des Themas und der Textauswahl

Die Themenfindung rechtfertigt sich zunächst durch ihre direkte Anbindung an ein für die deutsche Geschichte und Gegenwart zentrales Ereignis, den *Holocaust*, der nicht nur für Deutschland, sondern auch für Europa und weite Teile der Weltbevölkerung eine „gemeinsame Erfahrung“ (im negativen Sinne) darstellt, an die aktiv erinnert wird (Hille 2015: 105). In der heutigen von Migration und digitalen Medien geprägten Welt ist der Holocaust deshalb zum ‚globalen Erinnerungsort‘ geworden (vgl. ebd.: 104/105). Auch wenn dieser hier nicht selbst im Mittelpunkt steht, ist er als Auslöser für die Flucht und Vertreibung der Menschen, insbesondere der jüdischen Menschen, die in Brasilien (und in vielen anderen Staaten der Welt) ins Exil gingen, ein relevanter und den Lernenden bereits bekannter Kontext. Die Exiltexte stellen für Brasilien somit einen der ‚partikularen Bezüge‘ des globalen Erinnerungsortes Holocaust dar, welche Hille als mit dem globalen Kontext in „vielfältigen Wechselwirkungen“ stehend beschreibt (ebd.: 109).

In diesem Zusammenhang sollte auch die kontaktdidaktische Relevanz des Themas betont werden, denn die deutsch-brasilianischen Texte bilden, genauso wie Folkvord es für die Exiltexte Brechts im skandinavischen Raum definiert, eine kulturelle „Kontaktzone“ (Folkvord 2015: 137) zwischen Deutschland und Brasilien. Während diese Kontaktzone als breite Rezeptionstradition, wie Folkvord ihn für die skandinavischen Länder in Bezug auf Brecht beschreibt, für Brasilien allenfalls auf die Texte Stefan Zweigs zutrifft, so stellen sie doch alle

inhaltlich durch ihre Thematik einen Berührungspunkt dar, der sich mit der Begegnung von deutschsprachigen Flüchtlingen mit dem Land Brasilien und seinen Einwohnern befasst. Sie greifen somit für brasilianische Deutschlerner „Bekanntes, Vertrautes und Gewohntes“ (Badstübner-Kizik 2014: 45) auf und beleuchten es aus verschiedenen Perspektiven. Somit wird durch den Inhalt der Texte ein kultureller ‚Überlappungsraum‘ sichtbar, wie ihn auch der Fremdsprachenunterricht selbst darstellt (vgl. hierzu auch Folkvord 2015: 137), in dem, wie bereits dargelegt, eigen-, fremd- und transkulturelle Diskurse aufeinandertreffen, was auch durch die Mehrsprachigkeit der Texte des Textnetzwerks deutlich wird. Die Thematik ist ebenfalls an die heute ganz aktuell geführten Diskurse anschlussfähig, die das Schicksal von Menschen, welche vor Kriegen und unmenschlichen Lebensbedingungen fliehen, sowie den Umgang mit ihnen, thematisieren.

Das deutschsprachige Exil in Brasilien kann somit auch als ein Stück gemeinsame Geschichte Deutschlands und Brasiliens gelten (vgl. Kestler: 7), das durch die Texte des Exils, aber auch durch die Aufarbeitung der Thematik in neueren medialen Repräsentationen Eingang in das kulturelle Gedächtnis gefunden hat[11]. Dies zeigt der sehr aktuelle Spielfilm von Maria Schrader zu Stefan Zweigs Exil *Vor der Morgenröte – Stefan Zweig in Amerika* aus dem Jahr 2016, der die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit auf sich zog und deutlich macht, dass der berühmte Autor und die Thematik des Exils heute immer noch am gesellschaftlichen Diskurs teilhaben. Ebenso ist hier die brasilianische Dokumentarfilmproduktion *Canto dos Exilados* („Gesang/Eckplatz der Exilanten“, R.W.) des Senders Telenews und Arte1 zu nennen, die ebenfalls 2016 in zehn Folgen zu verschiedenen (hauptsächlich deutschsprachigen) exilierten Künstlern und Unternehmern ausgestrahlt wurde. Diese wurde in Kooperation mit dem Museum und Kulturhaus *Casa Stefan Zweig* produziert, das mit Ausstellungen und Veranstaltungen sowie einer Online-Plattform[12] die Erinnerung an Stefan Zweig sowie an die anderen europäischen Exilanten aufrechterhalten und der Öffentlichkeit zugänglich machen möchte. Die Präsenz des Themas im öffentlichen Diskurs zeigen auch die Ausstellungen und

[11] Aufgrund des Potenzials der Thematik als ‚gemeinsame Geschichte‘, lässt sich ihre didaktische Operationalisierbarkeit im Sinne des landeskundlichen Konzeptes der (gemeinsamen) Erinnerungsorte nicht ausschließen. In dieser Arbeit soll jedoch, wie auch bereits im zweiten Kapitel dargelegt, anstatt von Erinnerungsorten von „medialisierte[r] Erinnerung“ nach Badstübner-Kizik (2015) bzw. von Erinnerungsdiskursen die Rede sein, da Erinnerungsorte per Definition als „Kristallisationskerne“ (Fançois/Schulze 2001: 16) eine relativ große Reichweite der Erinnerungswirkung einfordern. Ob diese in Bezug auf das deutschsprachige Exil in Brasilien (bis jetzt) gegeben ist, ist nicht sicher. Nichtsdestotrotz sind es lebhafte Erinnerungen an das deutschsprachige Exil in Brasilien, auch durch seinen unmittelbaren Bezug zum in der Fremdsprachendidaktik vielbeschriebenen Erinnerungsort Holocaust, die medial repräsentiert sind und auf immer größeres Interesse stoßen, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

[12] Online abrufbar unter: http://www.casastefanzweig.org, letzter Zugriff am 30.08.2017.

ihre zugehörigen Publikationen zu dem Thema in Deutschland und Brasilien[13] sowie auch die Publikationen autobiografischer Texte. Der (Erinnerungs-)Diskurs um das deutschsprachige Exil in Brasilien ist somit ein aktueller und relevanter (vgl. hierzu auch Jungen 2013), der in seiner medialisierten Form Zugang zu deutsch-brasilianischen sowie globalen Gedächtnisinhalten bietet und so im DaF-Unterricht auch das Verhältnis zwischen Medien(formen) und Gedächtnis(potenzial) aufzeigen kann (vgl. hierzu auch Badstübner-Kizik 2015: 56). Anhand von Diskursausschnitten in einem Textnetzwerk können Lerner analysieren, welche Inhalte und Personen in welcher Form erinnert werden.

Für den Zugang zu Gedächtnisinhalten nehmen insbesondere „subjektive[n] Narrationen" bzw. autobiografische Texte eine prominente Rolle ein, „da sie in besonderem Maße Sprache freisetzen und die Möglichkeit bieten, einen komplexen Kontext über individuelle Zugänge zu erschließen" (Badstübner-Kizik 2015: 56). Im Zusammenhang mit der Exilthematik der Flüchtlinge und der Holocaustüberlebenden des Zweiten Weltkriegs sind sie insbesondere auch deshalb von Belang, da die (zu Papier gebrachten bzw. aufgenommenen) Erzählungen genau den Übergang zwischen Speicher- und Funktionsgedächtnis markieren, da nun nur noch sehr wenige derer leben, die im Gespräch Zeugnis über diese Zeit ablegen können. Des Weiteren geben diese Texte den Opfern eine Stimme und beschreiben die hybriden transkulturellen ‚Zwischenidentitäten' von Migranten aus der Innenperspektive, oftmals mehrsprachig (vgl. Hallet 2002: 234). Ihre „Perspektivität stellt sich einer vorschnell versachlichenden […] Geschichtsschreibung entgegen" (ebd.: 239). Aus diesen Gründen machen auch autobiografische Texte einen großen Teil des ausgewählten Textnetzwerkes aus.

Es haben somit bei der Textauswahl neben dem Kriterium der Aktualität auch die Kriterien der Vielstimmigkeit (*polyphony*) und der vielfältigen medialen Repräsentation eine Rolle gespielt. Entsprechend wurden kurze bzw. gekürzte autobiografische bzw. literarische Texte verschiedener Autoren und Personen ausgewählt, die das Exil in Brasilien erlebt haben, sowie der erwähnte Film *Vor der Morgenröte – Stefan Zweig in Amerika* wegen seiner Aktualität und weitreichenden Publikumswirkung. Informative und kontextualisierende ‚Hintergrundtexte' wurden teils aus der zweisprachigen Ausstellungspublikation zu der gleichnamigen Ausstellung *„…mehr vorwärts als rückwärts schauen…" / "olhando mais para frente do que para trás..."* der Deutschen Nationalbibliothek gewonnen, teils in Form der

[13] Zu nennen sind hier zum Beispiel die Ausstellung *„…mehr vorwärts als rückwärts schauen…" / "…olhando mais para frente do que para trás…"* 2013/2014 der Deutschen Nationalbibliothek und der Nationalbibliothek Brasiliens mit gleichnamiger Publikation zur Ausstellung, das Museum *Casa Stefan Zweig* in Petrópolis/Rio de Janeiro sowie die Ausstellung *„Brasilien. Fluchtpunkt in den Tropen"*, die Ende der neunziger Jahre in São Paulo in Zusammenarbeit mit dem dortigen Goetheinstitut stattfand (vgl. hierzu auch Dimas 2000: 50).

virtuellen Ausstellung *Künste im Exil*[14] der Deutschen Nationalbibliothek, sowie der bereits erwähnten Webseite des Museums *Casa Stefan Zweig*. Den Autoren und Autorinnen der autobiografischen Texte ist des Weiteren jeweils ein kurzer biografischer Text mit Foto zugeteilt.

Die Textauswahl rechtfertigt sich zum großen Teil dadurch, dass Diskurse für den Unterricht reduziert und handhabbar gemacht werden müssen. Wichtig ist dabei jedoch zu betonen, dass es sich im Sinne von Hallets Textdidaktik um ein *offenes* Textarrangement handelt, weshalb die hier vorgestellte Textauswahl nicht als abgeschlossen zu betrachten ist und im Unterricht immer das Bemühen bestehen sollte, Anschlusstexte und -diskurse, auch als Rechercheergebnisse der Lernenden zu integrieren. Im Hinblick auf die Themenwahl und deren besondere Bedeutung in Bezug auf die deutsch-brasilianischen Beziehungen, aber auch generell für das Land Brasilien (oft spielt Migration in der eigenen Familiengeschichte der Lernenden eine Rolle), sollen so die individuellen Anknüpfungspunkte der Lernenden den Unterrichtsdiskurs ergänzen, insbesondere die eigenen Erfahrungen, Kompetenzen und eigenes Wissen über den brasilianischen Diskurs zum jeweiligen Thema. Wie zum Schluss des letzten Kapitels bereits erwähnt, hat die hier vorgestellte Textauswahl Studierende als Zielgruppe, die im Rahmen ihres Studiums, ob der Germanistik oder anderer Fächer, Deutsch lernen. Insbesondere wurde dabei an fortgeschrittene Lernende, mindestens ab der Niveaustufe B1, gedacht. Für den Anfängerunterricht müsste das Textvolumen reduziert und eventuell auch eine Didaktisierung der Texte sowie eine engmaschigere Anleitung der Lernenden in Betracht gezogen werden.

4.2 Das Beispielnetzwerk und sein inhaltliches Potenzial

Da es sich bei dem hier ausgewählten Textnetzwerk gemäß der Textdidaktik Hallets um ein ‚reiches' Textarrangement handelt, können hier nur die wichtigsten inhaltlichen Aspekte dargestellt werden. Außerdem bleibt an dieser Stelle lediglich Raum für eine kurze Bemerkung, dass es sich um verschiedene Textsorten handelt, die unterschiedliche Rezeptionsmöglichkeiten bieten. So besitzen insbesondere der Film sowie die literarischen Texte eine symbolische und ästhetische Dimension, die den Inhalt mit ausdrücken. Da hier jedoch das inhaltliche Potenzial der Texte dargestellt werden soll, werden diese Aspekte der Textdarstellung in den Hintergrund rücken, obwohl sie natürlich auch Potenzial für den DaF-Unterricht bieten. Um das Textnetzwerk in möglichst komprimierter und nachvollziehbarer Form darzulegen, wurde die Einteilung in die folgenden drei Unterkapitel teils nach Thema, teils nach Textsorte

[14] im Internet abrufbar unter http://kuenste-im-exil.de, letzter Zugriff am 30.08.2017.

vorgenommen. Die im Folgenden dargestellte Textauswahl befindet sich zum Nachlesen im Anhang, mit Ausnahme des Spielfilms und der Internettexte.

4.2.1 Texte von Stefan Zweig im Exil

4.2.1.1 Einleitung zu Brasilien: Ein Land der Zukunft

Bei Zweigs Brasilienbuch handelt es sich strenggenommen um ein Brasilienportrait. Das hier ausgewählte Vorwort bzw. die Einleitung, die als Begründung dienen soll, warum Zweig sein Brasilienbuch schrieb, hat jedoch auch autobiografische Züge. Zum Beispiel findet der P.E.N.-Club-Kongress als Anlass zum ersten zehntägigen Brasilienaufenthalt Erwähnung und Zweigs darauffolgende Sehnsucht nach Wiederkehr, die ihm sein Exil ermöglichte: „endlich kam ich wieder in dieses Land…“ (Zweig 2016: 6). Stefan Zweig charakterisiert das Land als unbekanntes und von Europäern häufig verkanntes Land – „eine *terra incognita*“ (ebd.: 4) von unglaublicher Größe, die sich in „beginnender Entwicklung“ (vgl. ebd.: 5) befindet und in rasendem Wachstum begriffen ist und dessen Potenzial erst in der Zukunft zu voller Geltung kommen würde: „Ich wußte, ich hatte einen Blick in die Zukunft unserer Welt getan“ (ebd.: 6). Gleichzeitig setzt Zweig die Euphorie für Brasilien immer in Relation zu den Geschehnissen in Europa, die den Anlass für seinen zweiten Brasilienaufenthalt darstellen: „Immer leidenschaftlicher wurde mein Wunsch, mich aus einer Welt, die sich zerstört, für einige Zeit in eine zu retten, die friedlich und schöpferisch aufbaut“ (ebd.). Brasilien wird zum Zufluchtsort vor dem „Krieg aller gegen alle in unserem selbstmörderischen Europa“ (ebd.). Das Zukunftspotenzial, das Zweig Brasilien attestiert, liegt insbesondere in seiner „glückliche[n] und vorbildliche[n]“ Lösung der zivilisatorischen Kernfrage Zweigs: „wie ist auf unserer Erde ein friedliches Zusammenleben der Menschen trotz aller disparaten Rassen, Klassen, Farben, Religionen und Überzeugungen zu erreichen?“ (ebd.: 8). Zweig betont die Heterogenität der brasilianischen Gesellschaft durch seine Kolonisations-, Sklaverei- und Migrationsgeschichte und beschreibt, „daß alle diese schon durch die Farbe sichtbar voneinander abgezeichneten Rassen in vollster Eintracht miteinander leben und trotz ihrer individuellen Herkunft einzig in der Ambition wetteifern, die einstigen Sonderheiten abzutun, um möglichst rasch und möglichst vollkommen Brasilianer, eine neue und einheitliche Nation zu werden.“ (ebd.: 8-9). Das „Rassenproblem“ werde ignoriert und, statt wie in der „alten Welt“ (ebd.: 9) durch Separation und Stigmatisierung, durch Durchmischung und Gleichberechtigung auf allen gesellschaftlichen Ebenen gelöst. Zweig beschreibt so einen Prozess der Nationalisierung, das Entstehen eines Nationalgefühls, das im Einklang mit den politischen Bestrebungen Brasiliens dieser Zeit steht. Auch die Gelassenheit der Brasilianer und die einschränkend eingebrachte notwendige Gewöhnung des Europäers „an kleine Unpünktlichkeiten und Unzuverlässigkeiten, an eine gewisse Laxheit“ (ebd.: 11), wird letztendlich als humane Haltung herausgestellt:

„Unwillkürlich atmet man auf, der Stickluft des Rassen- und Klassenhasses entkommen zu sein in dieser stilleren, humaneren Atmosphäre“ (ebd.: 10-11). Brasilien steht bei Zweig ganz im Gegensatz zu Europa, dessen vermeintliche Tugenden der Ordnung, Effizienz und Organisation für bestialische Zwecke genutzt werden: in „seiner friedlichen Gesinnung und seiner humanen Haltung […] scheint mir Brasilien eines der vorbildlichsten und liebenswertesten Länder unserer Welt“ (ebd.: 12). Insbesondere die hohe Friedfertigkeit des Landes, „das den Krieg haßt und noch mehr: das ihn soviel wie gar nicht kennt“ (ebd.), stellt Zweig heraus. Sogar die Vargas-Diktatur zeichne sich durch „mehr individuelle Freiheit und Zufriedenheit“ aus „als die meisten unserer europäischen Länder“ (ebd.: 13).

Ohne sich der Meinung anschließen zu wollen, es handle sich hierbei um Auftragsliteratur für Getúlio Vargas, scheinen die Gründe für diese Annahme durch die sehr einseitig positive Darstellung Brasiliens, insbesondere dem wohlwollenden Kommentar zum diktatorischen Regime, durchaus nachvollziehbar. Es wird jedoch vielmehr deutlich, dass Brasilien aus dem Vergleich zu Europa heraus charakterisiert wird und letzteres letztendlich zu einem Gegenbild Brasiliens wird. Alles Gute, das über Brasilien geschrieben wird, ist explizit oder implizit an das Schlechte geknüpft, das über Europa zu sagen wäre.

4.2.1.2 Der Abschiedsbrief (Declaração)

Stefan Zweigs Abschiedsnotiz, die er nach seinem Freitod der Welt hinterlässt und als *Declaração* („Erklärung“) betitelt, bleibt diesem Duktus der Bewunderung Brasiliens aus seinem Brasilienbuch treu, da sie insbesondere dem Zweck dient, dem Land für seine Gastfreundschaft zu danken. Durch seinen Tod wird jedoch insbesondere deutlich, dass es für ihn selbst keine Zukunft in Brasilien gab und Brasilien ihm nicht zur Ersatzheimat werden konnte und ihm nicht half, den Niedergang seines geschätzten Europas zu verschmerzen:

> Mit jedem Tage habe ich dieses Land [Brasilien, R.W.] mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir lieber mein Leben vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selbst vernichtet.
>
> Aber nach dem sechzigsten Jahr bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatslosen Wanderns erschöpft (Zweig 1942, abgedruckt in Michels & Prater 1981: 318).

Somit stellt die Abschiedsnotiz einen Gegenpol zu den Zukunftsprophezeiungen aus der Einleitung seines Brasilienbuches dar und fügt so dem Diskurs um Brasilien als Zukunftsland eine weitere Kontroverse hinzu.

4.2.1.3 Film: Vor der Morgenröte – Stefan Zweig in Amerika

Diese Ambivalenz zwischen Zweigs Euphorie für Brasilien und seiner Depression setzt der Film *Vor der Morgenröte – Stefan Zweig in Amerika* (2016) in Szene. In vier Kapiteln, die von

einem Pro- und Epilog umrahmt werden, erzählt der Film Zweigs Exilerfahrung in Fragmenten. In sich steigernder Weise wird die Härte des Exils deutlich, die sich aus dem seelischen Zwiespalt Zweigs ergibt, der sich zwischen dem ‚Zukunftsland' Brasilien, das Zweig im Film mit ähnlichen Worten wie in seinem Brasilienbuch lobt und ehrt und den verheerenden Ereignissen in Europa, den Nachrichten über die Schicksale derer, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, auftut. Von diesem Kontrast wird der Film inhaltlich sowie gestalterisch getragen.

Der Erzählbogen spannt sich vom Prolog, der Zweig 1936 auf seiner ersten Brasilienreise bei einem Empfang in Rio de Janeiro zeigt, auf dem er Brasilien vor den hochrangigen ihm freundlichst zugetanen Gästen als „Land der Zukunft" preist, das eine humane Lösung für das friedliche Zusammenleben unterschiedlichster Völker gefunden habe, bis zum Epilog, in dem Ernst Feder[15] im Februar 1942 vor den erschütterten Nachbarn, die sich im Haus des tot aufgefundenen Paares eingefunden haben, die Abschiedsnotiz Zweigs verliest. Vor der Trauerszene, kommen im vierten Filmkapitel, in einem Gespräch zwischen Ernst Feder und Stefan Zweig, die Reaktionen auf Zweigs Brasilienbuch zur Sprache, zu denen auch der Vorwurf gehört, es handele sich um eine Auftragsarbeit für die Vargas-Diktatur. Im Film räumt Zweig ein, dass er eventuell nicht kritisch genug gewesen war.

Die Auswirkungen der Hitler-Diktatur werden im Film immer wieder deutlich illustriert, wie beispielsweise im ersten Filmkapitel, als auf dem P.E.N.-Club-Kongress in Buenos Aires, an dem Zweig im Anschluss an seine Brasilienreise 1936 teilnimmt, eine Liste all der Autoren verlesen wird, die aus politischen Gründen im Exil leben oder in Lager interniert wurden. Im dritten Kapitel des Films wird gezeigt, wie Zweig 1941 in New York mit Hilfegesuchen von in Deutschland und Europa verbliebenen Freunden und Bekannten überhäuft wird, eine Verantwortung, die schwer wiegt, nicht zu bewältigen ist und ihn deshalb emotional sehr belastet. Bereits im zweiten Kapitel erwähnt Zweig im Gespräch mit seinem Reisebegleiter in Brasilien, dass er ein kubanisches Visum für einen Freund organisieren möchte, da Brasilien keine Aufenthaltsgenehmigungen mehr an Juden erteile. Kurz danach befindet sich der Autor auf einem Empfang, wo ihm zu Ehren eine zwar rührende, aber ärmlich verzerrte und schiefe Version des Donauwalzers gespielt wird. Angekündigt wurde dieses „Geschenk" mit der Hoffnung, dass Zweig bald wieder in seine Heimat zurückkehren könne, denn „um homen sem pátria é um homen sem futuro" („ein Mensch ohne Heimat ist ein Mensch ohne Zukunft" R.W.) (vgl. Schrader 2016 00:47:43-00:50:18) Dies ist der Kontrapunkt bzw. Zweigs persönliche Gegenwahrheit zu seiner Zukunftsprophezeiung für das Land.

[15] Feder, exilierter deutscher Publizist und Demokrat, war mit Zweig befreundet und lebte unweit von diesem entfernt ebenfalls in Petrópolis.

Da es sich bei Zweig um einen viel reisenden, international erfolgreichen Schriftsteller handelt, erweitert der Film den Fokus des Textnetzwerks über das Exil in Brasilien hinaus und macht deutlich, welches Ausmaß die Fluchtbewegungen während dieser Zeit annahmen.

4.2.2 Ausschnitte aus autobiografischen bzw. autobiografisch geprägten literarischen Texten von K. Oliven, T. Landau, E. Sopher, P. Rosenstein, M. Brill, R. Katz und H. Wiedemann[16]

Um die autobiografischen Texte des Textnetzwerkes inhaltlich geordnet vorzustellen, bietet sich eine Einteilung in die drei Phasen des Exilprozesses an, die Reinhard Andress aus der Studie *Les rites de passage* des Anthropologen Arnold van Gennep übernommen und exemplarisch für die deutsche Exilerfahrung auf einige autobiografische Texte des deutschsprachigen Exils in Brasilien angewendet hat (vgl. Andress 2009: 134/135).

Die drei Phasen lassen sich wie folgt zusammenfassen. Bei der ersten, der präliminalen Phase vor der Flucht, handelt es sich um die schrittweise emotionale Abtrennung (*séparation*) von der Heimat und der Gesellschaft. Diese wird durch den gewaltsamen Ausschluss aus der Gesellschaft herbeigeführt, den insbesondere Juden besonders drastisch zu spüren bekamen, und ist durch die damit verbundene Ungläubigkeit, das Entsetzen und den Verlustschmerz gekennzeichnet (vgl. ebd.: 135-138). Das zweite, das zwischenräumliche, liminale Stadium ist die Phase des Transits (*marge*). Hier ereignet sich die schrittweise reale physische Entfernung vom Heimatland von der Auflösung von Haushalten, über die nervenaufreibende Beschaffung der Reisepapiere, die oft gefährliche und unsichere Reise bis hin zur Ankunft im Aufnahmeland (vgl. ebd.: 138-141). Die dritte postliminale Phase stellt die schrittweise Eingliederung (*aggregation*) in die neue Gesellschaft dar: „they consist of an encounter with the language, culture, society, nature and climate of a very different country, of persisting visa problems and work as a further element of incorporation“ (ebd.: 141). Aspekte dieser Phasen der Exilerfahrung kommen natürlich auch in den genannten Texten und insbesondere dem Film zu Stefan Zweig bereits vor. Im Folgenden sollen nun die Inhalte der autobiografischen Texte anhand dieser Phasen dargestellt werden.

Die erste Phase der Abtrennung wird insbesondere in den ausgewählten Ausschnitten der Texte von Klaus Oliven, Eva Sopher und Trudi Landau deutlich. Klaus Oliven, der 1939 mit 21 Jahren nach Brasilien flüchtet, beschreibt in seinem Text mit dem Titel *Von Berlin nach Porto Alegre* die politischen Entwicklungen in Deutschland bis zur Machtergreifung Hitlers und die darauf folgenden Schikanen und diskriminierenden Gesetze, die das Leben der Juden unerträglich machten. Insbesondere wird hier der November-Pogrom hervorgehoben, der für

[16] Die ausgewählten Textausschnitte wurden aus Eckl (2005) entnommen, mit Ausnahme der Texte von Brill und Katz. Alle Textausschnitte befinden sich zum Nachlesen im Anhang.

viele das ausschlaggebende Ereignis war, um Deutschland zu verlassen. Er äußert sich in diesem Zusammenhang kritisch zu den „Lügen“ „vieler Deutscher“, die nach dem Krieg behaupteten, „nichts gesehen, nichts gehört“ zu haben (Oliven in Eckl 2005: 82, vgl. auch Andress 2009: 136). Eva Sopher geb. Plaut, die 1937 mit 14 Jahren nach Brasilien emigrierte, beschreibt in *„Dieser Riss bleibt für immer…“* den Entfremdungsprozess von Deutschland aus einer sehr persönlichen Perspektive heraus. Sie beschreibt erschütternde Erlebnisse, die sie als Mädchen im Umfeld ihrer Familie mitbekommt: Die Schwester kam weinend nachhause, weil ein Mädchen in der Schule nicht neben ihr sitzen wollte, nur weil sie jüdisch war, und ihr Onkel musste „auf der Hauptstraße als Demonstrationsobjekt eines typischen Juden herhalten“ (Sopher in Eckl 2005: 169, vgl. auch Andress 2009: 135). Außerdem wurde die 1935 herbeigeführte Trennung der Großfamilie ein nie überwundenes Trauma. Sie schreibt auch, wie ihr durch diese Erlebnisse als Kind ihre jüdische Herkunft erst bewusst wurde und sie sich deshalb entschloss, in die Synagoge zu gehen. Trudi Landau, welche den Krieg über in Südfrankreich ausharrte und erst nach Kriegsende nach Brasilien emigrierte, verarbeitete ihre Erfahrungen u.a. in dem Gedicht *Fragmentos de currículo* („Fragmente eines Lebenslaufs“[17]) in portugiesischer Sprache. Charakteristisch ist hier das Leitmotiv des Verlustes, das sich mit dem Wort „perdi“ („Ich verlor“, M.E.) durch die ersten beiden Strophen zieht und sich beinahe zu Beginn jeder Zeile wiederholt (vgl. hierzu Andress 2009: 137).

Die zweite Phase des Transits und die Schwierigkeiten bei der Erlangung von Visa und Reisepapieren wird in den meisten Texten, zumindest am Rand, deutlich. Exemplarisch sollen hier jedoch der bereits erwähnte Text von Klaus Oliven und der ebenfalls in Ausschnitten ausgewählte Text *Zwischen Enttäuschung und Dankbarkeit* von Paul Rosenstein herangezogen werden. Klaus Oliven schildert die Hindernisse zur Ausreise für Juden mit großer Detailkenntnis. Er erzählt von überfüllten Konsulaten und langen Wartelisten für Ausreiseanwärter, der Quotenregelung in den USA sowie korrupten Konsuln, die Visa gegen Bestechungsgelder verkauften, aber auch solchen Konsuln, hier brasilianischen, die aus humanitären Beweggründen Visa entgegen der Richtlinien (den geheimen Rundschreiben) ihrer Regierung ausstellten. Nachdem die Visa für Uruguay, die die Familie Oliven unter höchster Anstrengung und Geldaufwendung ergattert hatte, über Nacht ungültig wurden, da die „uruguayische Regierung […] von dem unehrlichen Verhalten einiger ihrer Konsuln“ (Eckl 2005: 91) erfahren hatte, gleicht es einem Wunder, dass sie ein paar Tage darauf in Marseille ohne langes Zögern ein Visum für Brasilien erhielten (vgl. hierzu auch Andress 2009: 139/140). Der jüdische Mediziner Paul Rosenstein hingegen hat das Glück, über eine persönliche

[17] Titel übersetzt von Marlen Eckl

Bekanntschaft mit Getúlio Vargas, zu der es bei einem internationalen Ärztekongress in Brasilien gekommen war, zu einem späten Zeitpunkt (1940) ein Visum für Brasilien zu erhalten. Jedoch schon die Nachreise seiner Familie gestaltete sich schwierig. Er erzählt in seinem Text von hohen bürokratischen Hürden sowie korrupten Angeboten seitens eines Beamten. Zu guter Letzt sind es seine Beziehungen, die die Visa seiner Familie ermöglichen.

Die dritte Phase der Eingliederung in Brasilien wird von vielen hier ausgewählten Textausschnitten beleuchtet. So heben vor allem die Ausschnitte aus dem Roman *Der Schmelztiegel* von Marte Brill, welche ihre Exilerfahrung literarisch verarbeitet und sich dabei sehr nah an der eigenen Biografie orientiert (vgl. Andress in Brill 2004: 341), die Schwierigkeiten eines Neuanfangs in Rio de Janeiro und São Paulo hervor. Dies zeigt das Schicksal der Protagonistin Sylvia, das geprägt ist von Unstetigkeit, Wohnungs- und Arbeitswechsel, durchsetzt mit Phasen der Unsicherheit und der vergeblichen Arbeitssuche: „Alles wechselte rasch in diesem Land, blitzartig, atemberaubend: Heim, Arbeit, Freunde, ein Leben, das für die Dauer gegründet schien – das alles verschwand kulissenhaft, wie in der Versenkung eines Bühnenraums, und wie durch einen Zauber ging der Alltag weiter. In Brasilien war noch keiner verhungert“ (Brill 2004: 243). Ebenfalls schreibt sie über die bürokratischen Hürden bei der Nachholung ihrer Tochter Miriam. Es werden aber auch die Schicksale derer geschildert, die Sylvia in der Beratungsstelle für Flüchtlinge, ihrem ersten Arbeitsplatz in São Paulo, berät und unterstützt. Die Flüchtlinge sind oft schwer zu integrieren, insbesondere die Akademiker, die ohne Portugiesischkenntnisse keine Anstellung finden. Ärzte dürften nur arbeiten, wenn sie weitere fünf Jahre an einer brasilianischen Hochschule studierten: eine unerfüllbare Auflage im Exil. Die meisten schlagen sich mit Gelegenheitsjobs durch oder gründen provisorische kleine Unternehmen, wie beispielsweise Wäschereien oder Parfümfabriken im Hinterhof, und bieten ihre Dienste und Produkte direkt an den Haustüren feil. Andere halten das Dasein im Exil jedoch nicht aus und setzen ihrem Leben ein Ende. Gleichzeitig werden skizzenhaft immer wieder die politischen Entwicklungen in Deutschland dargestellt, auch durch persönliche Briefe, die Sylvia erhält. Ebenso berichtet sie von den Flüchtlingsmassen, die nach Brasilien kommen, auch denen, die als Touristen einreisen und kein Bleiberecht haben. Doch Marte Brill bemüht auch, genauso wie Stefan Zweig, den Mythos Brasilien, indem sie Sylvia die Größe und Gastfreundschaft eines paradiesgleichen Zukunftslandes hervorheben lässt, in dem sich die Völker, selbst die einst versklavten und unterjochten, als frei und gleichberechtigt mischen und eine neue Nation bilden, wie auch der Titel bereits deutlich macht. So stellt die Protagonistin Sylvia auch die eigene Flucht in den Kontext der jahrhundertealten Migrationstradition Brasiliens, und trotz aller Schwierigkeiten

bleibt Sylvias kämpferisches Motto positiv: „das Leben ging weiter“ (Brill 2004: 181/334; vgl. auch Eckl 2010: 263/264, 359ff.).

Eva Sopher schildert den Neuanfang in São Paulo ebenfalls als sehr schwer. Insbesondere hebt sie die Schwierigkeiten der älteren Generationen hervor, wie das ihrer Großmutter, welche keinen Kontakt zur Umwelt hatte und den Tag allein in der Pension verbrachte, und das ihres Vaters, der aufgrund seiner schlechten Portugiesischkenntnisse keine Arbeit fand und gleich zu Beginn einem Betrüger aufsaß und ein Großteil seines Startkapitals verlor. Ihr selbst hingegen fiel das Erlernen der neuen Sprache leicht und mit 16 Jahren war sie es, die mit entscheidendem Anteil die Familie mitfinanzierte. Sie integrierte sich gut, nahm 1955 die brasilianische Staatsbürgerschaft an und wurde später zu einer wichtigen Persönlichkeit des kulturellen Lebens der Stadt. Sie resümiert: „Ich bin in diesem Land aufgenommen worden, ich werde in diesem Land akzeptiert, daher gehöre ich hierher. Brasilien ist meine Heimat“ (Sopher in Eckl 2005: 176, vgl. hierzu auch Andress 2009: 148).

Ein ähnliches Bekenntnis zu Brasilien als neuer Heimat findet sich auch in der zweiten Hälfte des bereits erwähnten Gedichts von Trudi Landau, hier in der deutschen Übersetzung von Marlen Eckl zitiert: „Mit dreißig und ein paar Jahren, / auf brasilianischem Boden / fand ich eine neue Heimat / und eine neue Staatsbürgerschaft. / Ich gründete ein neues Heim.“ (Eckl 2005: 33)

Paul Rosenstein drückt ein ambivalentes Verhältnis zu Brasilien aus. Er war sehr enttäuscht, dass er seinen Arztberuf in Brasilien nicht ausüben durfte und beklagt die vielen Verbote, die den Deutschen während des Krieges in Brasilien auferlegt wurden. Unter anderem erzählt er, wie seine Tochter von der Polizei in Haft genommen wurde, weil sie in der Stadt fotografierte, was untersagt war. Andererseits fühlt er sich dem Land, das ihn mit Gastfreundschaft aufnahm und dessen Staatsbürgerschaft er annahm, zu tiefem Dank verpflichtet und beschreibt es als neue geliebte Heimat. Er lobt die Regierung in ihrem Bemühen zur Gleichberechtigung aller Volksgruppen und betont, dass die schwarze Bevölkerung in „keiner Weise diskriminiert“ sei (Rosenstein in Eckl 2005: 306), obwohl „doch weit zurück in Bildung und Kultur“ (ebd.; vgl. auch Andress 2009: 143). Hier macht er unbewusst auf die unterschwellige Ausgrenzungspraktik des ‚brasilianischen Rassismus‘ aufmerksam (vgl. hierzu Eckl 2010: 355 und Andress 2009: 143). Interessant ist, dass er auch über eine Reise nach Deutschland schreibt, die er sechs Jahre nach Kriegsende antrat und seine „zwiespältige[n] Gefühle“ gegenüber der Heimat ausdrückt (Eckl 2005: 296). Dabei bemüht er sich zu differenzieren und spricht sich gegen eine Kollektivschuld der Deutschen aus. Darüber hinaus schreibt er auch einen kurzen Abschnitt über Stefan Zweig, mit dem er „mehrere Male“ gesprochen habe und nimmt Bezug auf sein Leid zwischen dem

„schönen Land“ der Zukunft und „der deutschen Schande“, an der „unheilbar sein Gemüt […] gelitten hatte“ (Rosenstein in Eckl 2005: 304).

Ähnlich wie Rosenstein sieht auch der Reiseschriftsteller Richard Katz, der 1941 nach Brasilien kam, das Land ambivalent. Als wäre es eine Antwort auf Stefan Zweigs Lobeshymne, schreibt er in seinem als Gedicht verfassten Vorwort zu seinem zweiten literarischen Reisebericht aus Brasilien *Begegnungen in Rio*: „Heitere Stadt! Ein jeder hat genug. / Welch ein Kaffee! Welch eine schöne Frau! // So schien es mir, als ich hier angekommen, / Europas Krieg und Angst noch in den Ohren. / Doch mit der Zeit hat's andern Sinn bekommen: / Das Paradies ist überall verloren.“ (Katz 1945: 7; vgl. hierzu auch Eckl 2010: 519/520). Gemäß dieser realistischeren Einschätzung Brasiliens, insbesondere bezüglich des Misstrauens gegenüber den deutschen Einwanderern, die selbst vor dem Nationalsozialismus geflohen waren, wurde eine weitere Episode aus *Begegnungen in Rio* ausgewählt, in der Katz, durchaus in humorvoller Weise, beschreibt, wie er von einem Widersacher denunziert wurde und deshalb eine Hausdurchsuchung über sich ergehen lassen und sich einen neuen Wohnsitz suchen musste. Er beschreibt diese Zeit als „Goldene Tage für Denunzianten! Wer einen Feind – oder auch nur einen Konkurrenten – beseitigen wollte, bezichtige ihn der Spionage.“ (Katz 1945: 181). In einer anderen Episode schildert er die prekäre Situation des deutschen Künstlerehepaares Lenz, das es versäumt hatte, sein Touristenvisum verlängern zu lassen, und betont damit die existenzielle Wichtigkeit, die Ausweispapiere in dieser Zeit für Exilanten spielten. Die Geschichte geht jedoch gut aus, da „Brasilien hierin humaner handelt“ als die „europäische[n] Fremdenpolizeien“ (ebd.: 231).

Auch Hilde Wiedemann, die sich mit ihrer Familie zeitweise in Recife niederlässt, bekommt die Maßnahmen gegen die *súditos do eixo* sowie die antideutsche Stimmung dort sehr zu spüren, die keinen Unterschied machte zwischen denen, die geflohen waren, und den deutschstämmigen Brasilianern, die zum Teil Hitler unterstützten. Laut Wiedemanns Text *Leben in Recife* gab es derer zahlreich in der Stadt. Sie beschreibt, wie ihr Mann mit anderen deutschen Männern zu Kriegsbeginn 1942 für sechs Wochen ins Gefängnis kam, bis brasilianische Freunde ihm helfen. Sie beklagt die „Isolierung als Ausländer“ und die „Diffamierung als Nicht-Nazis“ durch die „Volksgenossen“ (Wiedemann in Eckl 2005: 326), worunter auch das Familienleben zu leiden beginnt. Darüber hinaus beschreibt sie aber auch positive Erfahrungen und zeigt Interesse an der brasilianischen Kultur.

4.2.3 Hintergrundtexte: Sachtexte, Biografien, virtuelle Hypertexte

4.2.3.1 Biografische Texte und Fotos zu den Autoren

Zu den Autoren der autobiografischen Texte gibt es jeweils einen (meist gekürzten) biografischen Text und ein Foto. Diese biografischen Texte sind zumeist mit den

(literarisch-)autobiografischen Texten zusammen publiziert worden und geben deshalb auch teilweise Auskunft über ihre Inhalte und Zusammenhänge sowie die Umstände ihrer Entstehung[18].

4.2.3.2 Ausstellungspublikation „…mehr vorwärts als rückwärts schauen…" / "olhando mais para frente do que para trás…" (2013)[19]

Die Ausstellungspublikation der gleichnamigen Ausstellung, die 2013/2014 parallel in Rio de Janeiro und Berlin stattfand, ist besonders interessant für den brasilianischen DaF-Unterricht, da sie zweisprachig ist. Somit können die durchaus anspruchsvollen Artikel auch auf Portugiesisch gelesen werden, was bei der Hälfte der Artikel auch die Originalsprache ist. Obwohl diese Publikation sicher als Ganzes für die Kontextualisierung der Exilthematik interessant wäre, beschränkt sich das hier dargestellte Textnetzwerk auf zwei besonders relevante Artikel von brasilianischen Autoren.

Der erste Artikel *O país-fantasia e seus extasiados narradores / Das Land der Phantasie und seine begeisterten Erzähler* von Alberto Dines handelt von der umstrittenen mythischen Beschreibung von Brasilien als *Land der Zukunft.* Er geht auf den Titel von Zweigs Brasilienbuch ein und kontextualisiert ihn als Entgegnung auf die Rassenideologie Joseph Arthur de Gobineaus. Ebenso stellt Dines Zweigs Sicht auf Brasilien als einen „Ausgangspunkt für eine weniger von Schrecken und Konfrontationen beherrschte Welt" (2013: 38) heraus. Zwischen den Seiten des Artikels befindet sich ein Brief Zweigs an den Maler Lasar Segall, sowie ein Foto, das letzteren in seinem Atelier an dem berühmten Gemälde *Navio de emigrantes* arbeitend zeigt.

Der zweite Artikel *O Brasil diante dos judeus alemães refugiados do nazismo (1930-1945) / Brasiliens Haltung gegenüber den deutsch-jüdischen Flüchtlingen des Nationalsozialismus (1930-1945)* von Maria Luiza Tucci Carneiro beleuchtet die antisemitisch geprägte Einwanderungspolitik des Vargas-Regimes, wie sie auch teilweise im Text Klaus Olivens zur Sprache kommt, und gibt einen Überblick über den politischen Kontext des jüdischen Exils in Brasilien. Ebenfalls beschreibt sie einige Schicksale von jüdischen Einwanderern, die sich eine erfolgreiche Existenz aufbauten und deren Namen und Unternehmen zum Teil bis heute große Bekanntheit in Brasilien haben sowie der „Gruppe Görgen", einer Gruppe jüdischer Einwanderer, denen unter dem Einsatz von Hermann Matthias

[18] Der biografische Text zu Marte Brill entstammt dem Nachwort des Romans, das von Reinhard Andress verfasst wurde. Die biografischen Texte zu Trudi Landau, Klaus Oliven, Eva Sopher, Paul Rosenstein und Hilde Wiedemann wurden der Anthologie Eckls (2005) entnommen. Die Kurzbiografie Richard Katz' wurde im Ausstellungskatalog *Exil in Brasilien – Die deutschsprachige Emigration 1933-1945* von Hohnschopp & Wende (1994) veröffentlicht.

[19] Die beiden für das Textnetzwerk ausgewählten Artikel befinden sich im Anhang.

Görgen zum Teil mit gefälschten Taufscheinen die Einreise nach Brasilien gelang. Dem Artikel zugeordnet sind Fotos eines solchen falschen Taufscheins, eines Telegramms des antisemitisch eingestellten Botschafters Oswaldo Aranha, des erfolgreichen jüdischen Buchgeschäfts Livraria Cultura der Familie Herz sowie einer Schmuckkollektion des Juweliers Hans Stern, welche beide bis heute erfolgreiche Unternehmen Brasiliens sind.

4.2.3.3 Die Webseite des Museums Casa Stefan Zweig *und die virtuelle Ausstellung* Künste im Exil *der deutschen Nationalbibliothek*

Die beiden Online-Texte bieten zahlreiche Informationen und stellen für die Lernenden einen ersten Ansatzpunkt dar, um in eigener Recherche selbst Texte zum Netzwerk hinzuzufügen, da sie mit vielfältigem verlinktem Material, z.B. die YouTube-Videos auf der Seite des Museums *Casa Stefan Zweig* sowie den über die virtuelle Ausstellung *Künste im Exil* zugänglich gemachten Dokumenten in Berührung kommen.

Die Webseite des Museums *Casa Stefan Zweig* stellt mittels einer Zeittafel sowie biografischer Texte viele Informationen über Zweigs Leben zur Verfügung, sowohl über die Zeit vor dem Exil, als auch speziell über seine Zeit in Brasilien. Ebenso finden sich dort Informationen zu seinem Werk, den Verfilmungen dieser und einige Ausschnitte seiner Schriften, darunter die Einleitung zu *Brasilien – ein Land der Zukunft* sowie sein Abschiedsbrief. Darüber hinaus stellt die Seite Foto-, Bild- und Videomaterial aus sowie eine Liste mit weiteren (bekannten) Exilanten, deren Kurzbiografien per Mausklick abgerufen werden können.

Die virtuelle Ausstellung *Künste im Exil* thematisiert das Exil der Flüchtlinge des Nationalsozialismus als Ganzes, wobei ein Fokus auf das Exil von Künstlern und ihrem künstlerischen Schaffen im Kontext des Exils gelegt wird, wie schon der Titel nahelegt. Sie hält sehr umfassende Inhalte bereit, die hier nicht alle Erwähnung finden können. Wichtig ist jedoch die Rubrik „Orte und Länder“, unter der auch allgemeine Informationen zum Exil in Brasilien zu finden sind sowie auch zwei gefilmte Interviews aus dem Jahr 2013, in denen die Malerin Agi Straus und der Fotograf Hans Günter Flieg über ihr Exil in Brasilien und ihre Arbeit berichten. Von letzterem sind auch Fotos ausgestellt. Darüber hinaus gibt es auch unter den Rubriken „Gründe und Anlässe für das Exil“ sowie „Lebensbedingungen und Alltag im Exil“ informative Texte zum sich ausbreitenden Antisemitismus in Deutschland seit 1933 und zu den politischen und kulturellen Situationen, denen sich die Exilanten in den Aufnahmeländern ausgesetzt sahen. Die Ausstellung ist insbesondere wichtig, da sie den speziellen Diskurs zum Exil in Brasilien erweitert und die Möglichkeit bietet, ihn mit den Exilen in anderen Ländern zu vergleichen.

4.3 Didaktische Überlegungen und Vorschläge zum Einsatz des Textnetzwerks im Unterricht

Das hier vorgestellte Textarrangement stellt als Diskursmodell das wichtigste Element des Lernumfeldes dar. Es sollen hier jedoch im Sinne der im zweiten Kapitel vorgestellten Textdidaktik noch einige Überlegungen und Vorschläge zu seinem Einsatz im DaF-Unterricht folgen, die bei der Strukturierung des Textnetzwerks sowie der Anleitung und Anregung eines effektiven selbstständigen Rezeptionsprozesses der Lernenden dienlich sein können.

4.3.1 Einstieg in das Thema

Bevor mit einer selbstständigen Rezeption der Texte begonnen wird, könnte ein Einstieg ins Thema und eine erstmalige Heranführung an die hier gewählten Themenschwerpunkte über die gemeinsame und exemplarische Erarbeitung des Spielfilms *Vor der Morgenröte – Stefan Zweig in Amerika* erfolgen. Ein solches Vorgehen wäre zunächst zwar eine vorübergehende Einschränkung für die selbstständige Auswahl und Rezeption der Texte durch die Lernenden, würde jedoch eine Strukturierung des Themas ermöglichen, wie es auch Hallet in einem seiner Unterrichtsentwürfe betont (vgl. Hallet 2002: 245). Darüber hinaus kann so durch eine kleinschrittig angeleitete exemplarische Lektüre eine Sensibilisierung der Lernenden auch für die ästhetische und symbolische Dimension des Textes unterstützt werden, wie es Hille fordert (vgl. Hille 2015: 111). Außerdem löst ein solcher Einstieg das methodische bzw. organisatorische Problem, das ansonsten entstünde, wollten die Lernenden individuell und zu verschiedenen Zeiten auf den Film zugreifen. Dies würde eine sehr gute Ausstattung mit mehreren Computern und Kopfhörern im Kursraum voraussetzen, was meistens nicht gegeben ist. Des Weiteren ermöglicht ein solcher Einstieg auch die Erarbeitung des auf das Thema bezogenen zentralen Wortschatzes.

4.3.2 Themenschwerpunkte des Textnetzwerks

Es ließen sich im Anschluss an die Bearbeitung des Filmes vier Diskursschwerpunkte hervorheben, die dann durch selbstständige Verknüpfung mit anderen Materialien des Textnetzwerkes sowie selbst recherchierten Materialien von den Lernenden arbeitsteilig in Gruppen bearbeitet werden können. Dies könnte den Rezeptionsprozess lenken und den Lernenden helfen, Texte und Textfragmente nach thematischen Kriterien auszuwählen. Ein Vorschlag für Themenschwerpunkte wären die folgenden:

4.3.2.1 Stefan Zweig: Brasilien, ein Land der Zukunft?

Mit der Referenz zu den alten Gründungsmythen Brasiliens, seiner unermesslichen Größe und Zukunftsträchtigkeit (vgl. Eckl 2010: 258), zeigt Zweigs Brasilienbuch inhaltliche Parallelen zur Nationalisierungskampagne des Estado Novo Getúlio Vargas' und der Idee der

„Rassendemokratie“, welche wiederum eng mit der Ideologie des *branqueamento* in Verbindung steht. Dies bietet eine Anschlussmöglichkeit an die Rezeptionsdiskussion in Brasilien, die Zweigs Werk als Auftragsliteratur der Regierung bewertet hatte. Unabhängig von Zweigs Brasilienbuch finden sich jedoch auch ähnliche Brasilienbilder in Brills Roman sowie auch ansatzweise bei Rosenstein, und es lässt sich in diesem Zusammenhang daher diskutieren, inwiefern sich hier typisch europäische oder gar kolonisatorische Sichtweisen andeuten sowie auch Klischees bezüglich der Gegenüberstellung von brasilianischer und deutscher bzw. europäischer Kultur.

4.3.2.2 Restriktive Immigrationspolitik des Getúlio Vargas

Ein zweiter Schwerpunkt könnte auf die verdeckt restriktive und antisemitische Immigrationspolitik gelegt werden, die während des Estado Novo, unter Berufung auf Rassenideologien bzw. das *branqueamento*, in Brasilien verfolgt wurde. In diesem Zusammenhang ist die Transiterfahrung insbesondere der jüdischen Exilanten wichtig, die oftmals von enormen Schwierigkeiten bei der Visabeschaffung berichten, welche auch im Film über Stefan Zweig Erwähnung finden und über die auch der Artikel von Carneiro informiert. In diesem Zusammenhang erlaubt es die virtuelle Ausstellung auch, einen Vergleich mit anderen Einwanderungsländern vorzunehmen und sie in den Kontext einer insgesamt restriktiven Einwanderungspolitik des Völkerbundes zu stellen.

4.3.2.3 Ursachen des Exils – Hitler-Diktatur, Holocaust und der 2. Weltkrieg in Deutschland und Europa

In einem dritten thematischen Schwerpunkt ist die Behandlung der Fluchtursachen möglich, die die Gründe thematisiert, welche insbesondere die jüdischen Einwanderer zwang, aus Deutschland bzw. anderen europäischen Ländern zu fliehen. In allen Texten wird im Zusammenhang mit dem Exil in Brasilien oder dem Exil im Allgemeinen davon explizit oder implizit aus verschiedenen Perspektiven berichtet.

4.3.2.4 Exilerfahrung in Brasilien

Einen vierten inhaltlichen Schwerpunkt können die Exilerfahrungen der nach Brasilien Geflüchteten ausmachen. Hierfür sind insbesondere die autobiografischen Texte wichtig, die die Phase der Eingliederung in die brasilianische Gesellschaft beleuchten, jedoch auch die Exilerfahrung Zweigs, die insbesondere der Spielfilm in Szene setzt. Darüber hinaus können diese individuellen Erfahrungen auch mithilfe der virtuellen Ausstellung *Künste im Exil* generalisiert werden, da hier über die Exilerfahrung im Allgemeinen informiert wird und sich hier Parallelen auftun, wie beispielsweise die präventive Gefangennahme von Deutschen in vielen Ländern als Maßnahme gegen Angehörige der Achsenmächte.

4.3.3 Selbstständige Bearbeitung der Themenschwerpunkte anhand des Textnetzwerks

Um die Bearbeitung der Themenschwerpunkte erfolgreich zu meistern, besteht die erste Anforderung an die Lernenden darin, die für ihren Themenschwerpunkt hilfreichen und informativen Texte aus dem Textarrangement herauszufiltern und die Auswahl dann auf ihren Nutzen hin zu überprüfen. Hierfür sind insbesondere Lesestrategien wichtig, die das oberflächliche überfliegende bzw. das genaue und tiefgehende Lesen differenzieren. Solche Strategien sollten die Lernenden bereits kennengelernt haben, bevor sie mit einem großen Textarrangement konfrontiert werden.

Um den Rezeptionsprozess zielführend zu gestalten, ist es wichtig, den Rezeptionsauftrag mit einem Produktionsauftrag zu verbinden. Daher könnte die Bearbeitung des Textnetzwerks als Projekt gestaltet werden, dessen Ziel die Konzipierung einer Ausstellung zum Thema des deutschsprachigen Exils in Brasilien ist, in die die vier Themenblöcke integriert werden. Jede Gruppe wäre dann dazu angehalten, ihr Thema in einem informativen Ausstellungstext zusammenzufassen sowie mit Bild-, Foto- und eventuell Filmmaterial zu veranschaulichen. Dies wäre dann ein Ergebnis, anhand dessen sich der aktive und selbstständige Rezeptionsprozess auch überprüfen und evaluieren lässt.

Um eine offene diskursive Interaktion im Unterrichtsgeschehen zu unterstützen, sollten ebenfalls innerhalb des Bearbeitungsprozesses Anlässe für den gruppenübergreifenden Austausch zu den Themen herbeigeführt werden. Eine Möglichkeit hierzu bietet ein sogenanntes Padlet[20], eine elektronische Pinnwand, die im Internet eingerichtet werden kann und auf die alle Teilnehmer zugreifen können. Hier können Inhalte als Text im Sinne eines Notizzettels ‚angepinnt' werden, jedoch auch Bild- und Videomaterial hochgeladen bzw. verlinkt werden. Padlets sind somit ein effektives Mittel, um Inhalte zu visualisieren (vgl. Berg 2016: 104). Es gibt verschiedene Formate der optischen Anordnung, die gewählt werden können. Besonders interessant ist hierbei die Einstellung „Canvas", die es ermöglicht, Inhalte mit Pfeilen zueinander in Verbindung zu setzen und somit Inhalte zu vernetzen. Insofern scheint ein Padlet insbesondere zur kollaborativen Strukturierung des Textnetzwerkes als Begleitung des offenen Rezeptionsprozesses interessant zu sein. Die Lernenden hätten hier die Möglichkeit, den verschiedenen Themenschwerpunkten konkrete Inhalte oder Zitate (mit Angabe der Quelle) aus den Texten des Textnetzwerkes zuzuordnen und sich so gegenseitig bei der Navigation durch das Textarrangement zu helfen.

Im Sinne des Projektunterrichts ist es wichtig, die Lerner in die Planung des Projekts mit einzubeziehen. Deshalb sollte auch Ort und Format der Ausstellung mit der Lerngruppe

[20] Sie können auf https://de.padlet.com kostenlos eingerichtet werden, letzter Zugriff am 30.08.2017.

gemeinsam entschieden werden. Eine Ausstellung im Kursraum bzw. im Sprachenzentrum (vielleicht sogar zweisprachig), zu der auch dem Kursgeschehen außenstehende Interessierte Zugang haben, wäre sicherlich aufwändig und zeitintensiv, würde jedoch über den Unterrichtsraum hinausreichen und wäre somit hinsichtlich einer Diskursteilhabe, wie Hallet betont, besonders wirkungsvoll (vgl. 2002: 149). Eine andere Möglichkeit wäre, eine Ausstellung ebenfalls mittels eines Padlets zu gestalten. Eine digitale Gestaltung böte die Möglichkeit, die Inhalte ohne jegliche Kosten auch multimedial darzustellen und würde den Aufwand des Projekts reduzieren. Außerdem könnte eine digitale Visualisierung durch ihr Format für Studierende attraktiv sein und „Computerkenntnisse und den Umgang mit digitalen Medien“ (Berg 2016: 104) fördern (vgl. ebd.:104/105). Die Form der Ausstellung sollte jedoch zu Beginn des Rezeptionsprozesses bereits feststehen, da vom Ausstellungsort und Format auch der Umfang der Texte und des Anschauungsmaterials abhängen.

4.3.4 Textproduktionen der Lernenden und Hilfestellungen

Um den Austausch unter den Lernenden weiter zu fördern und auch die Produktion der Ausstellungstexte und die Auswahl von Bildmaterial inhaltlich und sprachlich vorzubereiten, könnten sich die Arbeitsgruppen vor der eigentlichen Textproduktion ihre inhaltlichen Zwischenergebnisse gegenseitig mündlich präsentieren. Da alle sich mit dem gleichen Textnetzwerk beschäftigen, können anschließende Diskussionen und Feedback-Phasen fruchtbar sein, um Textverständnisse abzugleichen, die (Zwischen-)Ergebnisse zu evaluieren und die Erstellung der Ausstellungsinhalte zu planen. Eventuelle inhaltliche Überschneidungen der einzelnen Gruppen können so ebenfalls aufgedeckt und verhandelt werden.

Der Schreibprozess an den Ausstellungstexten ist ebenfalls wichtiger Bestandteil, der durch den unmittelbaren Nutzen, der dem Text durch seine Veröffentlichung innerhalb der Ausstellung zukommt, in eine reale Schreibsituation eingebettet ist. Dadurch ist es wahrscheinlich, dass Lernende eine intrinsische Motivation entwickeln, den Text gut und angemessen zu gestalten und sich so der Textarbeit intensiv, inklusive mehrerer Korrektur- und Überarbeitungsphasen widmen. Der Lehrperson kommt hier sicherlich auch die Rolle des Korrekturlesenden zu, obwohl auch denkbar wäre, dass die Lernenden ihre Texte zunächst gegenseitig korrigieren.

Wie auch Hallet vorschlägt (vgl. Kapitel 2 dieser Arbeit) könnte den Lernenden zu Beginn der selbstständigen Arbeit mit dem Textnetzwerk auch ein Arbeitsblatt, „*Instruction Sheet*“, ausgehändigt werden, das wichtige allgemeine sprachliche und methodische Hilfestellungen enthält. Hier könnten verschiedene Lesestrategien (s.o.) aufgeführt werden sowie formale und sprachliche Anforderungen, die bei der Erstellung von Ausstellungstexten sowie Präsentationen relevant sind, wie Gliederungen und Redemittel und Formulierungshilfen.

4.3.5 Abschließende Bemerkung zum methodisch-didaktischen Potenzial

Abhängig davon welches Ausstellungsformat gewählt wird, fallen unterschiedliche organisatorische Aufgaben an (z.B. Zeitplanung, Materialbeschaffung, Öffentlichkeitsarbeit etc.), welche innerhalb der Lerngruppe aufgeteilt und innerhalb des Kursgeschehens, eventuell in Plenumssitzungen, koordiniert werden müssen. Dazu gehört auch ein abschließendes Evaluationsgespräch, das Anregungen und Ideen zu Folgeprojekten ins Auge fassen könnte. Die Lerngruppe übernimmt insgesamt ein hohes Maß an Verantwortung für Organisation und Durchführung sowie für die Ergebnisse des Projektes. Sie lernen ihre eigenen Ideen und Produktionen mit denen anderer in Beziehung zu setzen und so die eigene Leistung und die der anderen einzuschätzen und diese durch angemessene Interaktion und Feedback im Hinblick auf das Gesamtergebnis des Projektes zu verhandeln. Durch den Projektunterricht können so umfassende Kompetenzen geschult werden. Die einzelnen Projektphasen, zu denen der Einstieg über den Film, die eigenständige Rezeption der Texte, die Gruppenpräsentationen sowie die schriftliche Textproduktion und die Auswahl von Bild- und Videomaterial gehören, fördern darüber hinaus alle rezeptiven und produktiven Fertigkeiten des DaF-Unterrichts, das Sprechen, Schreiben, Hören und Lesen, sowie das Seh-Hörverstehen. Die Entwicklung dieser Fertigkeiten erfolgt thematisch gebunden durch die Beschäftigung mit einem kulturellen Diskurs, der sowohl im brasilianischen als auch deutschen Kontext relevant ist. Die Lernenden haben die Möglichkeit, sich inhaltlich mit dem deutschsprachigen Exil in Brasilien zu beschäftigen, indem sie authentische Texte des Exils, bzw. über das Exil, rezeptiv verstehen lernen und auch selbst Texte produzieren, in den Diskurs einspeisen und mittels einer Ausstellung öffentlich als Diskursteilnehmer Verantwortung übernehmen. Über die sprachlichen Fertigkeiten hinaus werden also kulturelles Wissen und Diskursfähigkeit vermittelt. Der hier vorgestellte landeskundliche Ansatz zur Bearbeitung des deutschsprachigen Exils anhand von Textnetzwerken erfüllt somit das zu Beginn postulierte Lernziel kulturellen Lernens im DaF-Unterricht. Es handelt sich damit um ein umfassendes Lehrprogramm, das z.B. im Rahmen eines einsemestrigen Sprachkurses bearbeitet werden könnte.

ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT

Ausgehend von einem *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff*, der ‚Kultur(en)' primär als überindividuelle Wissensordnungen beschreibt, die es ermöglichen, mental repräsentierte Bedeutungskonstruktionen in interaktiven Prozessen und Diskursen zu kommunizieren, wurde im ersten Teil der vorliegenden Arbeit die Befähigung der Fremdsprachenlerner zur Teilhabe an kulturellen Diskursen (Diskursfähigkeit) als Ziel der Kulturvermittlung im Fremdsprachenunterricht festgelegt. Solche Diskurse wurden nach Foucault als untereinander thematisch gebundene und vernetzte sprachliche Aussagen charakterisiert, welche sich in Texten manifestieren. Texte und Medien stellten sich somit als Mittler kulturellen Wissens heraus und damit als Zugang zu Kultur und Basis für die Kulturvermittlung. Diese Annahme wurde insbesondere durch den kulturwissenschaftlichen Ansatz ‚Kultur-als-Text' sowie die Theorie zum kulturellen Gedächtnis hergeleitet. Letztere hat vor allem dazu beigetragen, die antimentalistische Ausrichtung des ‚Kultur-als-Text'-Ansatzes zu relativieren und die gesellschaftsstiftende Funktion von geteiltem Wissen auf die Vergangenheit zu beziehen und in geteilten Erinnerungen zu verorten. Diese wurden insbesondere als in medial repräsentierten Erinnerungsdiskursen und deren Texten manifestiert herausgestellt, über welche sie im Unterricht zugänglich gemacht werden können. Außerdem erklärte sich die fragmentarische Repräsentation von kulturellem Wissen in einzelnen Individuen aus der Perspektive auf letzteres als *erinnertes* Wissen und ermöglichte es somit, homogenisierende Vorstellungen von Nationalkulturen zu umgehen. Die in diesem Zusammenhang dargestellte Unterscheidung zwischen Funktions- und Speichergedächtnis hat außerdem dazu beigetragen, den ‚Erinnerungsauftrag' von Bildung hervorzuheben.

Auf Grundlage dieser kulturtheoretischen Basis wurde der Einsatz von authentischen Texten in der Kulturvermittlung und somit auch der Einsatz von Texten im brasilianischen DaF-Unterricht, die im Kontext des deutschsprachigen Exils in Brasilien entstanden sind, gerechtfertigt.

Dass sich der Erinnerungsdiskurs um das deutsch-brasilianische Exil auch auf Grundlage didaktischer Konzepte operationalisieren lässt, wurde weiterhin durch die Darlegung der Textdidaktik Hallets gezeigt. Diese beruht ebenfalls auf dem *bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff* und konzipiert Kulturvermittlung im Fremdsprachenunterricht anhand von authentischen Diskursen. Das Konzept der Modellierung von Diskursen in Form von Textarrangements bzw. Textnetzwerken und die offene Gestaltung der selbstständigen Bearbeitung durch die Lernenden setzt Hallets Definition vom Fremdsprachenunterricht als ‚hybriden Diskursraum' und das Lernziel der Diskursfähigkeit um. Außerdem ist es angesichts fortschreitender globaler Vernetzung zeitgemäß. Ebenfalls hat

sich herausgestellt, dass die Arbeit mit Textnetzwerken auch der didaktischen Aufbereitung von Erinnerungsdiskursen gerecht wird.

Der Einsatz von deutsch-brasilianischen Texten des Exils rechtfertigt sich jedoch nicht nur dadurch, dass es sich um authentische, thematisch gebundene Texte handelt und durch ihre didaktische Aufbereitung im Textnetzwerk, sondern auch thematisch und durch ihr inhaltliches Potenzial. Das deutschsprachige Exil in Brasilien stellt einen geschichtlichen Berührungspunkt zwischen Deutschland und Brasilien dar, und es hat sich gezeigt, dass die deutsch-brasilianischen Texte des Exils in Brasilien das Potenzial haben, diese Geschichte, die auch in unmittelbarem Zusammenhang mit den global relevanten Ereignissen des Holocausts und des Zweiten Weltkriegs steht, inhaltlich darzustellen. Darüber hinaus können sie aufzeigen, wie und mit welchen thematischen Schwerpunktsetzungen an diese Zeit in Deutschland und Brasilien, auch von Betroffenen selbst, erinnert wurde und wird. Das ausgewählte Textnetzwerk und die Überlegungen zu seinem Einsatz haben ebenfalls gezeigt, dass dieser Diskurs in Ausschnitten multiperspektivisch, vielstimmig und multimedial darstellbar ist und somit für deutschlernende Studierende in Brasilien, als Hauptzielgruppe des DaF-Unterrichts im Land, im Sinne der Textdidaktik Hallets operationalisierbar ist. Auch wenn in der vorliegenden Arbeit kein detaillierter Unterrichts- bzw. Projektentwurf beschrieben wurde, so können die aufgeführten Überlegungen zu einer möglichen unterrichtlichen Umsetzung einen Ansatzpunkt für weitere didaktische Ausarbeitungen anbieten.

LITERATURVERZEICHNIS

Altmayer, Claus (2004): *Kultur als Hypertext: Zu Theorie und Praxis der Kulturwissenschaft im Fach Deutsch als Fremdsprache.* München: Iudicum.

Altmayer, Claus (2010): Konzepte von *Kultur* im Kontext Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. In: Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta & Riemer, Claudia (Hrsg.), 1402–1413.

Altmayer, Claus & Koreik, Uwe (2010): Geschichte und Konzepte einer Kulturwissenschaft im Fach Deutsch als Fremdsprache. In: Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta & Riemer, Claudia (Hrsg.), 1378–1391.

Andrade, Fernando de (2010): Deutsch lernen und lehren in Brasilien. In: Bader, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsch-brasilianische Kulturbeziehungen: Bestandsaufnahme, Herausforderungen, Perspektiven.* Frankfurt am Main: Vervuert, 127–134.

Andress, Reinhard (2009): The German Exile Experience in Brazil from the Perspective of Arnold van Gennep's *Les rites de passage*. In: Evelein, Johannes F. (Hrsg.): *Exiles traveling: Exploring Displacement, Crossing Boundaries in German Exile Arts and Writings 1933 - 1945.* Amsterdam [u.a.], 133–151.

Asmus, Sylvia & Eckl, Marlen (Hrsg.) (2013): *„... mehr vorwärts als rückwärts schauen ...“ / “... olhando mais para frente do que para trás”: Eine Publikation des Deutschen Exilarchivs 1933-1945 der Deutschen Nationalbibliothek.* Berlin: Hentrich&Hentrich.

Assmann, Aleida & Assmann, Jan (1994): Das Gestern im Heute: Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus; Schmidt, Siegfried J. & Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Medien: Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft.* Wiesbaden: Springer Fachmedien, 114–140.

Auswärtiges Amt (2015): *Deutsch als Fremdsprache weltweit: Datenerhebung 2015* [Online: http://www.auswaertiges-amt.de/cae/servlet/contentblob/364458/publicationFile/204427/PublStatistik.pdf, 24.08.2017].

Badstübner-Kizik, Camilla (2014): „Erinnerungsorte“ in der fremdsprachlichen Kulturdidaktik: Anmerkungen zu ihrem didaktisch-methodischen Potenzial. In: Nicole Mackus & Jupp Möhring (Hrsg.): *Wege für Bildung, Beruf und Gesellschaft - mit Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: 38. Jahrestagung des Fachverbandes Deutsch als Fremdsprache an der Universität Leipzig 2011.* Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 43–64.

Badstübner-Kizik, Camilla (2015): Medialisierte Erinnerung als didaktische Chance. In: Badstübner-Kizik, Camilla & Hille, Almut (Hrsg.), 37–63.

Badstübner-Kizik, Camilla & Hille, Almut (Hrsg.) (2015): *Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungsorte im hochschuldidaktischen Kontext: Perspektiven für das Fach Deutsch als Fremdsprache.* Frankfurt am Main: Peter Lang.

Berg, Anne de (2016): Die (Auslands-)Germanistik im 21. Jahrhundert: Ein Fallbeispiel zur Anwendung digitaler Medien im Unterricht. In: Zhu, Jianhua; Zhao, Jin & und Szurawitzki, Michael (Hrsg.): *Akten des XIII. Internationalen Germanistenkongresses Shanghai 2015: Germanistik zwischen Tradition und Innovation.* Frankfurt am Main: Peter Lang, 101–105.

Brill, Marte (2004): *Der Schmelztiegel.* Mit einem Nachwort von Reinhard Andress. München: Piper.

Brink, Christl M. K. (1986): Deutsche Literatur in Brasilien - eine Anpassungskontroverse zwischen Ablehnung und Annahme. In: Pestalozzi, Karl; Bornmann, Alexander v. & Koebner, Thomas (Hrsg.): *Vier deutsche Literaturen?; Literatur seit 1945 - nur die alten Modelle?; Medium Film - das Ende der Literatur?* Tübingen: Max Niemeyer, 113–119.

Carneiro, Maria L. T. (2013): Brasiliens Haltung gegenüber den deutsch-jüdischen Flüchtlingen des Nationalsozialismus (1930-1945). In: Asmus, Sylvia & Eckl, Marlen (Hrsg.), 142–161.

Chiappini, Ligia & Zilly, Berthold (Hrsg.) (2000): *Brasilien, Land der Vergangenheit?* Frankfurt am Main: TFM.

Dimas, Antonio (2000): Ein Optimist gegen den Strom. In: Chiappini, Ligia & Zilly, Berthold (Hrsg.), 49–57.

Dines, Alberto (2013): Das Land der Phantasie und seine begeisterten Erzähler / O país-fantasia e seus extasiados narradores. In: Asmus, Sylvia & Eckl, Marlen (Hrsg.), 34–41.

Eckl, Marlen (Hrsg.) (2005): *"... auf brasilianischem Boden fand ich eine neue Heimat": Autobiographische Texte deutscher Flüchtlinge des Nationalsozialismus 1933 - 1945.* Remscheid: Gardez!.

Eckl, Marlen (2010): *»Das Paradies ist überall verloren«: Das Brasilienbild von Flüchtlingen des Nationalsozialismus.* Frankfurt am Main: Vervuert.

Fleischer, Marion (1989): Die deutschbrasilianische Literatur. In: Rosenthal, Erwin T. (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur des Auslandes.* Bern: Peter Lang, 101–118.

Folkvord, Ingvild (2015): Bertold Brechts *An die Nachgeborenen* - kulturelle Erinnerungsarbeit in Kontaktzonen. In: Badstübner-Kizik, Camilla & Hille, Almut (Hrsg.), 135–151.

François, Etienne & Schulze, Hagen (2001): Einleitung. In: François, Etienne & Schulze, Hagen (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte.* München: C.H. Beck, 9–24.

Grub, Frank T. (2015): Theoria cum Praxi?: Welche Einblicke in wissenschaftliche Ansätze der Landeskunde und ihrer Bezugsdisziplinen benötigen Studentinnen und Studenten auf *grundnivå*? In: Christine Becker & Grub, Frank T. (Hrsg.): *Perspektive Nord: Zu Theorie und Praxis einer modernen Didaktik der Landeskunde: Beiträge zur 2. Konferenz des Netzwerks Landeskunde Nord in Stockholm am 24./25. Januar 2014.* Frankfurt am Main: Peter Lang, 69–93.

Hallet, Wolfgang (2002): *Fremdsprachenunterricht als Spiel der Texte und Kulturen: Intertextualität als Paradigma einer kulturwissenschaftlichen Didaktik.* Trier: WVT.

Hallet, Wolfgang (2006): *Tasks* in kulturwissenschaftlicher Perspektive: kulturelle Partizipation und die Modellierung kultureller Diskurse durch *tasks*. In: Bausch, Karl-Richard; Eva Burwitz-Melzer; Frank G. Königs & Hans-Jürgen Krumm (Hrsg.): *Aufgabenorientierung als Aufgabe: Arbeitspapiere der 26. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts.* Tübingen: Gunter Narr, 72–83.

Hille, Almut (2013): Berlin - *global city* der Literatur: Zur Arbeit mit Textnetzwerken. In: Hille, Almut & Langer, Benjamin (Hrsg.): *Erzählte Städte: Beiträge zu Forschung und Lehre in der europäischen Germanistik.* München, 230–240.

Hille, Almut (2015): Erinnerungen im Dialog: Globale Erinnerungsorte im Fach Deutsch als Fremdsprache. In: Badstübner-Kizik, Camilla & Hille, Almut (Hrsg.), 103–117.

Hille, Almut (2017): „Dresden war eine wunderbare Stadt, voller Kunst und Geschichte…": Autobiografische Texte und (Erinnerungs-)Diskurse in der Ausbildung von Lehrkräften für das Fach Deutsch als Fremdsprache. In: Schiedermair, Simone (Hrsg.): *Literaturvermittlung: Texte, Konzepte, Praxen in Deutsch als Fremdsprache und den Fachdidaktiken Deutsch, Englisch, Französisch.* München: Iudicum, 77–102.

Hohnschopp, Christine & Wende, Frank (Hrsg.) (1994): *Exil in Brasilien: Die deutschsprachige Emigration 1933-1945.* Frankfurt am Main: Die Deutsche Bibliothek.

Jungen, Oliver (2013): *Deutsche Exilforschung: Das Thema Exil erlebt eine Renaissance* [Online: https://www.goethe.de/de/kul/lit/20366216.html, 18.08.2017].

Katz, Richard (1945): *Begegnungen in Rio.* Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch Verlag.

Kestler, Izabela M. F. (1992): *Die Exilliteratur und das Exil der deutschsprachigen Schriftsteller und Publizisten in Brasilien.* Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

Kramsch, Claire (2006): From Communicative Competence to Symbolic Competence. *The Modern Language Journal* 90, 249–252.

Kramsch, Claire (2011): Symbolische Kompetenz durch literarische Texte. *Fremdsprache Deutsch* 44, 35–40.

Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta & Riemer, Claudia (Hrsg.) (2010): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: Ein internationales Handbuch.* Berlin: De Gruyter.

Kuschel, Karl-Josef; Mann, Frido & Soethe, Paulo A. (2009): *Mutterland: die Familie Mann und Brasilien.* Düsseldorf: Artemis & Winkler.

Legutke, Michael (2016): Projektunterricht. In: Burwitz-Melzer, Eva; Mehlhorn, Grit; Riemer, Claudia; Bausch, Karl-Richard & Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (6. Aufl.). Tübingen: A. Francke Verlag, 350–354.

Michels, Volker & Prater, Donald (Hrsg.) (1981): *Stefan Zweig: Leben und Werk im Bild.* Frankfurt am Main: Insel Verlag.

Niggemann, Elisabeth & Asmus, Sylvia (2013): Vorwort / Prefácio. In: Asmus, Sylvia & Eckl, Marlen (Hrsg.), 6–9.

Pesavento, Sandra J. (2000): Stefan Zweig: ein Blick auf die Geschichte. In: Chiappini, Ligia & Zilly, Berthold (Hrsg.), 59–65.

Reckwitz, Andreas (2006): *Die Transformation der Kulturtheorien: Zur Entwicklung eines Theorieprogramms* (Nachdruck der Erstaufl. 2000) Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Reichardt, Ulfried (2010): *Globalisierung: Literaturen und Kulturen des Globalen.* Berlin: De Gruyter.

Schrader, Maria (Regie) (2016): *Vor der Morgenröte - Stefan Zweig in Amerika*. Produzent: X Filme & Warner Bros.

Schwamborn, Ingrid (2000): Stefan Zweig: ein Europäer in Brasilien. In: Chiappini, Ligia & Zilly, Berthold (Hrsg.), 29–48.

Soethe, Paulo (2010): Deutsch in Brasilien. In: Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta & Riemer, Claudia (Hrsg.), 1624-1627.

Wahl, Dorothee (2013): Remigranten als Brückenbauer / As pontes lançadas pelos emigrantes que retornaram ao país de origem. In: Asmus, Sylvia & Eckl, Marlen (Hrsg.), 94–101.

Welsch, Wolfgang (2012): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Kimmich, Dorothee & Schahadat, Schamma (Hrsg.): *Kulturen in Bewegung: Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität.* Bielefeld: transcript, 25–40.

Winko, Simone (1996): Diskursanalyse, Diskursgeschichte. In: Arnold, Heinz L. & Detering, Heinrich (Hrsg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft.* München: dtv, 463–478.

Zweig, Stefan (2016): *Brasilien: Ein Land der Zukunft.* Berlin: Verlag der Contumax GmbH & Co. KG.

Anhang: Das Textnetzwerk

A 1 Stefan Zweig

A 1.1 Einleitung zu Brasilien: Ein Land der Zukunft

Einleitung

In früheren Zeiten pflegten die Schriftsteller, ehe sie ein Buch an die Öffentlichkeit gaben, eine kleine Vorrede vorauszuschicken, in der sie redlich mitteilten, aus welchen Gründen, von welchen Gesichtspunkten aus und in welcher Absicht sie ihr Buch geschrieben. Es war eine gute Gewohnheit. Denn sie schuf durch den Freimut und die direkte Ansprache von vornherein ein richtiges Einverständnis zwischen dem Schreibenden und denen, für die es geschrieben war. Und so möchte auch ich in möglichster Redlichkeit sagen, was mich bewog, ein von meinem sonstigen Arbeitskreis scheinbar weitabgelegenes Thema mir vorzunehmen.

Als ich im Jahre 1936 zum Penklubkongreß in Buenos Aires nach Argentinien fahren sollte, fügte sich dem die Einladung bei, gleichzeitig Brasilien zu besuchen. Meine Erwartungen waren nicht sonderlich groß. Ich hatte die durchschnittliche hochmütige Vorstellung des Europäers oder Nordamerikaners von Brasilien und bemühe mich jetzt, sie zurückzukonstruieren: irgend eine der südamerikanischen Republiken, die man nicht genau voneinander unterscheidet, mit heißem, ungesundem Klima, mit unruhigen politischen Verhältnissen und desolaten Finanzen, unordentlich verwaltet und nur in den Küstenstädten halbwegs zivilisiert, aber landschaftlich schön und mit vielen ungenützten Möglichkeiten – ein Land also für verzweifelte Auswanderer oder Siedler und keinesfalls eines, von dem man geistige Anregung erwarten konnte. Zehn Tage daran zu wagen, schien mir genug für jemanden, der seinem Beruf nach weder fachmäßiger Geograph, Schmetterlingssammler, Jäger, Sportsmann oder Kaufmann war. Acht Tage, zehn Tage und dann rasch wieder zurück, so dachte ich, und ich schäme mich nicht, diese meine törichte Einstellung zu verzeichnen. Ich halte es sogar für wichtig, denn sie ist ungefähr dieselbe, die noch heute in unseren europäischen und nordamerikanischen Kreisen im Umlauf ist. Brasilien ist heute im kulturellen Sinne noch ebenso eine *terra incognita*, wie sie es den ersten Seefahrern im geographischen gewesen. Immer wieder bin ich von neuem überrascht, welche verworrenen und unzulänglichen Vorstellungen selbst gebildete und politisch interessierte Menschen von diesem Lande haben, das doch unzweifelhaft bestimmt ist, einer der bedeutsamsten Faktoren in der künftigen Entwicklung unserer Welt zu werden. Als zum Beispiel auf dem Schiff ein Bostoner Kaufmann ziemlich abfällig von den kleinen südamerikanischen Staaten sprach und ich ihn zu erinnern versuchte, daß Brasilien für sich allein größeres Territorium umfaßt, als die Vereinigten Staaten, glaubte er, daß ich spaße, und ließ sich erst durch einen Blick auf die Landkarte überzeugen. Oder ich fand in dem Roman eines sehr bekannten englischen Autors das amüsante Detail, daß er seinen Helden nach Rio de Janeiro gehen läßt, um dort Spanisch zu erlernen. Aber er ist nur einer von Unzähligen, die nicht wissen, daß man in Brasilien Portugiesisch spricht. Jedoch es steht mir, wie gesagt, nicht zu, anderen hochmütige Vorhaltungen wegen ihrer geringen Kenntnis zu machen; ich habe selbst, als ich das erste mal von Europa abfuhr, nichts oder wenigstens nichts Zuverlässiges von Brasilien gewußt.

Dann kam die Landung in Rio, einer der mächtigsten Eindrücke, den ich zeitlebens empfangen. Ich war fasziniert und gleichzeitig erschüttert. Denn hier trat mir nicht nur eine der herrlichsten Landschaften der Erde entgegen, diese einzigartige Kombination von Meer und Gebirge, Stadt und tropischer Natur, sondern auch eine ganz neue Art der Zivilisation. Da war ganz gegen meine Erwartung mit Ordnung und Sauberkeit in Architektur und städtischer Anlage ein durchaus persönliches Bild, da war Kühnheit und Großartigkeit in allen neuen Dingen und gleichzeitig eine alte, durch die Distanz noch besonders glücklich bewahrte geistige Kultur. Da war Farbe und Bewegung, das erregte Auge wurde nicht müde zu schauen, und wohin es blickte, war es beglückt. Ein Rausch von Schönheit und Glück überkam mich, der die Sinne erregte, die Nerven spannte, das Herz erweiterte, den Geist beschäftigte, und so viel ich sah, es war nie genug. In den letzten Tagen fuhr ich ins Innere oder vielmehr – ich glaubte ins Innere zu fahren. Ich fuhr zwölf Stunden, vierzehn Stunden weit nach São Paulo, nach Campinas, in der Meinung, dem Herzen dieses Landes damit näherzukommen. Aber als ich zurückgekehrt dann auf die Karte blickte, entdeckte ich, daß ich mit diesen zwölf oder vierzehn Stunden Eisenbahnfahrt nur knapp unter die Haut gekommen; zum ersten mal begann ich die unfaßbare Größe dieses Landes zu ahnen, das man eigentlich kaum mehr ein Land nennen sollte, sondern eher einen Erdteil, eine Welt mit

Raum für dreihundert, vierhundert, fünfhundert Millionen und einem unermeßlichen, noch kaum zum tausendsten Teile ausgenützten Reichtum unter dieser üppigen und unberührten Erde. Ein Land in rapider und trotz aller werkenden, bauenden, schaffenden, organisierenden Tätigkeit erst beginnender Entwicklung. Ein Land, dessen Wichtigkeit für die kommenden Generationen auch mit den kühnsten Kombinationen nicht auszudenken ist. Und mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit schmolz der europäische Hochmut dahin, den ich höchst überflüssigerweise als Gepäck auf diese Reise mitgenommen. Ich wußte, ich hatte einen Blick in die Zukunft unserer Welt getan.

Als dann das Schiff abfuhr – es war eine Sternennacht, und doch glänzte diese einzige Stadt mit ihren Perlenschnüren elektrischen Lichts schöner und geheimnisvoller als die Funken des Firmaments – war ich gewiß, daß ich diese Stadt, dieses Land nicht zum letztenmal gesehen, und völlig im klaren auch, daß ich eigentlich nichts gesehen oder keinesfalls genug. Ich nahm mir vor, gleich im nächsten Jahr wiederzukommen, besser vorbereitet und um länger zu bleiben, um noch einmal und noch stärker dieses Gefühl zu empfinden, im Werdenden, Kommenden, Zukünftigen zu leben und die Sicherheit des Friedens, die gute gastliche Atmosphäre nun noch bewußter zu genießen. Aber ich konnte mein Versprechen nicht halten. Im nächsten Jahr war der Krieg in Spanien, und man sagte sich: warte ab bis zu einer ruhigeren Zeit. 1938 fiel Österreich, und wieder harrte man auf einen ruhigeren Augenblick. Dann, 1939, war es die Tschechoslowakei und dann der Krieg in Polen und dann der Krieg aller gegen alle in unserem selbstmörderischen Europa. Immer leidenschaftlicher wurde mein Wunsch, mich aus einer Welt, die sich zerstört, für einige Zeit in eine zu retten, die friedlich und schöpferisch aufbaut; endlich kam ich wieder in dieses Land, besser und gründlicher vorbereitet als zuvor, um zu versuchen, davon ein kleines Bild zu geben.

Ich weiß, daß dieses Bild nicht vollständig ist und nicht vollständig sein kann. Es ist unmöglich, Brasilien, eine so weiträumige Welt, vollkommen zu kennen. Ich habe ungefähr ein halbes Jahr in diesem Lande verbracht und weiß gerade jetzt erst, wieviel trotz allen Lerneifers und Reisens mir zu einem wirklich vollständigen Überblick dieses gewaltigen Reiches noch fehlt, und daß ein ganzes Leben kaum ausreichte, um sagen zu dürfen: ich kenne Brasilien. Ich habe vor allem eine Reihe Provinzen überhaupt nicht gesehen, deren jede so groß oder größer ist als Frankreich oder Deutschland, ich habe die selbst von wissenschaftlichen Expeditionen nicht ganz durchdrungenen Gebiete von Mato Grosso, Goiaz und die Wildnisse des Amazonenstroms nicht durchstreift. Ich bin also nicht vertraut mit dem primitiven Leben dieser in riesigen Räumen verstreuten Siedlungen und kann nicht die Existenz all dieser von der Kultur kaum berührten Berufsklassen anschaulich machen: nicht das Leben der *barqueiros*, die auf den Strömen schiffen, nicht das der *caboclos* im Amazonengebiet, nicht das der Diamantensucher, der *garimpeiros*, nicht das der Viehzüchter, der *vaqueiros* und *gauchos*, nicht das der Gummiplantagenarbeiter im Urwald, der *seringueiros* oder das der *sertanejos* von Minas Gerais. Ich habe die deutschen Kolonien von Santa Catarina nicht besucht, wo in den alten Häusern noch das Bild Kaiser Wilhelms und in den neueren das Bild Adolf Hitlers hängen soll, nicht die japanischen Kolonien im Innern von São Paulo und kann niemandem verläßlich sagen, ob wirklich noch manche der indianischen Stämme in den undurchdringlichen Wäldern kannibalisch sind.

Auch von den landschaftlichen Sehenswürdigkeiten kenne ich manche der wesentlichen nur von Bildern und Büchern. Ich bin nicht zwanzig Tage lang die grüne, in ihrer Monotonie großartige Wildnis des Amazonas hinaufgefahren, nicht bis an die Grenzen Perus und Boliviens gelangt, ich habe es durch die Schwierigkeiten der Schiffahrt innerhalb der ungünstigen Jahreszeit versäumen müssen, die zwölftägige Fahrt auf dem Rio São Francisco zu unternehmen, Brasiliens mächtigem und historisch so bedeutsamem Binnenfluß. Ich habe den Itatiaia nicht bestiegen, den dreitausend Meter hohen Berg, von dem man das brasilianische Hochplateau mit seinen Gipfeln bis weit nach Minas Gerais und Rio de Janeiro überschaut. Ich habe nicht das Weltwunder des Iguassú gesehen, der in schäumendem Katarakt die gewaltigsten Wassermassen niederschmettert, und dessen Grandiosität nach den Aussagen der Besucher den Niagara weit übertrifft. Ich bin nicht mit Hacke und Messer in das dumpfe und schillernde Dickicht des Urwalds eingedrungen. Trotz allen Reisens, Schauens, Lernens, Lesens und Suchens bin ich nicht weit über den Rand der Zivilisation in Brasilien hinausgekommen und muß mich trösten mit dem Gedanken, daß ich kaum zwei oder drei Brasilianer traf, die behaupten konnten, die innere und fast undurchdringliche Tiefe ihres eigenen Landes zu kennen, und daß auch Eisenbahn, Dampfboot und Auto mich nicht viel weiter geführt hätten, auch sie machtlos gegen die phantastische Ausdehnung dieses

Reiches. Auch endgültige Schlüsse, Voraussagen und Prophezeiungen über die wirtschaftliche, finanzielle und politische Zukunft Brasiliens zu geben, muß ich mir redlicherweise versagen. Wirtschaftlich, soziologisch, kulturell sind Brasiliens Probleme so neu, so eigenartig und vor allem infolge seiner Weiträumigkeit so unübersichtlich geschichtet, daß jedes einzelne einen ganzen Stab von Spezialisten zu gründlicher Erklärung forderte. Ein vollständiger Überblick ist unmöglich in einem Lande, das sich selber noch nicht vollständig überblickt und außerdem sich in einem so stürmischen Wachstum befindet, daß jeder Bericht und jede Statistik schon überholt ist, ehe die Information zur Schrift und diese Schrift zum gedruckten Wort wird. Aus der Fülle der Aspekte sei darum vor allem ein Problem in den Mittelpunkt gestellt, das mir das aktuellste scheint und im Geistigen und Moralischen heute Brasilien einen besonderen Rang unter allen Nationen der Erde gibt.

Dieses Zentralproblem, das sich jeder Generation und somit auch der unseren aufzwingt, ist die Beantwortung der allereinfachsten und doch notwendigsten Frage: wie ist auf unserer Erde ein friedliches Zusammenleben der Menschen trotz aller disparaten Rassen, Klassen, Farben, Religionen und Überzeugungen zu erreichen? Es ist das Problem, das an jede Gemeinschaft, jeden Staat immer wieder von neuem gebieterisch herantritt. Keinem Lande hat es sich durch eine besonders komplizierte Konstellation gefährlicher gestellt als Brasilien, und keines hat es – und dies dankbar zu bezeugen, schreibe ich dieses Buch – in so glücklicher und vorbildlicher Weise gelöst wie Brasilien. In einer Weise, die nach meiner persönlichen Meinung nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Bewunderung der Welt für sich fordert.

Denn seiner ethnologischen Struktur gemäß müßte, sofern es den europäischen Nationalitäten- und Rassenwahn übernommen hätte, Brasilien das zerspaltenste, das unfriedlichste und unruhigste Land der Welt sein. Noch sind mit freiem Blick schon auf Straße und Markt die verschiedenen Rassen deutlich erkennbar, aus denen die Bevölkerung geformt ist. Da sind die Abkömmlinge der Portugiesen, die das Land erobert und kolonisiert haben, da ist die indianische Urbevölkerung, die das Hinterland seit unvordenklichen Zeiten bewohnt, da sind die Millionen Neger, die man in der Sklavenzeit aus Afrika herüberholte, und seitdem die Millionen Italiener, Deutsche und sogar Japaner, die als Kolonisten herüberkamen. Nach europäischer Einstellung wäre zu erwarten, daß jede dieser Gruppen sich feindlich gegen die andere stellte, die früher Gekommenen gegen die später Gekommenen, Weiße gegen Schwarze, Amerikaner gegen Europäer, Braune gegen Gelbe, daß Mehrheiten und Minderheiten in ständigem Kampf um ihre Rechte und Vorrechte einander befeindeten. Zum größten Erstaunen wird man nun gewahr, daß alle diese schon durch die Farbe sichtbar voneinander abgezeichneten Rassen in vollster Eintracht miteinander leben und trotz ihrer individuellen Herkunft einzig in der Ambition wetteifern, die einstigen Sonderheiten abzutun, um möglichst rasch und möglichst vollkommen Brasilianer, eine neue und einheitliche Nation zu werden. Brasilien hat – und die Bedeutung dieses großartigen Experiments scheint mir vorbildlich – das Rassenproblem, das unsere europäische Welt verstört, auf die einfachste Weise ad absurdum geführt: indem es seine angebliche Gültigkeit einfach ignorierte. Während in unserer alten Welt mehr als je der Irrwitz vorherrscht, Menschen »rassisch rein« aufzüchten zu wollen wie Rennpferde oder Hunde, beruht die brasilianische Nation seit Jahrhunderten einzig auf dem Prinzip der freien und ungehemmten Durchmischung, der völligen Gleichstellung von Schwarz und Weiß und Braun und Gelb. Was in anderen Ländern nur auf Papier und Pergament theoretisch festgelegt ist, die absolute staatsbürgerliche Gleichheit im öffentlichen wie im privaten Leben, wirkt sich hier sichtbar im realen Raume aus, in der Schule, in den Ämtern, in den Kirchen, in den Berufen und beim Militär, an den Universitäten, an den Lehrkanzeln: es ist rührend, schon die Kinder, die alle Schattierungen der menschlichen Hautfarbe abwandeln – Schokolade, Milch und Kaffee – Arm in Arm von der Schule kommen zu sehen, und dieses körperliche wie seelische Verbundensein reicht empor bis in die höchsten Stufen, in die Akademien und Staatsämter. Es gibt keine Farbgrenzen, keine Abgrenzungen, keine hochmütigen Schichtungen, und nichts ist für die Selbstverständlichkeit dieses Nebeneinanders charakteristischer, als das Fehlen jedes herabsetzenden Worts in der Sprache. Während bei uns von Nation zu Nation die eine für die andere ein Haßwort oder ein Hohnwort erfand, den *Katzelmacher* oder den *Boche*, fehlt hier im Vokabular völlig das entsprechende deprezierende Wort für den *nigger* oder den Kreolen, denn wer könnte, wer wollte sich hier absoluter Rassenreinheit berühmen? Mag Gobineaus verärgertes Wort, er habe nur einen einzigen Reinrassigen in ganz Brasilien gefunden, den Kaiser Dom Pedro II., Übertreibung sein, so ist doch außer den letzten Neueingewanderten gerade der echte, der rechte Brasilianer gewiß, einige Tropfen heimatlichen Bluts in dem seinen zu haben. Aber Zeichen und Wunder: er

schämt sich dessen nicht. Das angeblich destruktive Prinzip der Mischung, dieser Horror, diese »Sünde gegen das Blut« unserer besessenen Rassentheoretiker ist hier bewußt verwertetes Bindemittel einer nationalen Kultur. Auf diesem Fundament hat sich seit vierhundert Jahren sicher und stetig eine Nation erhoben und – Mirakel! – die ständige Durchströmung und gegenseitige Anpassung unter gleichem Klima und gleichen Lebensbedingungen hat einen durchaus individuellen Typus herausgearbeitet, dem alle die von den Rassenreinheitsfanatikern großmäulig angekündigten »zersetzenden« Eigenschaften völlig fehlen. Selten kann man irgendwo in der Welt schönere Frauen und schönere Kinder sehen als bei den Mischlingen, zart im Wuchs, sanft im Gehaben; mit Freude sieht man in dem halbdunklen Gesicht der Studenten Intelligenz gepaart mit einer stillen Bescheidenheit und Höflichkeit. Eine gewisse Weichheit, eine linde Melancholie formt hier einen neuartigen und sehr persönlichen Gegensatz heraus zu dem schärferen und aktiveren Typus des Nordamerikaners. Was sich in dieser Mischung »zersetzt«, sind einzig die vehementen und darum gefährlichen Gegensätze. Diese systematische Auflösung der geschlossenen und vor allem zum Kampf geschlossenen nationalen oder rassischen Gruppen hat die Schaffung eines einheitlichen Nationalbewußtseins unendlich erleichtert, und es ist erstaunlich, wie vollkommen schon die zweite Generation sich nurmehr als Brasilianer empfindet. Immer sind es die Tatsachen in ihrer unableugbaren sichtbaren Kraft, welche die papiernen Theorien der Dogmatiker widerlegen. Darum bedeutet das Experiment Brasilien mit seiner völligen und bewußten Negierung aller Farb- und Rassenunterschiede durch seinen sichtbaren Erfolg den vielleicht wichtigsten Beitrag zur Erledigung eines Wahns, der mehr Unfrieden und Unheil über unsere Welt gebracht hat als jeder andere.

Und nun weiß man auch, warum sich einem die Seele so entlastend entspannt, kaum man dieses Land betritt. Erst vermeint man, diese lösende, beschwichtigende Wirkung sei nur Augenfreude, beglücktes In-sich-Aufnehmen jener einzigartigen Schönheit, die den Kommenden gleichsam mit weich gebreiteten Armen an sich zieht. Bald aber erkennt man, daß diese harmonische Disposition der Natur hier in die Lebenshaltung einer ganzen Nation übergegangen ist. Erst wie etwas Unglaubwürdiges und dann als unendliche Wohltat begrüßt einen, der eben der wahnwitzigen Überreiztheit Europas entflüchtet ist, die totale Abwesenheit jedweder Gehässigkeit im öffentlichen wie im privaten Leben. Jene fürchterliche Spannung, die nun schon seit einem Jahrzehnt an unseren Nerven zerrt, ist hier fast völlig ausgeschaltet; alle Gegensätze, selbst jene im Sozialen, haben hier bedeutend weniger Schärfe und vor allem keine vergiftete Spitze. Hier ist noch nicht die Politik mit all ihren Perfiditäten Angelpunkt des privaten Lebens, nicht Mittelpunkt alles Denkens und Fühlens. Es ist die erste und dann täglich glücklich erneute Überraschung, kaum man dieses Land betritt, in wie freundlicher und unfanatischer Form die Menschen innerhalb dieses riesigen Raums miteinander leben. Unwillkürlich atmet man auf, der Stickluft des Rassen- und Klassenhasses entkommen zu sein in dieser stilleren, humaneren Atmosphäre. Zweifellos, es ist hier mehr Lässigkeit in der Lebensführung. Die Menschen entwickeln unter dem unmerklich erschlaffenden Einfluß des Klimas weniger Stoßkraft, weniger Vehemenz, weniger Dynamik, also gerade die Eigenschaften, die man heutzutage in tragischer Überschätzung als die moralischen Werte eines Volkes anpreist; aber wir, die wir die fürchterlichen Folgen dieser psychischen Überspannungen, dieser Gier und Machtwut am eigenen Schicksal erfahren, genießen diese lindere und gelassenere Form des Lebens als eine Wohltat und ein Glück. Nichts liegt mir ferner als vortäuschen zu wollen, daß alles in Brasilien sich heute schon im Idealzustand befinde. Vieles ist erst im Anbeginn und Übergang. Noch liegt die Lebenshaltung eines Großteils der Bevölkerung weit unter der unseren. Noch sind die technischen, die industriellen Leistungen dieses Fünfzig-Millionen-Volks nur etwa mit denen eines europäischen Kleinstaats zu vergleichen. Noch ist die Verwaltungsmaschinerie nicht ganz eingespielt und zeitigt oft ärgerliche Stockungen. Noch reist man mit ein paar hundert Meilen ins Innere gleichzeitig ins Primitive um ein Jahrhundert zurück. Wer neu in das Land kommt, wird sich im täglichen Leben an kleine Unpünktlichkeiten und Unzuverlässigkeiten, an eine gewisse Laxheit erst anpassen müssen, und gewisse Reisende, die nur vom Hotel und vom Auto aus die Welt sehen, können sich noch den Luxus leisten, mit dem hochmütigen Gefühl zivilisatorischer Überlegenheit zurückzureisen und vieles in Brasilien rückständig oder unzulänglich zu finden. Aber die Ereignisse der letzten Jahre haben unsere Meinung über den Wert der Worte »Zivilisation« und »Kultur« wesentlich geändert. Wir sind nicht mehr willens, sie kurzerhand dem Begriff »Organisation« und »Komfort« gleichzustellen. Nichts hat diesen verhängnisvollen Irrtum mehr gefördert als die Statistik, die als mechanische Wissenschaft berechnet, wieviel in einem Lande das Volksvermögen beträgt, und wie groß der Anteil des einzelnen daran ist, wie viele Autos, Badezimmer, Radios und Versicherungsgebühren pro Kopf der Bevölkerung entfallen.

Nach diesen Tabellen wären die hochkultiviertesten und hochzivilisiertesten Völker jene, die den stärksten Impetus der Produktion haben, das Maximum an Verbrauch und die größte Summe an Individualvermögen. Aber diesen Tabellen fehlt ein wichtiges Element, die Einrechnung der humanen Gesinnung, die nach unserer Meinung den wesentlichsten Maßstab von Kultur und Zivilisation darstellt. Wir haben gesehen, daß die höchste Organisation Völker nicht verhindert hat, diese Organisation einzig im Sinne der Bestialität statt in jenem der Humanität einzusetzen, und daß unsere europäische Zivilisation im Lauf eines Vierteljahrhunderts zum zweiten Male sich selber preisgegeben hat. So sind wir nicht mehr gewillt, eine Rangordnung anzuerkennen im Sinne der industriellen, der finanziellen, der militärischen Schlagkraft eines Volkes, sondern das Maß der Vorbildlichkeit eines Landes anzusetzen an seiner friedlichen Gesinnung und seiner humanen Haltung.

In diesem – meiner Meinung nach dem wichtigsten – Sinne scheint mir Brasilien eines der vorbildlichsten und darum liebenswertesten Länder unserer Welt. Es ist ein Land, das den Krieg haßt und noch mehr; das ihn soviel wie gar nicht kennt. Seit mehr als einem Jahrhundert hat mit Ausnahme jener Paraguay-Episode, die von einem tollgewordenen Diktator sinnlos provoziert wurde, Brasilien alle Grenzkonflikte mit seinen Nachbarn durch gütliche Vereinbarungen und Appell an internationale Schiedsgerichte ausgetragen. Nicht Generäle sind sein Stolz und seine Helden, sondern die Staatsmänner wie Rio Branco, die durch Vernunft und Konzilianz Kriege zu verhindern wußten. Ganz in sich geschlossen, die Sprachgrenze eins mit der Landesgrenze, hat es keinerlei Eroberungswillen, keine imperialistischen Tendenzen. Kein Nachbar kann von ihm etwas fordern, und es fordert nichts von seinen Nachbarn. Nie ist der Friede der Welt durch seine Politik bedroht gewesen, und selbst in einer unberechenbaren Zeit wie der unseren kann man sich nicht ausdenken, daß dieses Grundprinzip seines nationalen Gedankens, dieser Wille zur Verständigung und Verträglichkeit sich jemals verändern könnte. Denn dieser Wille zur Konzilianz, diese humane Haltung ist nicht zufällige Gesinnung einzelner Herrscher und Führer gewesen; er ist hier das natürliche Produkt eines Volkscharakters, der eingeborenen Toleranz des Brasilianers, die sich im Laufe seiner Geschichte immer wieder bewährt hat. Als einzige der iberischen Nationen hat Brasilien keine blutigen Religionsverfolgungen gekannt, nie haben hier die Scheiterhaufen der Inquisition geflammt, in keinem Lande sind die Sklaven verhältnismäßig humaner behandelt worden. Selbst seine inneren Umstürze und Regierungsänderungen haben sich beinahe unblutig vollzogen. Der König und die zwei Kaiser, die sein Wille zur Selbständigkeit aus dem Lande drängte, haben es ohne jede Behelligung und darum ohne Haß verlassen. Selbst nach niedergeschlagenen Aufständen und Putschen haben seit Brasiliens Selbständigkeit die Anführer den Preis nicht mit ihrem Leben bezahlt. Wer immer dieses Volk regierte, war unbewußt genötigt, sich dieser inneren Konzilianz anzupassen; es ist kein Zufall, daß es – unter allen Ländern Amerikas jahrzehntelang die einzige Monarchie – als Kaiser den demokratischsten, den liberalsten aller gekrönten Regenten gehabt hat und heute, da es als Diktatur gilt, mehr individuelle Freiheit und Zufriedenheit kennt als die meisten unserer europäischen Länder. Darum beruht auf der Existenz Brasiliens, dessen Willen einzig auf friedlichen Aufbau gerichtet ist, eine unserer besten Hoffnungen auf eine zukünftige Zivilisierung und Befriedung unserer von Haß und Wahn verwüsteten Welt. Wo aber sittliche Kräfte am Werke sind, ist es unsere Aufgabe, diesen Willen zu bestärken. Wo wir in unserer verstörten Zeit noch Hoffnung auf neue Zukunft in neuen Zonen sehen, ist es unsere Pflicht, auf dieses Land, auf diese Möglichkeiten hinzuweisen. Und darum schrieb ich dieses Buch.

(aus Zweig 2016: 4-13. Der Text folgt der Suhrkamp-Ausgabe von 1984.)

A 1.2 Abschiedsnotiz

Declaração

Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheide, drängt es mich eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gute und gastliche Rast gewährt. Mit jedem Tage habe ich dieses Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir lieber mein Leben vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selbst vernichtet.

Aber nach dem sechzigsten Jahr bedürfte es besonderer Kräfte um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatslosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschliessen, dem geistige Arbeit die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüsse alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.

Stefan Zweig

Petropolis, 22. II. 1942

(Text des Originalschreibens, abgedruckt in Michels & Prater 1981: 318)

A 2 Trudi Landau

Trudi Landau, 1945 (Foto entnommen aus Eckl 2005: 30)

A 2.1 Biografischer Text

Trudi Landau

(geb. 1920)

Trudi Landau wurde 1920 in Köln geboren und wuchs in Opladen auf. Ihr Vater besaß dort ein Bekleidungsgeschäft. 1936 verließ sie das Gymnasium, da sie aufgrund der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung für sich keine Möglichkeit sah, ein Studium zu absolvieren, und besuchte eine Handelsschule. Nach der Reichspogromnacht emigrierte ihre Mutter nach Palästina in der Hoffnung, den Ehemann und die Tochter bald nachholen zu können. Doch dieser Wunsch blieb unerfüllt. Trudi Landau und ihr Vater flohen im Oktober 1939 nach Brüssel, wo sich bereits ein Cousin der Familie befand. Als sie im Frühjahr 1940 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien eines Tages nach Hause kam, fand sie einen Abschiedsbrief ihres Vaters vor, in dem er ihr mitteilte, dass er als deutscher Staatsbürger in ein Lager interniert werden würde. Trudi Landau sah ihn nie wieder. Nach dem Krieg fand sie heraus, dass er im März 1943 in das Vernichtungslager Majdanek gebracht worden war. Ihr selbst gelang die Flucht nach Frankreich, wo sie Jean Landau kennen lernte und heiratete. Die beiden überlebten den Krieg in Südfrankreich. Da sich Jean Landaus Eltern, zu denen sie auch während des Krieges Kontakt hatten, seit 1936 in Brasilien aufhielten, entschlossen sie sich nach dem Krieg, 1946 dorthin zu emigrieren. Im 1949 [sic!] kam es zu einem Wiedersehen mit ihrer Mutter in São Paulo, die nach Brasilien nachgekommen war. Trudi Landau wurde Journalistin und engagierte sich im Kampf gegen den Antisemitismus und die Diktatur im Land. Nach der Ausstrahlung der Fernsehserie *Holocaust* wurde sie gebeten, über ihre Erfahrungen während des Dritten Reiches zu schreiben. Daraus entstand das Buch *Crônicas do meu tempo,* das 1981 erschien und dem auch das folgende Gedicht entnommen wurde.

(aus Eckl 2005: 34)

A 2.2 Das Gedicht „Fragmentos de currículo“

Fragmentos de currículo

Com vinte e poucos anos
perdi a pátria,
perdi a cidadania,
perdi o meu lar.
Perdi os direitos
civis e humanos.
Perdi os estudos
e as perspectivas.
Perdi o rasto de minha mãe.
Perdi meu pai querido
em campo de concentração.
Perdi as medidas,
Perdi os pertences,
perdi os parentes,
perdi documentos,
perdi os amigos,
perdi as lembranças,
perdi minhas malas
na fuga precipitada.

Para salvar-me da morte,
larguei meu próprio nome
e deram-me outro, emprestado.
Perdi saúde, linha e conta;
perdi o Norte, o Sul e o Leste.
Perdi até a virgindade,
sem romance e sem prazer,
como quem se desfaz de tudo,
aguardando do fim de mundo
para a semana que vem.

Não conseguiram pegar-me
para trabalhos forçados,
para a câmara de gás,
para servir em prostíbulo
aos oficiais nazistas.
O braço não me tatuaram;
a cara não me quebraram.
Não posso nem me queixar.

Com trinta e poucos anos,
em terra brasileira
achei uma pátria nova
e nova cidadania.
Fundei um novo lar.
Com minha mãe me reencontrei.
Pranteei meu pai querido e
mandei gravar seu nome na pedra.
Fiz novos amigos,
comprei novas malas
e tratei de minha saúde.

Recoloquei no firmamento
o Norte, o Sul e o Leste
e novo rumo segui.

Sou diferente, machucada,
porém sou forte, compenetrada,
judia consciente de uma missão.
Salvei dos escombros o essencial:
a minha integridade.

(aus Eckl 2005: 31/32; Das Gedicht erschien ursprünglich in *Crônicas do meu tempo* von Trudi Landau, erschienen 1981 in São Paulo bei Editores Massao Ohonho-Roswita Kempf.)

A 2.3 Übersetzung des Gedichts von Marlen Eckl

Fragmente eines Lebenslaufs

Mit zwanzig und ein paar Jahren
verlor ich die Heimat,
verlor die Staatsbürgerschaft,
verlor mein Heim.
Ich verlor die bürgerlichen Rechte und
die Menschenrechte,
Ich verlor die Ausbildung
und die Perspektiven.
Ich verlor die Spur meiner Mutter,
verlor meinen geliebten Vater
im Konzentrationslager.
Ich verlor die Maße,
verlor die Besitztümer,
verlor die Verwandten,
verlor Dokumente,
verlor Freunde,
verlor Erinnerungen,
verlor meine Koffer
auf der überstürzten Flucht.

Um mich vor dem Tod zu bewahren,
gab ich meinen eigenen Namen auf,
und man gab mir einen anderen geliehenen.
Ich verlor die Gesundheit, Richtung und Verantwortung;
verlor den Norden, den Süden und den Osten.
Ich verlor sogar die Unschuld,
ohne Romantik und ohne Lust
wie der, der sich von allem löst,
das Ende der Welt
für die kommende Woche erwartend.

Sie bekamen mich nicht zu fassen
für die Zwangsarbeit,
für die Gaskammern,
für den Dienst im Bordell
der Nazi-Kommandeure.
Den Arm tätowierte man mir nicht;

Die Würde nahm man mir nicht.
Ich kann mich nicht beschweren.

Mit dreißig und ein paar Jahren,
auf brasilianischem Boden
fand ich eine neue Heimat
und eine neue Staatsbürgerschaft.
Ich gründete ein neues Heim.
Mit meiner Mutter traf ich wieder zusammen,
beweinte meinen geliebten Vater und
ließ seinen Namen in Stein eingravieren.
Ich fand neue Freunde,
kaufte neue Koffer
und behandelte meine Krankheit.
Ich brachte am Firmament wieder den
Norden, den Süden und den Osten an
und folgte einer neuen Richtung.

Ich bin anders, verletzt,
aber ich bin stark, überzeugt,
eine Jüdin, meiner Mission bewusst.
Ich bewahrte vor den Trümmern das Essenzielle:
meine Integrität.

(aus Eckl 2005: 32-34)

A 3 Klaus Oliven

Klaus Oliven, links: 1938, rechts: 2004 (Fotos entnommen aus Eckl 2005: 64)

A 3.1 Biografischer Text

Klaus Oliven

(geb. 1918)

Als Sohn des berühmten Librettisten und Dichters Fritz Oliven, der unter dem Pseudonym „Rideamus“ (lat. „Lasst uns lachen“) schrieb, bekam der 1918 in Berlin geborene Klaus Oliven als Kind das Lebensgefühl der *Golden Twenties* hautnah mit. Nachdem sich davor bereits Rideamus’ humoristische und satirische Versbücher als Bestseller erwiesen hatten, erlebte Klaus Olivens Vater in diesen Jahren seine größten Erfolge als Revuedichter der gefeierten Haller-Revuen. Auf diese Weise wirkte er aktiv am Zeitgeist, der die *Golden Twenties* in Berlin geprägt hat, mit. Die Familie Oliven – Klaus Olivens Mutter war die Tochter eines reichen Privatbankiers – gehörte damals zur guten Berliner Gesellschaft und war völlig integriert. Der eigenen jüdischen Herkunft war man sich wohl bewusst, man achtete darauf, dass die Kinder *Bar* bzw. *Bat Mizwa*[21] feierten, doch machte man ansonsten nicht viel Aufheben davon. Das Jüdischsein stellte bis 1933 kein Problem dar.

Beeinflusst von einigen seiner jüdischen Klassenkameraden begann sich Klaus Oliven sehr früh für den Kommunismus zu interessieren und wurde aufgrund dessen Mitglied einer kommunistischen Jugendgruppe. Für seine Überzeugung war er auch bereit, sich in Gefahr zu begeben. Er ging sogar soweit, auf dem Sowjetkonsulat vorstellig zu werden, um zu fragen, wie er sich am besten am Aufbau der Sowjetunion beteiligen könne. Er entschloss sich, die Schule im Alter von sechzehn Jahren zwei Jahre vor dem Abitur zu verlassen und einen praktischen Beruf erlernen. Verständlicherweise stieß er damit auf wenig Zustimmung bei seinen Eltern, die sich für ihren Sohn eine andere Zukunft vorgestellt hatten. Doch er ließ sich nicht beirren und fing eine Steindrucklehre an. Als er Zweifel am Kommunismus bekam, distanzierte er sich davon. Überzeugt, dass der Zionismus die bessere Lösung für die so genannte Judenfrage sei, schloss sich Klaus Oliven einer sozialistisch-zionistischen Jugendbewegung an. Da er seine Zukunft nun in Palästina sah, begann er 1935 zur besseren Vorbereitung auf das dortige Leben im Kibbuz eine Gärtnerlehre.

[…]

[21] Hebr. für Sohn bzw. Tochter des Gebots. Bezeichnung für einen Jungen, der das 13. Lebensjahr vollendet hat, damit gebotspflichtig geworden ist und am öffentlichen religiösen Leben der Gemeinde teilnehmen darf. Mädchen werden mit dem vollendeten 12. Lebensjahr gebotspflichtig. Die Jungen und Mädchen werden mit einem besonderen Gottesdienst in der Synagoge in die Gemeinde eingeführt.

In der Funktion als Ortsgruppenleiter der sozialistisch-zionistischen Jugendbewegung *Haschomer Hazair* in Frankfurt am Main und später in Dresden bekam Klaus Oliven die Auswirkung der antisemitischen Politik des Nazi-Regimes sehr deutlich zu spüren; viele seiner Schützlinge waren unmittelbar davon betroffen. Der Leser erlebt daher diese kritischen Tage aus allernächster Nähe mit. Es verwundert nicht, dass Klaus Oliven die Ereignisse in aller Ausführlichkeit schildert und ihnen so eine zentrale Bedeutung zukommen lässt. Schließlich waren diese Novembertage eine Zäsur, stellten sie doch alle bisherigen antisemitischen Maßnahmen der Nazis in den Schatten und gaben das unmissverständliche Signal, dass man auf die totale Zerstörung der jüdischen Existenzbasis abzielte und dass die Auswanderung zur Rettung des eigenen Lebens unabdingbar war. Auch für Klaus Olivens Eltern, die wie viele andere Juden geglaubt hatten, dass es schon nicht so schlimm kommen würde oder dass sich Hitler nur eine kurze Zeit halten könnte, war die Reichspogromnacht das für ihre Emigration ausschlaggebende Moment.

Natürlich war es zum damaligen Zeitpunkt 1939 bereits außerordentlich schwer, beinahe unmöglich, überhaupt ein Visum für irgendein Land zu bekommen. Gerade die Emigrationsumstände der Familie Oliven verdeutlichen eindringlich, wie sehr man den Botschaftern und Konsuln in den jeweiligen Ländervertretungen ausgeliefert war. Denn deren Bereitschaft, ein Visum oft gegen die offizielle Einwanderungspolitik des Landes auszustellen, entschied zwischen Leben und Tod, und nicht wenige nutzten die Not der Menschen schamlos aus, um sich zu bereichern, wie der damalige uruguayische Konsul in Frankfurt am Main, der sich das Touristenvisum für die Familie Oliven sehr teuer bezahlen ließ. Umso tragischer war es dann, wenn sich, wie auch bei der Familie Oliven, später herausstellte, dass die Visen aufgrund neuer Verfügungen ihre Gültigkeit verloren hatten.

Es ist vor allem Klaus Olivens Mutter, der bei der Beschaffung der für die Auswanderung notwendigen Papiere eine tragende Rolle zukommt, wie sich anhand der Aufzeichnungen sehen lässt. Frau Oliven steht damit stellvertretend für viele Frauen, die damals die Geschicke ihrer Familien in die Hand nahmen und ihnen somit das Leben retteten. So zögerte Frau Oliven keinen Augenblick, als sie in Paris von der Möglichkeit erfuhr, vom brasilianischen Konsul in Marseille ein Touristenvisum für das Land zu bekommen, und reiste nach Südfrankreich. Denn wie es ausgesprochen antisemitische sowie skrupellose Botschafter und Konsuln gab, so waren auch einige mutige und selbstlose unter ihnen, die sich, ohne jede Art von Bestechung und ohne an die Folgen für sie selbst zu denken, der Politik des eigenen Landes widersetzten und jüdischen Emigranten Visen erteilten. Allerdings waren letztere nur die große Ausnahme. Das Glück, im brasilianischen Konsul Murillo Martins de Souza in Marseille einen solchen aufrichtigen Menschen gefunden zu haben, rettete Klaus Oliven und seiner Familie das Leben und führte ihre Emigration zu einem glücklichen Ende. Im März 1939 kamen sie schließlich in Brasilien an, wo sie sich in Porto Alegre niederließen und ein neues Leben begannen.

[…]

(aus Eckl 2005: 65-68)

A 3.2 Ausschnitte aus „Von Berlin nach Porto Alegre“ von Klaus Oliven

[…]

Um einen ungefähren Einblick zu gewinnen, wie es 1933 zum „Umsturz“ und anschließend, als eine der Konsequenzen, zur jüdischen Emigration kam, ist es, glaube ich, zum besseren Verständnis unbedingt notwendig, einen kurzen Umriss der damaligen politischen Situation Deutschlands zu geben. Anstatt mit den Sozialdemokraten eine gemeinsame Front gegen die Nationalsozialisten zu bilden, bekämpften die Kommunisten die SPD und bezeichneten ihre Anhänger als „Sozialfaschisten“. Die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland wuchs von vier Millionen im Jahre 1930 auf sechs Millionen im Jahre 1932 an. In demselben Jahr wurde der ultrakonservative Reichsfeldmarschall von Hindenburg als Reichspräsident wiedergewählt. Er hatte als Gegenkandidaten Hitler und den Kommunistenführer Emst Thälmann. Hindenburg setzte dann den konservativen Reichskanzler Brüning ab und ernannte an seiner Stelle den ultrareaktionären Franz von Papen. Gleichzeitig wurde das Parlament aufgelöst, um einen Misstrauensantrag gegen die neue Rechtsregierung zu vermeiden. Auch das zuvor bestandene Verbot der SA und SS und ihrer Uniformen wurde dann aufgehoben.

Die politische Situation in Deutschland wurde immer kritischer. Die SA-Leute und die kommunistischen Rotfrontkämpfer hatten jeweils ihre Stammlokale in Berlin, meistens Eckkneipen im Norden. Es gab beinahe täglich gegenseitige Überfälle und Schießereien mit Toten und Verletzten. Kaum jemand hatte die NSDAP vor 1930 ernst genommen. Im Jahr 1928 hatte diese Partei in den Parlamentswahlen nur 2,6% der Gesamtstimmen erhalten. Nur zwei Jahre später in den Wahlen von 1930 wuchs ihr Anteil auf 18,3% der Gesamtzahl, was gleichbedeutend mit 107 der insgesamt 608 Abgeordnetensitze im Reichstag war. In den Wahlen vom Juli 1932 wurde die NSDAP mit 37,8% der Wählerstimmen und 230 Sitzen die stärkste Fraktion.

Das neu gewählte Parlament wurde aber sehr bald vom Reichskanzler Papen aufgelöst, nachdem es einen Misstrauensantrag gegen ihn stattgegeben hatte. Bei den nächsten Wahlen im November 1932 verlor die NSDAP eine Million Stimmen und erlitt einen Rückgang auf 33,1% der Gesamtzahl der Wählerstimmen. Mit nur noch 196 Abgeordneten blieb sie dennoch die stärkste Partei im Reichstag.

Der größte deutsche Staat, Preußen, hatte damals eine gewählte sozialdemokratische Regierung. Am 20. Juli 1932 ließ der Kanzler von Papen die preußischen Regierungsführer in die Reichskanzlei rufen und erklärte ihnen, dass Hindenburg ihn zum Statthalter des Staates Preußen ernannt hätte, da die preußische Regierung die Ruhe und Ordnung des Staates nicht länger gewährleisten könne. Aus diesem Grunde sei die preußische Regierung ab sofort abgesetzt. Der preußische Innenminister Carl Severing antwortete daraufhin mit dem berühmten Satz: „Ich weiche nur der Gewalt.“ Die kurze Antwort war: „Wir sind die Gewalt“. Sie bestand aus nur drei Leuten: dem neu ernannten Polizeichef und zwei preußischen Polizeioffizieren, die offiziell Severing unterstanden. So kapitulierte die sozialdemokratische preußische Regierung sang- und klanglos, ohne einen Massenprotest, öffentliche Demonstrationen oder einen Generalstreik. Dies war das traurige Ende der demokratisch gewählten Regierung Preußens. Die Tore zur nationalsozialistischen Machtergreifung, die ein halbes Jahr später stattfand, waren somit weit geöffnet.

An dem fatalen 30. Januar 1933 ernannte Hindenburg Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler. Dies war der Anfang der größten Katastrophe des vergangenen Jahrhunderts. Obgleich Hitler das „Tausendjährige Reich“ proklamierte, existierte es nur zwölf Jahre, etwas weniger als die Weimarer Republik. Aber während dieser relativ nur sehr kurzen Zeit kostete der Zweite Weltkrieg von 1939 bis 1945 das Leben von 55 Millionen Menschen, mehr als das Doppelte der 26 Millionen, die im Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 ihr Leben verloren. Sechs Millionen Juden kamen im Holocaust um, mehr als ein Drittel des jüdischen Volkes, unter ihnen anderthalb Millionen jüdische Kinder!

Von nun an folgten hintereinander die Zwangsmaßnahmen und Gesetze gegen die politischen Feinde und vor allem die Juden, wie etwa der Boykott der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933, die Bücherverbrennung am 10. Mai desselben Jahres, die Entfernung der jüdischen Beamten aus dem Berufsleben, die infamen Nürnberger Rassengesetze von 1935, etc., etc. Das Leben in Nazideutschland wurde somit für die Juden immer unerträglicher.

[…]

Als ich in Dresden ankam, fand ich eine chaotische Situation vor. Alle jüdischen Geschäfte waren abgesperrt, um zu vermeiden, dass Käufer die jüdischen Läden beträten. Die Schaufenster und der Bürgersteig vor den Geschäften waren mit antisemitischen Schimpfwörtern beschmiert. Die jüdischen Ladenbesitzer mussten in großen gelben Buchstaben „Jüdisches Geschäft“ auf jede ihrer Fensterscheiben aufmalen. Das Betreten des städtischen Schwimmbades, das der jüdische Bankier Georg Arnhold ein paar Jahre vorher der Stadt Dresden gespendet hatte, war Juden untersagt.

Die Lage der jüdischen Bevölkerung verschärfte sich im Jahre 1938 zusehends. Viele Maßnahmen traten noch vor dem November-Pogrom, der so genannten „Kristallnacht“, in Kraft. Um nur einige zu nennen: Jüdische Vermögen über fünftausend Mark im In- und Ausland mussten bei der Finanzbehörde angemeldet werden. Juden durften in Parks und öffentlichen Anlagen nicht mehr auf den allgemeinen Parkbänken sitzen. In einigen Plätzen wurden spezielle gelbe Bänke aufgestellt, die mit der Aufschrift „Nur für Juden“ gekennzeichnet waren. Alle jüdischen Geschäfte mussten als solche identifiziert sein. Juden waren nicht länger als Ärzte oder Rechtsanwälte zugelassen, sondern nur noch als „Krankenbehandler“ oder „Konsulenten“ und ausschließlich für Juden. Zusätzlich zu ihrem Vornamen mussten Ju-

den den Namen Israel für Männer und Sara für Frauen annehmen, und alle Dokumente und Unterschriften mussten diese zusätzlichen Vornamen führen. Für jüdische Neugeborene waren nur „jüdische“ Vornamen zulässig, die in einer offiziellen Liste aufgeführt waren. Alle Pässe von deutschen Juden wurden auf der ersten Seite mit einem roten Stempel mit dem 3 cm langen Buchstaben *J* versehen.

[…]

Ich entschloss mich also Dresden Anfang November 1938 zu verlassen, um für kurze Zeit in mein Elternhaus in Berlin zurückzukehren und dann anschließend nach Gut Winkel zu fahren.

In Berlin angekommen, lernte ich durch einen gemeinsamen Freund Seldi Reifen kennen. Wir verliebten und sofort und verlobten uns heimlich drei Monate später, noch kurz vor der Auswanderung. Seldis Vater war wenige Tage, bevor wir uns kennen lernten, im Verlauf der „Polenaktion“ deportiert worden und von der polnischen Grenze aus nach Warschau weitergefahren, wo er Bekannte hatte. Ihr Bruder Mischa war der Deportation entkommen, da sein Pass gerade an diesem Tag beim polnischen Konsulat in Berlin zur Verlängerung lag. Kurze Zeit später flüchtete er illegal bei Nacht über die deutsch-belgische Grenze. Seldi und ihre Mutter waren in einer sehr schwierigen Situation alleine zurückgeblieben, denn in Berlin war die Anzahl der polnischen Juden so groß – es lebten damals ca. 50.000 polnische Juden in Deutschland –, dass man aus rein organisatorischen Gründen in der Hauptstadt nur polnische Juden männlichen Geschlechtes deportierte.

Am 9. November 1938, nur ein paar Tage nach der „Polenaktion“ und drei Tage, nachdem ich Seldi kennen gelernt hatte, fand ein Pogrom in ganz Deutschland und Österreich statt. Die Nazis nannten dieses furchtbare Ereignis euphemistisch „Kristallnacht“, eine zynische Anspielung auf die Tonnen von zerbrochenem Glas der zerstörten jüdischen Geschäfte, Synagogen, Heime und Institutionen. Zwei Tage vorher hatte Herschel Grynszpan, ein siebzehnjähriger Student in Paris, die deutsche Botschaft aufgesucht. Er hatte einen verzweifelten Brief seiner Eltern erhalten, die zusammen mit seiner Schwester und vielen anderen polnischen Juden von Hannover nach Polen abtransportiert und im Sammellager Zbaszyn unter furchtbaren Bedingungen in improvisierten Baracken untergebracht worden waren. Als einen Racheakt entschloss sich Herschel daraufhin den deutschen Botschafter in Paris umzubringen. In der Botschaft traf er aber nur auf einen kleineren Beamten, den dritten Botschaftssekretär Emst von Rath und schoss auf ihn. Zwei Tage später erlag vom Rath seinen Schusswunden.

Die Nazis benutzten den Tod des Botschaftssekretärs als willkommenen Vorwand für das Pogrom des 9. Novembers, das lange im Voraus von ihnen geplant war. Ca. 30.000 Juden - alleine in Berlin 12.000 - wurden an diesem Tage aus ihren Wohnungen gerissen und verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen eingeliefert. In der Nacht vom 9. zum 10. November wurden 96 Juden umgebracht und viele Hunderte mehr starben in den Lagern infolge ihrer Misshandlung und des eisigen Klimas. Hunderte von Synagogen wurden angezündet und viele Torahrollen und Gebetbücher verbrannt. Die Feuerwehr und Polizei hatten Instruktionen bekommen, nicht einzugreifen. 7.500 jüdische Geschäfte und unzählige Wohnungen wurden zerstört und ausgeraubt. Der Schaden an jüdischem Besitz betrug viele hundert Millionen Mark. Allein der Wert der zertrümmerten Glasscheiben, die zu ersetzen die jüdischen Ladenbesitzer gezwungen wurden, belief sich auf 24 Millionen Mark. Die Nazis zerstörten die jüdischen Kranken- und Waisenhäuser, Altersheime, Schulen, Bibliotheken, Vereinslokale sowie sämtliche anderen jüdischen Institutionen und Anstalten.

Die Juden und jüdischen Organisationen wurden dann gezwungen, innerhalb von sechs Wochen zusätzlich zu den Reparaturkosten der zerstörten Läden ein „Sühneopfer“ in dem enormen Betrag von einer Milliarde Mark zu zahlen, ein Betrag der damals vierhundert Millionen Dollar entsprach.

Die jüdischen Männer wurden in ganz Deutschland verhaftet. Ich hatte großes Glück, nicht zusammen mit vielen tausenden Berliner Juden eingesperrt zu werden, da ich an diesem Tage noch nicht polizeilich in Berlin registriert war. Meine polizeiliche Abmeldung in Dresden war von der Behörde noch nicht bearbeitet worden, und ich hatte mich noch nicht in Berlin wieder angemeldet, da ich nach Gut Winkel weiterfahren wollte. In der Nacht vom 9. November kam die Polizei, um mich und noch einen anderen Mieter in der Wohnung in Dresden zu verhaften, wie mir später Rosl Eisenhardt, die Tochter meiner Vermieterin, mitteilte, aber ich war schon nach Berlin umgezogen.

In den frühen Abendstunden konnte man in Berlin Dutzende von jüdischen Männern mit ihren Aktentaschen, in denen sich Pyjama und Zahnbürste befanden, über den Kurfürstendamm eilen sehen. Sie

suchten Unterschlupf bei Freunden, die weniger gefährdet waren, oder bei christlichen guten Bekannten. Manche ließen sich in Hospitälern internieren oder fuhren die ganze Nacht über mit der Untergrundbahn von einem Ende der Stadt zum anderen.

Viele der Verhafteten, besonders die Älteren und Schwachen, starben nach kurzer Inhaftierung im Lager. Ihre Asche wurde ihren Familien in einer Urne durch die Post zugestellt, gegen Zahlung der Versandspesen von 3,75 Mark bei Empfang. Die wohlhabenderen Lagerinsassen mussten ihre Verpflegung und Aufenthalt selbst bezahlen. Es gab damals kaum eine jüdische Familie in Deutschland, von der nicht mindestens ein Mitglied ins Konzentrationslager kam.

[…]

Sowohl die „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 wie auch das Pogrom vom 9. November wurden ganz in der Öffentlichkeit durchgeführt. Im Oktober wurden die Juden bei helllichtem Tage zu den Bahnhöfen zum Abtransport nach Polen geführt, und kurz darauf im November wurden die Synagogen sowie die jüdischen Lokale und Institutionen tagsüber in aller Öffentlichkeit zerstört und angezündet. Die Männer wurden vor den Augen der Allgemeinheit verhaftet und in die Konzentrationslager überführt. Somit handelte es sich bei den Behauptungen vieler Deutscher nach dem Kriege „Wir haben nichts gesehen, nichts gehört, wir wussten überhaupt nichts davon“ um ganz offensichtliche Lügen.

[…]

Nach den furchtbaren Ereignissen des 9. Novembers wurde es allen Juden, die sich damals noch in Deutschland befanden, völlig klar, dass das Leben dort für sie ein Ende genommen hatte und sie das Land schnellstens verlassen müssten. Ihre Lage war absolut untragbar geworden. Selbst diejenigen, die immer noch die Illusion gehabt hatten, es würde eines Tages alles wieder in Ordnung kommen, mussten nach den tragischen Ereignissen des 9. Novembers diese Hoffnung aufgeben. Sie hatten jetzt endlich eingesehen, dass sie, um ihr Leben zu retten, auswandern müssten, und zwar je eher, desto besser. Die schnellstmögliche Auswanderung war für die verbliebenen Juden über Nacht eine Frage von Tod und Leben geworden. Zu Anfang, nach der Machtergreifung 1933, war die Emigration noch relativ leicht, aber sie wurde im Laufe der Zeit immer schwieriger, und zu diesem späten Zeitpunkt war sie bereits außerordentlich schwer. Später wurde sie beinahe unmöglich.

Nach dem 9. November sah man in Berlin lange Reihen von verzweifelten jüdischen Männern und Frauen vor den Konsulaten, Reiseagenturen, Auswanderungsberatungsstellen der Jüdischen Gemeinde und der Zionistischen Vereinigung. Instruiert von ihren Regierungen weigerten sich die Konsulatsbeamten, Visen irgendwelcher Art an Juden zu erteilen. Einige Konsuln, besonders von den südamerikanischen Ländern, waren korrupt und „verkauften“ Visen zu sehr hohen Preisen an Juden, die in der Lage waren, diese Beträge zu bezahlen. Die Bezahlung hatte entweder in Devisen, in wertvollem Schmuck oder Brillianten zu erfolgen. Die Konsuln wurden damals über Nacht reich. Um aus den Konzentrationslagern entlassen zu werden oder um Verhaftungen zu entgehen, war es unentbehrlich, ein gültiges, in den Pass gestempeltes Ausreisevisum zu besitzen, ganz egal von welchem Land.

[…]

Die Büros der jüdischen Institutionen in Berlin, die sich mit der Auswanderung befassten, waren alle überlaufen. Um einen Termin für die Sprechstunde des Hilfsvereins der deutschen Juden, der zentralen jüdischen Auswanderungsstelle, zu erhalten, musste der Interessent zwei bis drei Monate warten. Die Jüdische Gemeinde war überfüllt mit Menschen, die verzweifelt versuchten mit deren Hilfe und Beratung ein Land ausfindig zu machen, das bereit war, ihnen und ihren Familienangehörigen ein Einreisevisum zu erteilen. Jüdische Jugendliche versuchten im *Hechaluz*, der landwirtschaftlichen Pionierorganisation, einen Platz auf *Auslandshachscharah* zu erhalten, also eine im Ausland gelegene landwirtschaftliche Ausbildungsstelle als Vorbereitung für ein künftiges Arbeiterleben in Erez Israel. Die dafür zur Verfügung stehenden Plätze waren aber äußerst begrenzt, und die meisten Anwärter mussten innerhalb Deutschlands auf landwirtschaftliche Vorbereitung gehen. Die verschiedenen zionistischen Vereinigungen mussten zusätzliche Bürostunden einlegen, um dem Ansturm der Bewerber auf Auswanderung nach Palästina Herr zu werden.

[…]

Am 24. Dezember 1938 suchte meine Mutter das amerikanische Generalkonsulat in Berlin auf, um meinen Vater, sich selbst, meine Schwester und mich auf der amerikanischen Immigrationswarteliste einzuschreiben. Sie erhielt dort die Wartenummer 47764 für die Liste der in Deutschland geborenen Auswanderungskandidaten nach USA. Gleichzeitig wurde ihr in einem Rundschreiben mitgeteilt, dass es unmöglich sei, abzusehen, zu welchem Zeitpunkt unsere Anmeldung von den amerikanischen Einwanderungsbehörden berücksichtigt werden könnte. Tatsächlich gab es damals Zehntausende von Kandidaten, die sich auf dieser Warteliste schon lange vor uns eingeschrieben hatten und folglich eine niedrigere Einschreibenummer besaßen. Erst im Februar 1940 schrieb das amerikanische Konsulat an unsere alte Berliner Adresse und forderte uns auf, unsere Dokumente einzureichen. Zu diesem Zeitpunkt aber hatten wir Deutschland schon beinahe ein Jahr zuvor verlassen.

Gemäß der damaligen amerikanischen Einwanderungsbestimmungen wurde eine jährliche Quote für die Gebürtigen eines jeden Landes, die in die USA auswandern wollten, zugeteilt. Natürlich gab es 1938 eine außerordentlich lange Warteliste für in Deutschland geborene Anwärter. Präsident Roosevelt hätte damals auf Grund der Notsituation mit Leichtigkeit die Quoten für die in Deutschland, Polen und einigen anderen Ländern geborenen Menschen erhöhen können, hätte er dies ernstlich gewollt. Roosevelts Unterlassung, solche substantiellen Extra-Quoten zu autorisieren, erwies sich als tragisch. Viele jüdische Menschen hätten sich auf diese Weise noch retten können, bevor die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten und im Oktober 1941 die Nazis die Emigration von Juden im Ganzen verboten. Zu diesem Zeitpunkt begannen die so genannten Osttransporte, die Deportationen in die Vernichtungslager.

Roosevelt und Churchill haben außergewöhnliche Verdienste um die Menschheit. Ihnen verdanken wir es zu einem großen Teil, dass die Welt von der Nazidiktatur und dem Faschismus erlöst wurde, aber ihre Luftwaffen hätten leicht die Gasöfen und Krematorien von Auschwitz und anderen Vernichtungslagern sowie die zu ihnen führenden Bahngleise bombardieren können. Leider aber hatten diese Staatsmänner während des Krieges andere Prioritäten gesetzt.

Meine Eltern hatten gehört, dass der uruguayische Konsul in Frankfurt am Main gegen gute Bezahlung in Devisen noch Touristenvisen erteilte. Da nicht jeder über Devisen verfugte – es war damals in Deutschland strengstens verboten, solche zu besitzen –, nahm er auch Schmuck als Bezahlung an. Meine Eltern bezahlten den geforderten Preis, und am 23. Januar 1939 erhielten wir die Visen für meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester Suse und für mich. Mein älterer Bruder Hans war damals bereits von Italien, wo er Medizin studiert hatte, nach Cuba ausgewandert, und von dort ging er später, als sein Visum kam, in die USA. Unsere Touristenvisen waren vom uruguayischen Konsulat in Paris ausgestellt. Wahrscheinlich war zu der fraglichen Zeit der Konsul in Frankfurt nicht mehr autorisiert, solche Visen zu erteilen, und leitete deshalb unsere Pässe an seinen Pariser Kollegen weiter.

[…]

Am 20. Februar 1939 hatten Seldi und ich uns heimlich verlobt, ohne dass meine Familie es wusste. Wir ließen in unsere Ringe die Buchstaben G.L.W. eingravieren, die für Glaube, Liebe und Wille stehen. Der Glaube und Wille, dass unsere Liebe es möglich machen würde, uns wieder zu vereinen. Am selbem Tag bekam Seldi auch ihre Einreiserlaubnis nach England. Sie verließ Berlin ein paar Tage nach mir am 16. März. Sie fuhr mit dem Zug nach Cuxhaven und von dort mit dem Schiff zunächst nach London zu ihren Verwandten. Sie war damals erst 19 Jahre alt und befand sich in einer sehr schweren Lage. Ihre Mutter war alleine in der Wohnung in Berlin zurückgeblieben, da sich ihr Vater, der im Zuge der Polenaktion deportiert worden war, in Warschau befand. Ihr Bruder war illegal nachts über die belgische Grenze gegangen und lebte in Antwerpen, und ich, ihr Verlobter, den sie nur ganz kurze Zeit kannte, war gerade auf einem Schiff nach Südamerika unterwegs.

Nachdem wir die Visen für Uruguay erhalten hatten, nahm meine Mutter alle Vorbereitungen für unsere Auswanderung in die Hand. Dies war damals keine Kleinigkeit. Sie musste zu den verschiedensten Regierungsstellen und Behörden gehen, um die Bewilligung zur Ausreise zu erhalten. Doch diese bekam man erst, nachdem alle Steuern und die hohen Abgaben – dazu gehörten u.a. auch die „Reichsfluchtsteuer“ und die enorm hohe „Sühnesteuer“, die den in Deutschland wohnenden Juden nach dem 9. November auferlegt wurde – bezahlt worden waren. Auch der größte Teil des Schmucks meiner Eltern sowie der meiner Schwester musste bei der Ablieferungsstelle abgegeben werden.

[…]

Meine Eltern kauften die Schiffspassagen durch die jüdische Reiseagentur *Palestine & Orient Lloyd* in Berlin. Wir buchten auf dem deutschen Dampfer *Monte Pascoal* der Hamburg-Süd Linie, der von Boulogne Anfang März 1939 abfahren sollte. Unser Schiffsgepäck wurde nach Boulogne verschickt und auf diesen Dampfer verladen. Als der ganze Haushalt bereits aufgelöst war, bekamen wir einige Tage vor unserer Abfahrt nach Paris sehr schlechte Nachrichten. Die uruguayische Regierung hatte von dem unehrlichen Verhalten einiger ihrer Konsuln in Deutschland und anderen Ländern, die Visen „verkauften" und sich bereicherten, Wind bekommen. Deshalb erließ die Regierung eine neue Verfügung, die sofort in Kraft trat, derzufolge kein uruguayischer Konsul mehr berechtigt war, Visen, ganz gleich welcher Art, zu erteilen. Ebenfalls verloren die bereits ausgestellten, jedoch noch nicht benutzten Visen ab sofort ihre Gültigkeit. Fortan konnten Visen nur noch vom uruguayischen Außenministerium in Montevideo erteilt werden.

Als meine Eltern von diesem neuen Gesetz erfuhren, waren sie verständlicherweise sehr verzweifelt. Mein Vater rief sofort ganz bestürzt den uruguayischen Konsul in Frankfurt an und fragte ihn, was infolge der neuen Bestimmung mit uns werden sollte. Wir hatten unseren Haushalt schon verauktioniert, der Rest war schon eingepackt und nach Boulogne zum Schiff geschickt worden, und die Schiffskarten waren schon gekauft. Der Konsul antwortete, dass, da wir bereits die Touristenvisen in unseren Pässen eingestempelt hätten, uns niemand in Deutschland und Frankreich daran hindern würde, uns auf dem gebuchten Dampfer einzuschiffen. Jedoch würden uns die zuständigen Behörden bei unserer Ankunft im Hafen von Montevideo höchstwahrscheinlich auf Grund der neuen Gesetzgebung nicht an Land lassen. Man kann sich leicht vorstellen, wie meine Eltern sich nach dieser Nachricht fühlten. Sie beschlossen jedoch, da der Haushalt bereits aufgelöst und das Gepäck nach Boulogne abgegangen war, Deutschland auf jeden Fall zu verlassen, zunächst wie geplant nach Paris zu fahren und dort weiter zu sehen. Wir befanden uns somit in einer äußerst schwierigen Situation und gingen einer völlig unsicheren Zukunft entgegen.

[…]

Gleich nach unserer Ankunft begaben wir uns zu der Pariser Filiale unseres Reisebüros *Palestine & Orient Lloyd,* bei dem wir in Berlin unsere Schiffspassagen nach Uruguay gekauft hatten. Wir informierten die Geschäftsleitung über unsere verzweifelte Situation und die Tatsache, dass wir nicht in Montevideo an Land gehen könnten, weil unsere Visen ihre Gültigkeit verloren und wir für Frankreich nur ein fünfzehn Tage gültiges Durchreisevisum hätten. Meine Mutter fragte: „Was wird nun aus uns werden?" Einer der Angestellten sagte uns, dass er informiert sei, dass der brasilianische Konsul in Marseille noch Touristenvisen erteilen würde. Meine Mutter, die eine sehr entschlossene Frau war, nahm daraufhin unsere Pässe und reiste sofort mit dem Nachtzug nach Marseille. Am nächsten Morgen begab sie sich früh auf das brasilianische Konsulat und ersuchte den Konsul um Touristenvisen für Brasilien für ihren Mann, für sich und ihre zwei Kinder. Sie gab ihm unsere deutschen Pässe, die alle mit dem großen roten *J* versehen waren, das uns als Juden kennzeichnete. Der Konsul stempelte umgehend und ohne irgendwelche Formalitäten oder weiteren Fragen ein zeitlich begrenztes Touristenvisum in jeden unserer Pässe, gültig für 180 Tage, mit einem zusätzlichen Stempel, dass der Träger nicht berechtigt sei, bezahlte Arbeit in Brasilien auszuüben. Er unterzeichnete die Visen mit einer unleserlichen Unterschrift und übergab dann meiner Mutter die Pässe mit den brasilianischen Touristenvisen.

Wir erhielten diese Visen am 3. März 1939. So unglaublich es klingt, ein einfacher Gummistempel mit dem Visum im Pass konnte in jenen Jahren den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten. Der brasilianische Konsul in Marseille hat mit der Erteilung dieser Visen unser Leben gerettet. Zweifellos hat er dies aus rein humanitären Gründen getan, denn außer den vorgeschriebenen geringfügigen Gebühren für die Ausstellung der Visen verlangte er keinerlei Bezahlung.

Erst sechzig Jahre später stellte mein in Rio de Janeiro lebender Sohn Gabriel auf meinen Wunsch hin Nachforschungen in den Archiven des brasilianischen Außenministeriums an und fand den Namen dieses mutigen und humanen Konsuls heraus. Er rettete uns und vielen anderen Flüchtlingen damals das Leben, indem er gegen die strikten Anordnungen der brasilianischen Regierung Touristenvisen für jüdische Flüchtlinge ausstellte. Ich wollte seinen Namen wissen, damit er nicht anonym bleibt und seine Person in Vergessenheit gerät. Es handelt sich um Murillo Martins de Souza. Er war brasilianischer Konsul in Marseille von 1938 bis 1941. Im Juli 1942 wurde er „im Interesse des öffentlichen Dienstes"

zwangspensioniert, ganz offensichtlich weil er damals zusammen mit dem Vize-Konsul Roberto de Castro Brandão Hunderte von legalen und illegalen Visen an Emigranten erteilte.

Ein anderer mutiger Diplomat, der ebenfalls aus demselben Grunde von der brasilianischen Regierung aus dem Dienst entlassen wurde, war Luiz Martins de Souza Dantas, der damalige brasilianische Botschafter in Paris und später in Vichy. Auch er stellte einer großen Zahl von Flüchtlingen Einreisevisen nach Brasilien aus, teilweise sogar Diplomatenvisen, und setzte sich damit ebenfalls über die speziellen Anordnungen seiner Regierung hinweg. Vor kurzem wurde sein Name an der Ehrenmauer der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem eingeschrieben. Vielleicht wird eines Tages auch Murillo Martins de Souza, der ebenfalls so vielen Menschen das Leben gerettet hat, dieselbe Ehrung zuteil werden, die er zweifellos verdient hat.

Im Juni 1937 hatte das brasilianische Außenministerium das geheime Rundschreiben Nr. 1127, das von dem stark von nationalsozialistischen Idee beeinflussten Präsidenten Getúlio Vargas persönlich autorisiert worden war, an alle Konsulate und diplomatischen Vertretungen Brasiliens im Ausland geschickt. Paragraph C dieses Zirkulars besagte: „Passvisen dürfen nicht an Personen, von denen bekannt ist, entweder durch ihre eigene Erklärung oder durch zuverlässige Informationen, dass sie ethnisch semitischem Ursprungs - *de origem semita* - sind, erteilt werden.“ Im September 1938 wurde dieses Rundschreiben durch ein anderes, Nr. 1249, ersetzt, „betreffs der Einreise von Israeliten“, das nicht mehr wie das vorherige die Erteilung von Visen an alle „Semiten“ verbot, sondern einige wenige Ausnahmen zuließ, wie z.B. für Kandidaten, die eine Geldanlage in Brasilien im Gegenwert von damals US$ 29.000 machen konnten.

Der Hauptgrund, warum diese Zirkulare von der Regierung als „geheim“ bezeichnet und behandelt wurden, war, dass die maßgebenden Kreise um Getúlio Vargas über eine negative Reaktion des Auslandes, besonders Amerikas, auf diese eindeutig antisemitische Gesetzgebung besorgt waren. Es gab damals eine große Anzahl von brasilianischen Diplomaten und hohen Beamten in den Ministerien, die ausgesprochene Antisemiten waren, ihre Meinungen offen zum Ausdruck brachten und demgemäß handelten, wenn es in ihrem Einflussbereich lag. Sie alle arbeiteten darauf hin, die jüdische Einwanderung nach Brasilien so weit wie irgend möglich zu verhindern, was ihnen auch zum großen Teil gelang.

Wir hatten also ungeheures Glück mit der Erlangung unserer Visen für Brasilien. Wir konnten mit ihnen nun dasselbe Schiff in Boulogne besteigen, das uns ursprünglich nach Uruguay bringen sollte, und auf dem sich schon unsere Koffer befanden. Der einzige Unterschied war, dass wir, anstatt in Montevideo auszusteigen, nun in der Stadt Rio Grande in Brasilien an Land gehen würden. Meine Eltern entschieden sich für Porto Alegre im Staate Rio Grande do Sul, einer Stadt von damals ca. zweihunderttausend Einwohnern. Heute sind es einundeinhalb Millionen. Dort lebten schon seit einiger Zeit der Sohn des besten Freundes meines Vaters, Herbert Caro, und seine Frau Nina. Herbert wurde später ein sehr bekannter und geschätzter Übersetzer von der deutschen in die portugiesische Sprache von Werken berühmter Schriftsteller, wie etwa Thomas Mann, Franz Werfel, Elias Canetti und andere.

Am 26. März 1939 kamen wir in Rio Grande an. Es war ein sehr gutes Gefühl, endlich den Dampfer und somit deutschen Boden zu verlassen. Auf unserem Schiff befand sich eine größere Anzahl von deutsch-jüdischen Emigranten. Die meisten hatten so wie wir ihr Visum für Brasilien in Marseille erhalten. Ich erinnere mich noch gut daran, wie der Einwanderungsinspektor in Rio Grande, der die Pässe aller ankommenden Passagiere prüfte, bevor sie an Land gehen durften, seinen Kopf schüttelte und laut seiner Verwunderung Ausdruck gab: „*Todos de Marselha, todos de Marselha! “*

Wahrscheinlich denunzierte er daraufhin den Konsul in Marseille, der die Visen trotz der gegenteiligen Instruktionen der brasilianischen Regierung ausstellte, beim brasilianischen Außenministerium in Rio de Janeiro. Der Konsul wird wohl dann eine strenge Mahnung erhalten haben, solche Visen in Zukunft nicht mehr zu erteilen. Mein Vater schrieb nämlich kurz darauf noch vom Schiff aus an einen guten literarischen Mitarbeiter in Berlin, dem die Ausreise noch nicht gelungen war, und instruierte ihn, sofort mit dem Konsulat in Marseille in Verbindung zu treten, aber da bestand schon keine Möglichkeit mehr, ein Visum zu erhalten.

[…]

(aus Eckl 2005: 71-73, 78-85, 88-94)

A 4 Eva Sopher

links: Eva und Lieselotte Plaut, 1934; rechts Eva Sopher 2004 (Fotos entnommen aus Eckl 2005:164)

A 4.1 Biografischer Text

Eva Sopher

(geb.1923)

Wie für viele Juden in Deutschland war auch für die 1923 in Frankfurt am Main geborene Bankierstochter Eva Plaut der Beginn der Nazi-Herrschaft ein tiefer Einschnitt in ihrem Leben. War sie bis dahin glücklich und behütet in einer Großfamilie aufgewachsen, in der sie und ihre ältere Schwester mit ihrer Tante und ihrer Großmutter zwei weitere „Mütter“ und mit ihren Cousins zwei „Brüder“ hatten, musste sie nun die Erfahrung machen, aufgrund der jüdischen Herkunft zum Außenseiter der Gesellschaft zu werden. Die Erinnerungen an die stufenweise Ausgrenzung, für die es für jede Stufe ein Schlüsselerlebnis gibt, dominieren im ersten Teil des Textes und unterteilen diesen in kleine Episoden, die sich wie Puzzleteile zu einem Gesamtbild zusammenstellen lassen. Obwohl Eva Sopher Jahre nach den Geschehnissen über diese Erinnerungen spricht, bleibt die Sicht eines Kindes authentisch. Es ist vor allem diese Sicht, die dem Leser einen sehr eindringlichen Einblick in die damalige Zeit ermöglicht. Dabei bedarf es auch keiner weiteren Erklärungen, um das Ausmaß des menschlichen Leids zu verdeutlichen. Ganz besonders wird dies anhand der Schilderung von dem Auseinanderreißen der Großfamilie sichtbar. Eva Sopher versäumt es nicht, darauf hinzuweisen, dass die Folgen dieses Traumas bis heute andauern.

Nach der schwierigen Zeit in Deutschland begann 1937 in Brasilien der Aufbau eines neuen Lebens. […] Die besonderen Umstände und der Geldmangel bedingten, ähnlich wie im Fall Alice Brill, eine frühe Selbständigkeit von Seiten Eva Sophers. So wie Alice Brill suchte auch sie Zuflucht in der Kunst, als sie bereits im Alter von sechzehn Jahren eine Anstellung beim Gründer von *Pro Arte* annahm, in dessen Geschäft *Casa e Jardim* für Kunstobjekte mit angeschlossener Galerie Eva Sopher als Verkäuferin arbeitete. Das Interesse an der Kunst und Kultur, das sie schon in Deutschland gezeigt hatte, zieht sich wie ein roter Faden durch ihr ganzes Leben und ist ausschlaggebend für ihren großen Erfolg in diesem Bereich. In dieser schwierigen Zeit wurde die Kunst zum Lebenselixier, aus der Eva Sopher Kraft schöpfen konnte. Deshalb fand sie auch unter schwersten Bedingungen eine Möglichkeit, Unterricht in Bildhauerei zu bekommen, so auch in Rio de Janeiro, wohin sie von São Paulo aus gezogen war, nachdem sie wusste, dass ihre Eltern aufgrund des endlich einsetzenden beruflichen Erfolges ihres Vaters von den finanziellen Sorgen befreit waren.

In Rio de Janeiro traf sie auch 1945 ihren zukünftigen Mann, den damals 27jährigen Wolfgang Klaus Sopher, der drei Jahre zuvor zum Opfer der Vargas-Politik geworden war, als diese nach dem Kriegseintritt Brasiliens alle Deutschen als Feindbürger ansah. Von den Nazis als Halbjude verstoßen, wurde der mit einem Touristenvisum im deutschen Pass eingereiste Flüchtling 1942 von den brasilianischen Behörden verhaftet und mit anderen Gefangenen, darunter auch Nazispionen, auf die 125 km von Rio de Janeiro entfernte Ilha Grande[22] gebracht, wo er zwei schreckliche Jahre verbrachte. Bald nachdem sie sich das erste Mal getroffen hatten, heirateten Eva und Wolfgang Sopher und bauten sich gemeinsam eine glückliche und erfolgreiche Zukunft auf.

[…]

Denn nachdem sie mit ihrer nun um zwei Mädchen angewachsenen Familie 1960 nach Porto Alegre gezogen war, widmete sich Eva Sopher ab 1960 der Erneuerung der dort ansässigen *Pro Arte* und der damit einhergehenden Wiederaufnahme der Ausrichtung kultureller Veranstaltungen. Dies gelang ihr so gut, dass man unter ihrer 22jährigen Ägide viele Erfolge feierte. Während dieser Zeit bei *Pro Arte* bekam sie 1970 aufgrund ihrer hervorragenden kulturellen Tätigkeiten das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse überreicht. Diesem sollten noch viele andere brasilianische und ausländische Auszeichnungen folgen, u.a. 1971 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Porto Alegre und des Staates Rio Grande do Sul. Als sie 1975 seitens des Kulturministeriums von Rio Grande do Sul die Einladung bekam, die Präsidentin der Stiftung *Theatro São Pedro*[23] zu werden und da auch die Leitung der Restaurierungs- und Modemisierungsarbeiten zu übernehmen, begann eine weitere Erfolgsgeschichte Eva Sophers. Es ist in erster Linie ihrem Mut und ihrer Ausdauer zu verdanken, dass man schließlich am 27. Juni 1984 die Wiedereröffnung des renovierten *Theatro São Pedro* feiern konnte. Unter ihrer Leitung wurde dieses Theater, dem Eva Sopher auch heute noch als Direktorin vorsteht, zu einer der wichtigsten Kulturstätten Brasiliens. Ihr neuestes von der UNESCO unterstütztes Projekt heißt *Multipalco* (zu Deutsch etwa „viele Bühnen“), in dem sie einen kulturellen Raum mit verschiedenen Bühnen, einem Freilufttheater, Übungsräumen und all der von Künstlern, Theaterschaffenden und Zuschauern benötigten Infrastruktur schaffen möchte.

(aus Eckl 2005: 165-167; Die Fußnoten entstammen ebenfalls dieser Quelle.)

A 4.2 Ausschnitte aus „Dieser Riss bleibt für immer“ von Eva Sopher

[…]

Mit der Machtergreifung des Herrn Hitler ändert sich schlagartig alles. Von diesem Moment an wurde mir von der Umwelt klargemacht, dass ich Außenseiter oder anders als die anderen wäre, was mir bis dahin nicht bekannt gewesen war. Bis zu meinem zehnten Lebensjahr hatte ich wenig über die Religion, der ich angehöre, erfahren. Zu welcher Religion die Eltern oder man selber gehört, welcher Herkunft man ist, dies alles ist für ein Kind nicht wichtig. Meine Eltern gingen in die Synagoge und die jüdischen Feiertage wurden gehalten. Daheim begingen wir das *Chanukka-Fest*[24], und danach feierten wir immer das Weihnachtsfest, weil der jüngere Cousin, der seine Mutter bei der Geburt verloren hatte, wegen seines nichtjüdischen Vaters getauft war. Es waren Feste mit allem, was dazu gehörte. An Ostern z.B. gab es versteckte Ostenester und an *Pessach* die *Haggada* und *Matzen*[25]. Jeder Anlass zu feiern war

---

[22] Auf der Ilha Grande, vor Rio de Janeiro gelegen, wurden während des Estado Novo die politischen Häftlinge, einschließlich der Flüchtlinge und Ausländer, deren Status im Land als ungeklärt galt, gefangen gehalten.

[23] Das im Stadtzentrum von Porto Alegre gelegene *Theatro São Pedro* wurde 1858 eingeweiht. In seiner 115-jährigen Existenz entwickelte es sich zu einem kulturellen Mittelpunkt der Stadt, bis es 1973 aufgrund der Baufälligkeit und der fehlenden technischen Ausrüstung geschlossen werden musste. Unter der Leitung von Eva Sopher gelang die Renovierung und Wiederbelebung des Theaters, das 1984 wiedereröffnet werden konnte.

[24] *Chanukka* (Hebr. für Einweihung) ist das achttägige Lichtfest zum Gedächtnis an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem nach dem Makkabäer-Aufstand (164 v.Chr.).

[25] Das Pessach-Fest (Hebr. für Vorüberschreiten/Verschonung) verbildlicht als Frühlingsfest die Wiedergeburt der Natur. Darüber hinaus hat es eine tiefere Bedeutung als Freiheitsfest, mit dem man der Errettung

willkommen. Wenn es einen Muslim in der Familie gegeben hätte, dann wäre es mit noch mehr Festen sicherlich noch schöner gewesen. Wir hätten noch mehr Gründe zu feiern gehabt. Meine Großmutter hielt die jüdischen Feiertage besonders genau ein, sie fastete sogar an *Jom Kippur*, aber nur bis zu Hitlers Machtergreifung. Von diesem Zeitpunkt an hörte sie in einer Art Protest gegen Gott, der so viel Gewalt zuließ, auf zu fasten.

Wäre mein Vater nicht verfolgt worden, so hätte er sich wahrscheinlich auch dem Nationalsozialismus von Hitler anschließen können. Während des Ersten Weltkrieges hatte er schließlich für Deutschland gekämpft und gelitten. Er hätte auch ein zweites Mal sein Leben für das Vaterland gegeben und seine Pflicht als Deutscher erfüllt. Auf diese Weise sind wir erzogen worden. Doch letzten Endes mussten wir feststellen, dass man uns als minderwertig ansah – als jüdisch –, und dann nahm alles seinen Lauf. Seit den schlimmen Ereignissen, die von dem Nationalsozialismus hervorgerufen wurden und die insbesondere für ein Kind so grausam sein konnten, fing ich an, in die Synagoge zu gehen. Zuvor hatte ich daran kaum Interesse gehabt, ich bat zwar, ins Theater mitgenommen zu werden, aber nicht in die Synagoge. Das änderte sich damals. Schließlich wurde uns viel genommen, und dies verlangte eine Antwort welcher Art auch immer.

Das erste prägende Erlebnis, der erste Schock sozusagen war, dass meine Schwester eines Tages weinend aus der Schule kam, weil das Mädchen, das an sich neben ihr sitzen sollte, gesagt hatte, dass der Vater nicht erlaube, dass sie neben einem jüdischen Mädchen säße. Daraufhin wurde meine Schwester nach Hause geschickt. Mein Vater hat aufgrund dessen die Schule angezeigt, prozessiert und schließlich den Prozess gewonnen. Aber was sollte man damit anfangen? Die Folge dieses Ereignisses war jedoch, dass ich erst gar nicht in diese Schule, sondern sofort in das Philanthropin, das damals die jüdische Schule war, eingeschult wurde. Das war für ein l0jähriges Kind zunächst furchtbar. Natürlich habe ich sehr geweint, als ich mich von meinen Freunden und Klassenkameraden verabschieden musste. Aber ich fand schnell wieder neue Freunde, und außerdem ging mein geliebter Cousin auch ins Philanthropin. Woran ich mich ebenfalls sehr gut erinnern kann, ist, dass meine Schwester und ich eines Tages während eines kleinen Spazierganges dort, wo wir gewöhnlich unser Brot holten, ein Schild entdeckten, auf dem stand: Juden sind hier unerwünscht. Für meine Eltern war die damalige Zeit selbstverständlich viel schwieriger. Aber uns Kindern haben solche Erlebnisse Angst gemacht und bis heute eine unangenehme Erinnerung hinterlassen.

In jenen Jahren kam es ferner zu einer öffentlichen Demütigung einer meiner Onkel, der auf der Hauptstraße als Demonstrationsobjekt eines typischen Juden herhalten musste. Die Leute durften ihn mit Steinen und Eiern bewerfen, nur weil er ein typisch jüdisches Aussehen hatte. Auf der anderen Seite wurde eine meiner Cousinen gerufen, um als Anschauungsobjekt des arischen Typs, des germanischen Typs zu dienen. Dabei war sie genauso von väterlicher und mütterlicher Seite jüdisch wie ich. Sie hatte denselben Nachnamen, war von der gleichen Familie und ganz jüdisch. All dies zeigt die Absurdität der nationalsozialistischen Rassentheorie und die schreckliche Selbstverständlichkeit, mit der ein ganzes Volk diese Art von Umgang mit den früheren Bekannten und Freunden für gut hieß und sie als völlig normal ansah.

[…]

Meine Eltern begannen mit den Vorbereitungen unserer Emigration. Die Kindheit, die bis dahin ruhig und behütet gewesen war, ging in eine unsichere, bewegte und leidgeprüfte Jugend über. Die Trennung von allem und jedem, die Entwurzelung, die Unsicherheit bestimmten fortan unser Leben. Das Naziregime hatte schon die materiellen Güter konfisziert. Jetzt galt es, sich die Freiheit zu Eigen zu machen, indem man alles hinter sich ließ und versuchte, das Leben in einem anderen Land neu zu beginnen. Die letzte schreckliche Entscheidung für unsere plötzlich klein gewordene Familie war, unseren

---

Israels aus der ägyptischen Knechtschaft gedenkt. Die *Pessach-Haggada* (Hebr. für Erzählung), in der die Pessach-Ereignisse, also die Ereignisse, die zum Auszug aus Ägypten führten, mit Zusätzen und Ausschmückungen erzählt werden und die für den ersten Abend des Pessach-Festes den Leitfaden vorgibt, ist ein wichtiger Bestandteil dieses Festes. Matzen oder hebr. *Mazzot* (Hebr. für ungesäuertes Brot) sind ebenfalls untrennbar mit dem Pessach-Fest verbunden, da es als Zeichen der Erinnerung an den Auszug steht, der in einer solchen Hast erfolgte, dass man keine Zeit hatte, richtiges Brot zu backen.

Hund zurückzulassen, den treuen Begleiter unserer Kindheit, geliebt wie ein älterer Bruder, aber schon zu alt, um ihn nach Brasilien mitnehmen zu können. Der Tag, an dem meine Mutter meinen geliebten Hund, mit dem wir groß geworden sind, einschläfern ließ, ist mir als weitere schreckliche Erinnerung an jene Zeit unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. Ganz normal und ohne ein Wort darüber zu verlieren, ging sie wie unzählige Male zuvor mit ihm an der Leine Gassi. Doch, und das war das für uns Kinder Unbegreifliche, kam sie nur mit der Leine ohne Hund zurück. Mein geliebter Hund musste sterben, nur weil wir Juden waren und deshalb emigrieren mussten. Auch das ist eine Narbe, die nie ganz verheilt.

Im Jahre 1936 reiste mein Vater uns voraus. Damals sagte man sich: „Geh du als Familienoberhaupt vor, du kannst die Familie nicht mitnehmen, denn du hast kein Haus und kein gesichertes Einkommen." So dachte man zu dieser Zeit, doch wenn wir zusammen gegangen wären, wäre es wahrscheinlich leichter für uns alle gewesen. So häuften sich die Schwierigkeiten, die wir hatten, als wir meinem Vater folgen wollten, und wurden zu wirklichen Hindernissen. All diese Probleme bekamen wir, weil ich eine Lungenentzündung gehabt hatte. Denn je mehr sich unsere Ausreise verzögerte, umso mehr Bedingungen stellten die Nazis auf, umso mehr Schwierigkeiten wurden uns in den Weg gelegt. Schließlich gelang es uns, alle Hindernisse zu überwinden, und wir konnten Deutschland endlich verlassen und in Venedig auf das Schiff gehen, das uns nach Brasilien bringen sollte. Wir überquerten den Ozean, ohne zu wissen, was uns erwartete, ohne die Sprache des gewählten Landes zu sprechen. Wir wussten wirklich nichts von unserer neuen Heimat, So ist es nicht verwunderlich, dass ich annahm, dort Affen auf der Straße zu sehen. Das Schiff machte eine Zwischenstation in Salvador da Bahia, und dort bekam ich meinen buchstäblich ersten Eindruck von Brasilien, denn ich entdeckte einen niedlichen dicken kleinen schwarzen Jungen, der mit dem nackten Popo auf der Straße saß. Die ärmeren Kinder trugen damals keine Windeln, denn das würde Arbeit gemacht haben und hätte Geld gekostet. Der Junge machte einfach „Pipi" auf die Straße, ich fand dies urkomisch. Im April 1937 kamen wir in Brasilien, genauer gesagt in Santos an, wo uns mein Vater schon erwartete.

São Paulo bedeutet eine radikale Veränderung für jemanden, der aus seinem Vaterland vertrieben wurde. Die ersten Jahre waren voller Probleme und Schwierigkeiten, in jeder Hinsicht, aber besonders natürlich was das Finanzielle anbetraf. Es war meinem Vater zwar noch möglich gewesen, 25% seines Vermögens mitzunehmen. Die restlichen 75% waren von den Nazis konfisziert worden. Mein Vater hatte daher eigentlich eine gute Ausgangsposition. Aber er sprach sehr schlecht Portugiesisch, so dass er bald einem Betrüger zum Opfer fiel. Ein *Paulistano* italienischer Herkunft sah bald eine Möglichkeit, sich mit meinem Vater zusammenzutun, indem er ihm Versprechungen auf Vorteile machte, die er selbstverständlich nicht einhielt. Das heißt, mein Vater wurde bei erster Gelegenheit von dieser Person betrogen, was uns in eine schlimme Misere brachte.

In der Anfangszeit wohnten wir zunächst in einem unmöglichen Hotel inmitten des Rotlichtviertels, aus dem einfachen Grund, weil wir die Stadt nicht kannten und keine Informationen über sie hatten. Wie soll man unseren Schrecken beschreiben? Dieser war umso größer, als meine Schwester und ich von einer sehr sittenstrengen Mutter, die uns nie in Sexualthemen Erklärungen gegeben hat, erzogen worden waren. Wir mussten alles selbst herausfinden. Wir wunderten uns über diese sehr wenig bekleideten Damen am Fenster und in den Türen, aber wir hatten keine Ahnung, wo wir uns befanden. In dieser Gegend führten meine Schwester und ich sogar einen Hund, den Boxer eines uns bekannten Ehepaares, das mit uns im gleichen Hotel wohnte, abends spazieren. Ein sprachliches Missverständnis war der Grund, warum uns beiden jungen naiven Mädchen nie etwas Schlimmes zugestoßen ist. Unser Glück war nämlich, dass das portugiesische Wort *bravo* das genaue Gegenteil des deutschen Wortes „brav" bedeutet, nämlich „wild, ungestüm". Und wenn die Männer, die dort auf der Straße herumstanden, uns fragten, ob dieser Hund *bravo* wäre, dann antworteten wir sehr überzeugt und guten Gewissens mit Ja, denn er war ein braver Hund. Bald danach mieteten wir uns ein Haus, aber die Schwierigkeiten nahmen zu, und so untervermieteten wir schließlich das Haus, das wir leer übernommen hatten und das jetzt, nachdem wir es möbliert hatten, viel mehr wert war. Meine Schwester heiratete und nahm meine Mutter bei sich auf. Mein Vater und ich mieteten uns zwei Zimmer in einer bescheidenen Pension, ohne jeglichen Komfort, zumal noch die Großmutter väterlicherseits, die aus Deutschland gekommen war, bei uns lebte.

Ich war im schulpflichtigen Alter und musste eine weiterführende Schule besuchen. So wurde ich am *Colegio Mackenzie* angemeldet. Da ich kein Portugiesisch sprach, wurde irrtümlich beschlossen,

mich zurückzustufen, so dass meine Klassenkameraden viel jünger waren als ich. Das führte dazu, dass ich in drei Monaten die Klassenbeste, Portugiesisch inbegriffen, war. Ich holte im Stoff auf und schloss das Jahr sogar meiner Altersstufe entsprechend ab, ohne allerdings das geringste Interesse an schulischen Dingen zu haben. In Deutschland hatte ich im Alter von elf Jahren gegen den Willen meines Vaters damit begonnen, Stunden bei einer jungen bildenden Künstlerin zu nehmen. Mein Interesse dafür hatte sich schon sehr früh gezeigt. Es war also nicht überraschend, dass ich, sobald wir uns in São Paulo etwas heimischer fühlten, eine Bildhauerin ausfindig machte, bei der ich meinen Unterricht fortsetzen und mich ausschließlich jener Kunst widmen konnte.

Doch ich war immer noch nicht zufrieden. Mir gelang es schließlich, mich bei meiner alten Schule abzumelden und mich an einer kürzlich gegründeten Kunstschule einzuschreiben, an der ich bis zu ihrer Schließung blieb, d.h. ein Jahr. Da ich das Ende der Schule voraussah und die finanzielle Situation bei uns zu Hause immer prekärer wurde, stellte ich mich 1939 mit sechzehn Jahren beim Gründer von *Pro Arte* und Besitzer von *Casa e Jardim*, einem Geschäft für Kunstobjekte mit angeschlossener Galerie, vor. Meinen Vater allerdings musste ich erst davon überzeugen, da er schlecht mit der Vorstellung leben konnte, dass eine seiner Töchter schon mit sechzehn Jahren den Lebensunterhalt verdienen musste. Ich bekam die Stelle, die ich mir weniger der Arbeit als vielmehr des künstlerischen Ambientes wegen so sehnlich gewünscht hatte. Gerade das künstlerische Ambiente, das ich seit meiner Zeit in Europa entdeckt und gesucht hatte, gab mir Lebenskraft und sicherte auf diese Weise mein Überleben. Mein Lohn und die Miete des Hauses wurden zu unseren einzigen fixen Einnahmen.

Die Tragik der Menschen, die noch im Alter die Heimat und damit alles, was ihnen lieb und gewöhnt war, zurücklassen und emigrieren mussten, wurde mir, für die es als jungen Menschen in der neuen Heimat sehr viel leichter war, am Schicksal meiner Großmutter deutlich vor Augen geführt. Bis zum Verlassen Deutschlands hatte diese Großmutter, Frau Kommerzienrat Plaut aus Kassel, sich nie allein frisiert. Morgens bestimmte sie immer, zu welchem Coiffeur sie gehen wollte. Wenn sie bei uns zu Besuch war, kam eine Friseuse ins Haus und frisierte meine Großmutter. Das hatte uns Kinder immer sehr beeindruckt. Im neuen Leben und in der miserablen Pension, in der wir nun lebten, behielt meine Großmutter diese Gewohnheit bei, was bedeutete, dass ich sie frisieren musste, bevor ich zur Arbeit ging. Dies sind kleine Begebenheiten, die mich geprägt haben und sehr vielsagend für die tragischen Schicksale dieser Menschen sind. Denn was tat meine Großmutter für den Rest ihres Tages? Was war ihr von ihrem alten Leben geblieben? Mein Vater und ich hatten Kontakt mit der Umwelt und konnten uns ein neues Leben aufbauen, während meine Großmutter, nachdem wir morgens zur Arbeit oder auf Arbeitssuche gingen, alleine in dieser einfachen Pension zurückblieb.

[…]

Ich gestehe, dass ich mich in der schwierigen Zeit, in der es ums Überleben ging, mehr für die Kunst und die Kultur, besonders aber für die brasilianische Kultur, die mir damals das Wichtigste war, interessierte als für die Politik. Es war zwar die Zeit von Getúlio Vargas und seinem Estado Novo, aber ich interessierte mich überhaupt nicht für die Politik. Wenn man mich heute fragt, welches die großen Maler, Bildhauer oder Schriftsteller dieser Zeit waren, weiß ich dies sehr gut. Über die damalige Politik jedoch vermag ich nichts zu sagen.

Im Dezember 1945 lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen. Wolfgang war der Sohn des bekannten Bildhauers Bernhard Sopher. Er war 1941 aus Danzig aus einem Konzentrationslager nach Rio de Janeiro gekommen. Da er nur mit einem Touristenvisum eingereist war, musste er sich alle paar Monate bei der *policia central* melden. Eines schönen Tages, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft, wurde er verhaftet. Sein Visum hätte erneuert werden müssen. Da Brasilien jedoch zum damaligen Zeitpunkt in den Krieg gegen Deutschland eingetreten war, verweigerten die brasilianischen Behörden Wolfgang, der mit dem deutschen Pass eingereist war, eine Verlängerung des Visums und nahmen ihn als Feindbürger fest. Er wurde von allen Seiten diskriminiert, von den Deutschen, weil sein Vater Jude und er selbst daher nach den Nürnberger Gesetzen ein Halbjude war, von den Brasilianern, weil er Deutscher war und man diese nach dem Kriegseintritt als Feinde ansah, auch wenn man von dort geflohen war und von der jüdischen Gemeinde, weil er nach den jüdischen Gesetzen kein Jude war. Zusammen mit Nazispionen und anderen Verhafteten wurde er auf die Ilha Grande gebracht, ohne zu wissen, was mit ihm geschehen würde, immer in der Angst zurück nach Deutschland deportiert zu werden. Die Gefangenen

wurden einfach sich selbst überlassen und als sich der Krieg 1944 langsam dem Ende näherte, wurde er nach zwei Jahren halb verhungert entlassen.

[…]

Wenn du aus dem Land deiner Vorfahren aus der Laune eines fanatischen Führers heraus vertrieben wirst, begleiten dich die Verbitterung darüber für den Rest deines Lebens. Ich vermeide es daher auch zu sagen, dass ich in Deutschland geboren bin, weil mir dies widerwillig ist. Man nahm mir meine Cousins. Man hat uns getötet, uns unser Leben quasi unmöglich gemacht. Man hat uns fortgeschickt, man wollte uns nicht. Deshalb lege ich heutzutage in jeder meiner noch so kurzen Reden wert darauf zu sagen, dass, wenn man mich aus meinem Elternhaus vertreibt und der Nachbar mir die Türen liebevoll öffnet, ich dann lieber beim Nachbarn bleibe. Aus diesem Grund haben mein Mann und ich 1955 die brasilianische Staatsbürgerschaft angenommen. Ich bin in diesem Land aufgenommen worden, ich werde in diesem Land akzeptiert, daher gehöre ich hierher. Brasilien ist meine Heimat. Alles, was man sich wünscht, wenn man von einer anderen Nation aufgenommen wird, ist, sich in dieses Volk zu integrieren, diese Aufnahme zu rechtfertigen - oder besser - zu ehren. Aus diesem Grund gibt es vier Momente, die mehr noch als die brasilianische Einbürgerung unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeschrieben sind - der Tag, an dem ich die Ehrenbürgerschaft von Porto Alegre erhielt; der Abend vom 7. September 1972, an dem auf meine Anregung hin der Abschluss der Unabhängigkeitsfeiern mit einem Konzert des *Israeli Philharmonic Orchestra* unter der Leitung von Zubin Mehta begangen wurde[26], meine Teilnahme an dem Karnnevalsumzug auf der Straße, bei dem mir das Volk von beiden Seiten zujubelte und meinen Namen rief[27], und schließlich der glorreiche Abend der Wiedereröffnung des *Theatro São Pedro* im Juni 1984.

(aus Eckl 2005; Die Fußnoten entstammen ebenfalls dieser Quelle)

[26] Dabei handelt es sich um den größten Erfolg, den Eva Sopher in ihrer Zeit bei *Pro Arte* feiern konnte.

[27] Ihr zu Ehren griff im Jahre 1985 eine Sambaschule das Thema der Wiedereröffnung des Theaters auf und lud sie ein, beim Defilee mitzulaufen. Die jubelnden Menschen vermittelten Eva Sopher ein solch großes Gefühl der Dazugehörigkeit, dass sich dieses Ereignis unauslöschliches in ihr Gedächtnis eingeschrieben hat.

A 5 Paul Rosenstein

Paul Rosenstein (Foto entnommen aus Eckl 2005: 292)

A 5.1 Biografischer Text

Paul Rosenstein, Chirurg

Graudenz, Westpreußen 1875 - Rio de Janeiro 1964

Paul Rosenstein war einer der wenigen Juden vor der Jahrhundertwende, der die Approbation als Chirurg erhielt. Er studierte in Königsberg und Berlin, spezialisierte sich auf chirurgische Urologie, arbeitete von 1908 bis 1917 im Krankenhaus Hasenheide und war von 1917 bis 1938 Leiter der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses der Jüdischen Gemeinde in Berlin. Dort entwickelte er eine spezielle Technik der Harnblasenoperation und begann mit Forschungen zur Krebstherapie.

1933 mußte Rosenstein den Vorsitz der Berliner »Urologischen Gesellschaft« abtreten, konnte aber zunächst weiter im jüdischen Krankenhaus praktizieren. 1935 wurde er zum brasilianischen Urologenkongreß eingeladen. Dort erhielt er die Ernennung zum Ehrenpräsidenten der panamerikanischen urologischen Gesellschaft. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Rosenstein 1937 beschuldigt, Devisen ins Ausland gebracht zu haben - er mußte seinen Paß abgeben, die Firma seines Schwiegervaters wurde enteignet. Nach der »Kristallnacht« im November 1938 floh er mit einem gekauften Auslandspaß über Amsterdam und England nach New York. Dort verweigerte man ihm die Zulassung als Arzt. 1940 erhielt Rosenstein für sich und seine Familie, die in Deutschland geblieben war, eine unbegrenzte Aufenthaltserlaubnis für Brasilien. Trotz der Eingabe namhafter brasilianischer Ärzte gelang es ihm auch dort nicht, eine Zulassung als Arzt zu erhalten. Er hielt Vorträge am Krankenhaus »Misericordia« in Recife und war Mitarbeiter der »Revista Brasileira de Medica«. Rosenstein war mit dem brasilianischen Botschafter in Bern, Nabuco de Gouvêa, und mit Ernst Feder befreundet und Arzt der chilenischen Nobelpreisträgerin und damaligen Konsulin Gabriela Mistral.

(aus Hohnschopp & Wende 1994: 158/159)

A 5.2 Ausschnitte aus „Zwischen Enttäuschung und Dankbarkeit“ von Paul Rosenstein

So kamen viele Dinge zusammen, die mich veranlassten, New York zu verlassen und nach Brasilien zu gehen, das ich seit dem Jahre 1935 in der besten Erinnerung hatte. Ich schrieb einen Brief an den Präsidenten Getúlio Vargas und bat ihn, mich und meine Familie in Brasilien einwandern zu lassen. Gleichzeitig suchte ich den brasilianischen Botschafter in Washington auf, um ihn von dem an den Präsidenten gerichteten Brief zu unterrichten. Er sagte mir in der liebenswürdigsten Weise seine Hilfe zu und hat auch sein Versprechen in der denkbar besten Form gehalten.

Zu dem Entschluss, nach Brasilien zu gehen, trug auch folgende sehr wichtige Überlegung bei. Meine Familie, die Frau mit den drei Kindern, war in Berlin. Alle vier besaßen die Affidavits[28] für die Vereinigten Staaten! Mit Ausnahme meiner Frau hätten aber die bereits erwachsenen Kinder ihre Quote abwarten müssen, was ungefähr drei bis fünf Jahre gedauert hätte. Es begannen aber schon die ersten Gerüchte durchzudringen, dass man Juden abtransportierte und sie ins Konzentrationslager steckte. Das alles bereitete mir große Sorgen. Meine Lieben allein und schutzlos in Deutschland zu wissen, kostete mich Ruhe und Schlaf, so dass ich auch nicht in der Lage war, das in den USA geforderte medizinische Examen nachzuholen. Außerdem besaß ich zu wenig Geld, um so lange in New York ohne Verdienst leben zu können. Man hatte mir zwar ein Stipendium von tausend Dollar versprochen. Ich habe es aber trotz mehrfacher und dringender Vorsprachen nicht erhalten. Allmählich merkte ich, dass Versprechungen in diesem Land leicht wogen.

Wenige Wochen, nachdem ich mein Gesuch an Präsident Vargas abgesandt hatte, erhielt ich für mich und meine Familie die Erlaubnis zum dauernden Aufenthalt in Brasilien. Diese Zusage sollte jedoch nur für den Fall Geltung haben, dass auch ich mich im Lande für dauernd niederlasse. Gleichzeitig versprach mir der Botschafter, dass ich in Brasilien als Arzt zugelassen würde. Er hat diese Zusicherung sicherlich gut und ehrlich gemeint, denn er hat mir später in Rio Beweise seiner Aufrichtigkeit gegeben. Als es mir in Brasilien nicht glückte, die Erlaubnis zur ärztlichen Betätigung zu erhalten, hat er persönlich beim Präsidenten interveniert und mich ins Hotel „Gloria“ kommen lassen, um mir mitzuteilen, dass der Präsident mit meiner Zulassung einverstanden sei. Woran es nachher lag, dass alles nur ein Versprechen blieb, will ich nicht untersuchen. So viel ist mir jedoch klar geworden, dass nämlich der Präsident Getúlio Vargas, der mich persönlich kannte, nie etwas davon erfahren hat, dass viele gute Freunde und einflussreiche Persönlichkeiten sich für mich einsetzten. Es waren die kleinen Beamten der Ministerien, die die Weitergabe meiner Eingaben verhinderten. Der sichere Beweis dafür ist, dass alle Akten und Gesuche „unauffindbar“ verschwanden.

[…]

Ich kam im Jahre 1940 nach Brasilien. Der Empfang war nicht ganz nach meinen Wünschen, da ein gewissenloser Schüler, den ich um etwas Fürsorge bei meiner Ankunft gebeten hatte, mich einem betrügerischen Despachanten, das heißt einem Manne anvertraut hatte, der die Führung der Neuankömmlinge durch alle Schlingen der Bürokratie als Gewerbe ausübt. Dieser Despachant hatte so manchen Einwanderer betrogen und war daher aus einer jüdischen Hilfsorganisation entlassen worden. Er hat auch mich, da ich das Portugiesische nicht beherrschte, um die Hälfte meines mitgebrachten Geldes erleichtert. Als ich energisch das Geld zurückverlangte, richtete er einen mit „Heil Hitler“ überschriebenen Brief an mich, der seinesgleichen sucht. Diese Epistel war so schmutzig gehalten, dass ich mich geniere, den Text wiederzugeben. Ich will nur erwähnen, dass er mir androhte, einen Kabelspruch nach Deutschland zu schicken und zu melden, dass meine Frau Devisenverschiebungen zu machen versuche. Ich wollte meiner Frau, die in diesen Dingen unschuldig wie ein Lamm war, den Schock ersparen und ließ den Mann auf der Stelle verhaften. So begann mein Aufenthalt in Rio.

Ich wurde aber reichlich durch die geradezu rührende Freundschaft entschädigt, die mir einige angesehene brasilianische Ärzte entgegenbrachten und die mir die Familie des brasilianischen Botschafters in Bern, Nabuco de Gouvêa, dessen Frau eine Tochter des Nationalhelden Rio Branco ist, erwies. Ich wurde in ihrem Hause wie ein Verwandter aufgenommen und darf mich, ebenso wie meine Kinder, noch heute der gleichen wahren Freundschaft erfreuen. Zwei Ärzte ebneten mir die ersten schwierigen Wege bis zur Erlangung der Visa für meine Familie.

[…]

Ich ging, nachdem mir im Ministerium gesagt worden war, dass der Bescheid bald an die Nachrichtengesellschaft gegeben werde, die ihn an die entsprechende Auslandsvertretung weiterleitet, jeden Tag zum Büro der Übermittlungsstelle. Aber immer war meine Vorsprache umsonst. Eines Tages rief mich,

[28] Affidavit nennt man die eidesstattliche, vor dem Notar abgegebene Erklärung eines in den USA Ansässigen über die Bereitschaft, dafür Sorge zu tragen, dass der Emigrant der Öffentlichkeit keine Kosten machen wird. Für die Erteilung eines Visums für die USA war dies eine unerlässliche Voraussetzung.

als ich wartend dasaß, ein deutsch sprechender Beamter heran und sagte mir, dass ich die Visa nie erhalten würde. So wie ich hätten schon viele dagesessen und wären zum Narren gehalten worden. Diese Auskunft machte mich recht betroffen, da ich ja in größter Sorge wegen meiner Familie war. Der Beamte machte mir den Vorschlag, in seine „Organisation" einzutreten, dann bekäme ich die Visa in drei Tagen. Ich musste diesen illegalen Vorschlag ablehnen, zumal er viele tausend *milreis* (jetzt *cruzeiro)* dafür verlangte. Dieses Erlebnis erzählte ich meinem Freunde Dr. C., der mich als aufrichtig besorgter Kamerad unterstützte. Er sagte nichts, beschaffte aber am nächsten Tage die Visa direkt beim Ministerium und überraschte mich mit der Tatsache, dass das Telegramm bereits an das brasilianische Generalkonsulat in Deutschland abgesandt sei. Er überbrachte mir den Auftrag des Ministers, ich solle am darauf folgenden Tag im Büro der Nachrichtengesellschaft erscheinen. Dorthin kamen auch der Minister und einige Beamte des Ministeriums und vernahmen den Mann in meiner Gegenwart. Er leugnete und behauptete, dass alles erlogen sei. Es nützte ihm nichts, er wurde entlassen und drohte mir, dass er sich rächen würde. Der Minister bedankte sich bei mir und betonte, dass ich „Brasilien einen großen Dienst erwiesen hätte, den mir das Land nie vergessen werde".

Meine Familie traf ein halbes Jahr später ein. Ich konnte sie schon auf dem Schiff begrüßen. Es war ein unvergessliches Wiedersehen. Die Angekommenen standen in einer langen Schlange, um dem Einwanderungskommissar vorgeführt zu werden, der die Papiere zu prüfen hatte. Wie erschrak ich, als ich dort den ehemaligen Beamten des Telegrafenbüros erblickte. Wie er zu einer so verantwortungsvollen Stellung kommen konnte, war mir unerklärlich. Ich sagte meiner Frau, dass wir wahrscheinlich einen sehr üblen Empfang, vielleicht sogar Schwierigkeiten haben würden. Als die Reihe an uns kam, erkannte er mich sofort, sprang von seinem Stuhl auf und umarmte mich in überschwänglicher Weise. „Ist das Ihre Familie?" fragte er. „Ich werde schnell alles für Sie fertig machen. Hoffentlich gefällt es Ihnen in Brasilien!" So sah seine Rache aus.

[…]

Mit Stefan Zweig und seiner Frau sprach ich mehrere Male. Über ihn hat mein Freund Ernst Feder[29], der bedeutende Journalist und Schriftsteller, der sich in Brasilien einen sehr angesehenen Namen geschaffen hat, geschrieben. Ich fand Zweig stets etwas bedrückt, aber doch immer interessiert an allen Dingen, die in der Welt vorgingen. Niemand konnte ahnen, wie unheilbar sein Gemüt unter der deutschen Schande gelitten hatte. Er selbst hat Brasilien in seinem schönen Buch „Die Welt von gestern" ein Land der Zukunft genannt. Die enorme Entwicklung, die, wie ein Staatsmann es ausdrückte, zu einer „Krise des Wachstums" geführt hat, konnte ich in den letzten dreizehn Jahren bewundernd miterleben. Es ist kein Wunder, dass dieses einzig schöne Land die Menschen anzieht, die aus den Ländern fliehen, wo man die Menschlichkeit mit Füßen tritt.

Auch von anderen hilfsbereiten Brasilianern habe ich viel wertvolle Unterstützung und manchen guten Rat erfahren. Ich will keine Einzelheiten erwähnen, sondern nur versichern, dass ich die Brasilianer lieben gelernt habe. Würde es nach den brasilianischen Ärzten gehen, die mit wenigen Ausnahmen mich ganz als einen der ihren anerkannten, so hätte ich schon lange meinen genehmigten Wirkungskreis.

---

[29] Emst Feder (1881-1964) war ein bekannter Journalist der Weimarer Republik. Von 1919-1933 war er Ressortleiter für Innenpolitik des *Berliner Tagblatts.* Feder war Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei. Nach der Machtergreifung Hitlers floh er, dem nicht nur wegen seiner jüdischen Herkunft, sondern vor allem auch wegen seines politischen Engagements eine Verhaftung drohte, über die Schweiz nach Frankreich. In letzter Minute gelang es Feder 1941, aus Frankreich zu fliehen. Dabei war ihm und seiner Familie der bereits erwähnte Botschafter Souza Dantas behilflich, der ihnen nicht nur ein Diplomatenvisum für Brasilien ausstellte, sondern auch noch ein Empfehlungsschreiben für brasilianische Zeitungen mitgab. In Brasilien hatte er in der Zeitung *Diário de Noticias* eine tägliche Glosse, die er unter dem Pseudonym *Spectator* schrieb. Außerdem veröffentliche er regelmäßig Artikel in der jüdischen Wochenzeitschrift *Aonde vamos?.* Emst Feder und seine Frau zählten zu den wenigen Freunden Stefan Zweigs und waren die letzten, die das Ehepaar Zweig lebend gesehen haben. Über diese letzte Begegnung, die Feder nachhaltig beeindruckte, schrieb er einen Aufsatz, der u.a. in dem von ihm 1944 bei *Editora Dois Mundos* in Rio de Janeiro veröffentlichten Buch *Diálogos dos grandes do mundo. Estudos históricos e literários* (Emst Feder: *Begegnungen. Die Grossen der Welt im Zwiegespräch.* Bechtle Verlag. Esslingen. 1950) erschien. 1957 kehrte das Ehepaar Feder nach Berlin zurück.

Sie haben mich mehrfach zu Konsultationen und Operationen nach São Paulo, Recife und Belo Horizonte gerufen. Die Gesellschaft für Chirurgie in Pernambuco machte mich zu ihrem Ehrenmitglied. Auch sie hat sich dankenswerterweise, wenn auch ohne Erfolg, häufig für mich eingesetzt. Überall strahlte mir ein warmes Gefühl der Freundschaft entgegen, wenn ich als Gast in ein Haus trat. Ich erhielt die Gewissheit, dass ich bei wirklichen Freunden war. Stefan Zweig hat nicht ohne Grund die Gastfreundschaft und Schönheit Brasiliens gepriesen.

Ich habe, wie ich schon sagte, viel von der Welt gesehen, ich kann aber kein Land nennen, das mit seinen Naturschönheiten an Brasilien heranreicht. Als ich das erste Mal im Zeppelin die Küste hier erreichte und Rio in der Sonne liegen sah, war ich überrascht von dem wunderbaren Panorama, das zu unseren Füßen lag. Berge, Meer und Wälder haben sich zu einer innigen Gemeinschaft vereinigt, um das Auge zu erfreuen. Auf den Bergen blüht es in allen Farben, weit am Horizont erscheinen die hohen Gebirge, die *Serra dos Orgãos* mit dem spitzen „Finger Gottes“[30], in Rio selbst der Zuckerhut, das Wahrzeichen der Stadt, mit seiner hoch hinaufführenden Drahtseilbahn, und der imponierende Corcovado mit der die Stadt gleichsam segnenden Christusstatue.

[…]

Die schwarze Bevölkerung ist hier in keiner Weise diskriminiert, sondern genießt alle Rechte, ist aber doch weit zurück in Bildung und Kultur. Es gibt noch sehr viele Analphabeten, die an alle möglichen Wunderdinge glauben. Die Regierung gibt sich große Mühe, durch Einrichtung zahlreicher Schulen den Bildungsstand zu heben. Wenn ich vielfach in den Unterhaltungen Absprechendes über die Naivität hörte, in der ein Teil der Bevölkerung lebt, dann konnte ich mit gutem Recht anführen, dass wir, die so sehr kultivierten Europäer gar keinen Grund hätten, stolz auf uns zu sein. […]

[…]

Während des Krieges war es keine Lust, als Deutscher in Brasilien zu leben. Auch als Opfer der nationalsozialistischen Regimes war man verdächtig. Man durfte in verschiedenen Staaten nicht deutsch sprechen, durfte von seinen Sachen nichts verkaufen, was zur Existenz oft nötig war, und man durfte nicht fotografieren. Zum Unglück war meine jüngste Tochter Fotografin und suchte in Rio als solche eine Anstellung. Sie wusste nicht, dass Aufnahmen von Stadtgegenden verboten waren. Eine Firma beauftragte sie, ein paar Bilder in der Stadt zu machen, um diese vor der Anstellung zu prüfen. Von diesem Ausflug kam sie nicht wieder. Wir warteten den ganzen Abend und wurden sehr ängstlich, da auf ein unerfahrenes junges Mädchen, das kaum die Straßen kannte und die Sprache nicht verstand, alle möglichen Gefahren lauerten. Ich suchte mit einem befreundeten Arzt in dessen Auto alle Krankenhäuser und die Polizei auf, ohne sie zu finden. Zu guter Letzt fuhren wir mit schwerem Herzen auch in das Leichenschauhaus, glücklicherweise blieb auch dort unsere Suche ohne Ergebnis. Am nächsten Tage erfuhren wir, dass man das Mädchen verhaftet und in das Polizeigefängnis gesteckt hatte, weil sie auf der Straße eine Aufnahme gemacht hatte. Sie war spionageverdächtig. Es hat der größten Mühe bedurft, sie nach einigen Tagen freizubekommen. Sie erzählt nur ungern, mit was für einem Gesindel sie zusammengesessen hat.

Im Jahre 1951 entschloss ich mich, nachdem ich brasilianischer Bürger geworden war, nach Europa zu reisen, um die Rechte unserer Familie bei den Wiedergutmachungsverhandlungen wahrzunehmen. Die Flugreise von einem Kontinent zum andern in vierundzwanzig Stunden ist so alltäglich geworden, dass man sich darüber nicht mehr wundert, obwohl es einer der umwälzendsten Fortschritte im Verkehr zwischen den Völkern und einer der revolutionärsten Rückschritte im Streite der Nationen geworden ist.

Die alte Heimat nach dreizehn Jahren wiederzusehen, bleibt nicht ohne Eindruck auf das Gemüt. Mochte auch dort so viel zerstört sein, dass mich nur Ruinen erwarteten, so konnte mir doch niemand die Liebe zu dem Lande, in dem ich geboren bin, nehmen. Man hat uns alles geraubt, das Vaterland,

[30] Paul Rosenstein spielt hier auf den bekanntesten Berg des Gebirges namens *Dedo de Deus* (Finger Gottes) an.

unseren Besitz, alles berufliche Eigentum, die Instrumente und die Bibliothek, Bilder, Teppiche, Juwelen und sogar den Beruf; die Dreiheit der idealen Güter, Heimat, Glauben und Ehre, hat man uns aber nicht nehmen können.

[…]

Ich bin durch alle Teile Deutschlands gekommen, war vier Wochen in Berlin, wo ich als Gast in meinem alten Krankenhaus wie ein Vater aufgenommen wurde. In Berlin wirkten zweierlei verschiedene Empfindungen auf mich ein. Der große Schmerz über die unheimlichen Zerstörungen, denen auch unser Wohnhaus und meine Privatklinik zum Opfer gefallen waren, und andererseits die mir entgegengebrachte Treue und Anhänglichkeit meiner zahlreichen Freunde aller Konfessionen, die die Tyrannei überstanden hatten.

Das Jüdische Krankenhaus im französischen Sektor Berlins war äußerlich gut erhalten und arbeitete auf vollen Touren, aber es hat zur Zeit der Naziherrschaft außerordentlich gelitten, weil von dort die Judentransporte ausgingen. Nur drei leitende Ärzte sind aus Theresienstadt zurückgekommen, alle anderen hat das Schicksal der Vernichtung ereilt. Nur eine jüdische Schwester, die achtundsiebzigjährige Oberschwester Lisa, die mit mir zusammen im Jahre 1901 in das Krankenhaus eingetreten war, stand noch im Dienst als Oberin. Sie war während der ganzen Nazizeit dort geblieben, jeden Tag mit gepacktem Koffer bereit, fortgeschafft zu werden. Sie war eine wirkliche Aristokratin in Aussehen und Haltung. Sie genoss in Anerkennung ihrer Eigenschaften allgemeine Verehrung und war das Zentrum des Friedens im Krankenhaus, das den alten Geist atmet. Sie ist im Jahre 1953 gestorben.

Mein Nachfolger, ein tüchtiger Chirurg aus der alten demokratischen Schule von Professor Nordmann, begrüßte mich kameradschaftlich und forderte mich auf, einige Operationen zu demonstrieren. Dieser ehrenvolle Auftrag brachte mich nach so langer Zeit an denselben Operationstisch zurück, von dem man mich vertrieben hatte. Innerlich stark bewegt, nahm ich zwei Bauchoperationen vor, stolz darauf, in meinem Alter noch Herr über alle meine Sinne zu sein und die schweren Fälle zur Heilung zu führen.

[…] Es waren viele Stunden wahrer Erregung und Freude, aber auch tiefster, ehrlicher Trauer, als ich so viele deprimierende Botschaften über das erhielt, war in Berlin vorgegangen war. Darüber möchte ich nicht berichten; andere haben davon mehr sagen können als ich, da ich so spät und nur so kurze Zeit dort weilte. Dafür habe ich mancherlei erlebt, war ich mitteilen möchte, weil es beweist, wie verkehrt die so genannte „Kollektivschuld“ ist, die man allen Deutschen anhängen wollte.

Der Oberapotheker des Jüdischen Krankenhauses war ein „Arier“. Er hatte zu dem bestimmten Zweck, die Juden in möglichst großer Zahl vor dem Transport ins Vernichtungslager zu retten, Freundschaft mit der im Krankenhaus stationierten Gestapo geschlossen. Wenn ein Transport zusammengestellt war, lud er seine „Freunde“ in die Apotheke ein und machte sie sinnlos betrunken, indem er ihnen eine Schnapsflasche nach der anderen auf den Tisch stellte. Wenn die wackeren Zecher aus ihrer sinnlosen Trunkenheit erwachten, waren viele der für den Transport bestimmten Leute verschwunden. So hat er hunderte von Juden unter Einsatz seiner eigenen Existenz gerettet. Die Gestapobeamten scheuten sich, ihre Orgien einzugestehen, liebten aber den Schnaps so leidenschaftlich, dass dieses Spiel mehrfach gelang.

Eine frühere christliche Schwester meiner Klinik unterhielt in Grunewald eine als Altersheim ausgegebene Pension, in der sie fünfzehn kranke jüdische Menschen versteckt hatte und ernährte. Wenn sie etwas Besonderes für die Leute brauchte, telefonierte sie mit einer Dame, die bei der Partei eine einflussreiche Rolle spielte. Diese erschien am nächsten Tage zuverlässig mit einem SS-Mann, um nach den Wünschen zu fragen. Beide wussten, dass es sich um versteckte Juden handelte. In Dahlem hatte Himmler ein Gut, auf dem er selten anwesend war. Dort stahlen sie dann einige Hühner und sonstige Nahrungsmittel – die Hühner wurden „Himmler-Hühner“ genannt – und brachten sie in die Pension. Ich konnte die Richtigkeit dieser Angaben feststellen, da ich von der Pensionsinhaberin den Namen der Nationalsozialistin erfuhr. Es war dieselbe Dame, die mir seinerzeit den Auftrag zur Operation des Standartenführers einbrachte. Ich sprach sie persönlich mehrfach in Berlin. Sie hatte sich gleich im Jahre 1933 mit Haut und Haaren Hitler verschrieben, nahm – wie sie sagte – seinen Judenhass nicht ernst und hat während der ganzen Naziherrschaft die ihr bekannten Juden geschützt, wo sie nur konnte. Es ist eine

Art Schizophrenie, eine Spaltung rein geistiger und seelischer Eigenschaften, die kein klares Urteil mehr über die Geschehnisse zulässt.

[…]

Es waren Tage, deren man heute wie im Träume gedenkt. Dass man sich vor seiner eigenen Regierung schützen musste, ist ein diabolischer, aber leider nur zu wahrer Gedanke. In dieser Zeit gab es ja nur eins: hinaus aus dem Kessel in eine freiere Welt! Mir ist es geglückt, und ich habe damit meine engere Familie retten können; was man dabei aufgegeben hat, wiegt dagegen leicht.

[…]

Den Aufenthalt in Europa habe ich auch dazu benutzt, um die einzigen am Leben gebliebenen Blutsverwandten, die Kinder meiner in Auschwitz umgebrachten jüngsten Schwester, in Frankreich zu besuchen. Sie sind jetzt Franzosen, sind verheiratet, haben Familie und konnten sich ein bescheidenes Glück aufbauen. Über den weiten Raum der Trennung können uns fernerhin nur Briefe in Verbindung halten. […]

Ich hatte bei meinem Europaaufenthalt noch einmal herrliche Fahrten im Schwarzwald, die Unbeschwertheit und Lebenslust in Paris, die oft pittoreske Landschaft der *Alpes Maritimes* und die Lieblichkeit der Mittelmeerküste genießen können. Alte Zeiten lebten in meiner Erinnerung auf, als ich durch diese Gegenden kam. Hier war ich mit meiner Frau gefahren und gewandert, in einer Welt, die sich damals noch nichts von dem späteren Lauf der Dinge träumen ließ. Die Rückreise auf dem Schiff tat das ihrige, dass ich erholt und braun in Rio von meinen Kindern empfangen wurde. Ich war wieder zu Hause. Selten habe ich so voller Glück und Geborgenheit meine neue Heimat begrüßt.

Es hat noch niemand seine Lebensgeschichte bis zu Ende schreiben können; ihm wird vorher die Feder aus der Hand genommen. Wenn man, wie ich es auf den vorhergehenden Seiten versucht habe, eine Bilanz des eigenen Lebens zieht, so geschieht es im Allgemeinen in der Absicht, Rechenschaft abzulegen und manches zu enthüllen, was anderen vielleicht dienlich sein kann, damit sie es besser machen können.

Gott, an den ich tief und innig glaube, hat mich durch mein Leben geführt. Er hat mich, was ich nie erwarten konnte, aufsteigen lassen zu einer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung, aus der mich die Bösartigkeit der Menschen wieder vertrieb. Würde ich nicht einen so unbeirrbaren Gottesglauben haben, hätte ich niemals bestehen können vor den großen Dingen und Wundem der Natur und hätte niemals herausfinden können aus der Wirrnis und der Willkür der letzten Zeit.

Ich betrachte es als eine glückliche Fügung, dass es mir gelang, meine Familie dem Zugriff der braunen Schergen zu entziehen, wenn auch der Gedanke schwer auf mir lastet, dass meine Geschwister dem Rassenwahn zum Opfer fallen mussten.

Meine alte Heimat, an der ich innerlich noch sehr hänge, hat mich schwer enttäuscht. Sie hat ihre jüdischen Bürger zu Parias gemacht und hat ihren guten Namen geschändet. Das deutsche Volk hat den Wahn des „Tausendjährigen Reiches“ mit Gut und Blut teuer bezahlen müssen. Es wird aber noch vieler Anstrengungen und schwerer Arbeit bedürfen, um das Unrecht, das es einer ganzen Welt zufügte, vergessen zu machen.

Ich hatte das seltene Glück, in einem fremden Lande jenseits des Ozeans Gastfreundschaft zu finden und Bürgerrechte zu erwerben. Dafür danke ich für mich und meine Familie einem gütigen Geschick und den Bewohnern dieses Landes.

Wenn ich zum Schluss noch einen Wunsch an die Zukunft äußern darf, so ist es der, dass Gott zum Besten aller die Wege meiner alten und neuen Heimat segnen möge.

(aus Eckl 2005: 298-313; die Fußnoten entstammen ebenfalls dieser Quelle. Der Text *Zwischen Enttäuschung und Dankbarkeit* wurde ursprünglich in *Narben bleiben zurück* von Paul Rosenstein veröffentlicht, erschienen 1954 bei Kindler und Schiermeyer, Bad Wörishofen.)

A 6 Hilde Wiedemann

Links: Hilde Wiedemann mit Ehemann Wilhelm 1948, rechts: Hilde Wiedemann in den 60er Jahren (Fotos entnommen aus Eckl 2005: 240)

A 6.1 Biografischer Text

Hilde Wiedemann

(1900-1981)

[…]

Als Wilhelm Wiedemann 1933 vor die Entscheidung gestellt wurde, entweder der NSDAP beizutreten oder seine Laufbahn aufzugeben, sah er die Entwicklung Deutschlands, auch im Hinblick auf die Verfolgung der Juden, klar voraus. Um sich „die innere Freiheit" […] zu erhalten, entschlossen sich die Wiedemanns zur Auswanderung. Es existierte zwar kein unmittelbarer Zwang zum Exil, doch hätten die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 Hilde Wiedemann zu einem jüdischen „Mischling" gemacht und somit der möglichen Vernichtung ausgesetzt.

Wegen wirtschaftlicher Probleme als Folge des Börsenkrachs im Jahre 1929 kamen die USA als Auswanderungsland für die Familie Wiedemann nicht in Frage. Eher zufällig stellte sich aber ein Kontakt zur Gesellschaft für Siedlung im Ausland her. Es handelte sich dabei um eine Regierungsstelle, die vor Hitlers Machtergreifung Koloniegelände im Hochland von Paraná in Südbrasilien angekauft hatte, um während der Kanzlerschaft von Heinrich Brüning (1930-1932) Arbeitslose dort anzusiedeln und ihnen statt der Arbeitslosenunterstützung eine größere Anleihe zu gewähren, die eine Zukunft in Brasilien ermöglichen und in Raten zurückgezahlt werden sollte. Angeregt wurde dieses Projekt durch den deutschen Konsul Äldert in Curitiba. Hilde Wiedemann und ihr Mann kauften allerdings ohne Anleihen ein Stück Land, eine Entscheidung, die umso erstaunlicher wirkt, als sie kaum landwirtschaftliche Kenntnisse besaßen und kein Portugiesisch konnten. Im Juli 1933 brachte sie die *Cap Arcona* nach Santos, wo sie mit einem Immigrantenvisum nach Brasilien einreisten.

[…]

Etwa sechs Monate nach der Ankunft in Terra Nova, die in dieser Anthologie in „Neuanfang in Terra Nova" beschrieben wird, brachte Hilde Wiedemann in Curitiba die zweite Tochter Elisabeth zur Welt. In Terra Nova entstanden ein richtiges Haus für die Familie Wiedemann und im Dorf selbst eine Schule und eine katholische Kapelle. […]

Im Gegensatz zu den deutschen Kolonisten um Rolândia im Norden Paranás wurde den Terra Nova-Auswanderern eine Kleinbauemwirtschaft durch die dortige deutsche Siedlungspolitik aufgezwungen, deren Ziel darin lag, deutsches Kulturgut durch die Ansiedlung in der Nähe voneinander in kleinen Parzellen zu erhalten. Der entsprechend kleinere Ertrag machte es schwierig, einen höheren Lebensstandard zu erreichen. Deshalb entschied sich Wilhelm Wiedemann nach etwa zwei Jahren, eine Anstellung in der Stadt zu finden, um Portugiesisch gründlich zu lernen und sich mit dem brasilianischen Geschäftsleben vertraut zu machen. […]

In der Tat gelang Wilhelm Wiedemann der berufliche Sprung, als er als Prokurist einer deutschen Importfirma nach Curitiba ging. Zunächst lebte er weiterhin getrennt von der Familie, doch als die Tochter Dorothea aufs Gymnasium kommen sollte, fand das Leben in Terra Nova ein vorläufiges Ende. Hilde Wiedemann zog mit den Kindern ebenfalls nach Curitiba, und eine andere deutsche Familie verwaltete die Farm. Als der Krieg 1939 anfing, hörte allerdings der Import aus Deutschland auf. Daher fasste Wilhelm Wiedemann den Entschluss, sich im 2.500 km entfernten Recife im nordöstlichen Bundessstaat Pernambuco selbstständig zu machen. Die lange Reise dorthin Ende 1940 wurde ausgenützt, um in Sao Paulo, Rio de Janeiro und Salvador da Bahia Station zu machen und somit Land und Leute Brasiliens besser kennen zu lernen.

[…]

(aus Eckl 2005: 242/243, 315/316)

A 6.2 Ausschnitte aus „Leben in Recife“

[…]

Es war gut, dass ich in Curitiba meine Kenntnisse im Portugiesischen erweitert hatte und dass Dorothe während ihres dortigen Schuljahres mit der Sprache vertraut geworden war. Denn jetzt gab es in den Läden keinen Angestellten mehr, der Deutsch konnte. Die deutsche Kolonie der großen Stadt umfasste kaum dreihundert Familien. Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland wurde die deutsche Schule geschlossen und nur der Klub bestand noch bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Wir merkten aber auch sehr bald, dass dort, gerade wie in Rio, die Nationalsozialisten tonangebend waren. Der amtierende Konsul war zwar ein älterer und gemäßigt denkender Mann, dafür aber sein Sohn umso eifriger dem neuen Regime zugetan. Denn da der Nachwuchs des Auslandsdeutschtums vorwiegend in der alten Heimat studierte, war es für die Partei nicht schwierig, die jungen Leute für das Neue Deutschland zu begeistern. Man sollte denken, dass der Abstand von den Ereignissen im Reich den im Ausland lebenden Deutschen ein klares Urteil über die dortigen Vorgänge ermöglicht hätte. Aber gerade das Gegenteil war der Fall. Die zeitliche und räumliche Entfernung von der Heimat vergoldete alles romantisch, was dort geschah. Ein kühles Urteilen wurde noch weiter durch das groteske Soldatenspielen erschwert, das die solidesten Familienväter veranlasste, im Gastland, das sie ernährte, in SA-Uniformen ihrer Begeisterung für uniformiertes Auftreten freien Lauf zu lassen.

Man kann sich vorstellen, wie sorgfältig mein Mann seine Familie von diesem Stimmungsstrudel fernhielt. In unserem Umgang waren wir größtenteils auf die brasilianischen Geschäftsfreunde meines Mannes und auf einige amerikanische und deutsch-jüdische Familien beschränkt, fanden da aber vielerlei Anregungen. Besonders interessant war das Familienleben der *nortistas,* das, im Gegensatz zu dem im Süden, noch ganz traditionsgebunden war. Moderne Etagenhochhäuser gab es 1940 nur sehr wenige. Die meisten, wirtschaftlich gut gestellten Familien wohnten in eigenen Häusern mit großen, schattigen Gärten. Fast alle waren kinderreich, und jedes noch nicht schulpflichtige Kind hatte sein eigenes schwarzes Kindermädchen. Diese *amas* waren oft selbst noch halbe Kinder und ihr erzieherischer Einfluss deshalb auch recht fragwürdig. Einmal beobachtete ich einen kleinen Nachbarsjungen beim Spielen mit seinem Kindermädchen. Der Kleine nahm ein Spielzeug, das das Mädchen ihm hinhielt und warf es auf den zementierten Terrassenboden, bis es in Stücke ging. Dann kam das nächste Spielzeug daran und erlitt das gleiche Schicksal. Schließlich meinte ich, man könne mit den hübschen Sachen doch viel Besseres als nur „Kaputtmachen“ spielen. Die *ama* sah erstaunt auf: „Aber sein Vater ist doch ein reicher Mann“, antwortete sie stolz lächelnd und setzte ihre Anleitung zur Zerstörung gelassen fort.

Die größeren Kinder wurden, soweit sie Jungen waren, oft in einer der Internatsschulen katholischer Orden erzogen. Die Mädchen blieben nach den Schulstunden meistens zu Hause unter der Aufsicht der

Mutter und verbrachten ihre Freizeit mit Nähen und Sticken oder der Herstellung der schönsten Süßigkeiten und Kuchen. Man muss einmal eine Tafel zur Bewirtschaftung einer Kindergesellschaft gesehen haben, um zu wissen, was die weiblichen Mitglieder einer echten brasilianischen Familie alles herzustellen und, aufs Verschwenderischste verziert, aufzutischen verstehen. Es werden Tage auf die Vorbereitung eines solchen Festes verwandt, und es nehmen nicht nur die Kinder, sondern auch ganze Familien der Eingeladenen daran teil.

Das habe ich zu meinem nicht geringen Schrecken gelernt, als wir den ersten Geburtstag unserer Jüngsten feierten, nachdem sie in die Schule gekommen war. Wilhelm und ich hatten ein Kasperle-Theater gebastelt und eine Festkomödie gedichtet, in der außer dem Kasper auch Königssohn, Prinzessin, Teufel und Bauersmann auftraten. Der Königssohn sang sogar ein wunderschönes Lied mit Gitarrenbegleitung unter dem Balkon der Prinzessin, und wir Eltern amüsierten uns allabendlich herrlich bei den Proben.

Ich hatte zwanzig Kinder eingeladen, und als der große Tag herankam, sorgte ich zwar auch für Getränke und Kuchen, aber die waren sozusagen nur als Nebenattraktion gedacht. Wer beschreibt mein Entsetzen, als sich die Autos vor dem Haus in immer längerer Reihe stationierten und ganze Wagenladungen von Kindern plus Familienangehörigen entluden. Als alle zwanzig von mir eingeladenen Kinder erschienen waren, zählte ich zweiundsiebzig Gäste!

Mein Mädchen und der Hausjunge übertrafen sich selbst an diesem denkwürdigen Tag und zauberten, während mein Mann und ich die Gäste mit der Kasperle-Aufführung unterhielten, ein kaltes Buffet her, das als Neuheit in der Bewirtschaftungsform gegen Abend bei Groß und Klein Beifall fand. Noch Wochen danach konnte ich mich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne dass irgendein Kind auf mich zustürmte und mit erwartungsvollen Augen fragte: „Wann gibt es wieder *mamulengo* (Kasperle) bei euch?“

Wenn Wilhelm und ich zusammen eingeladen waren, wurde es mir anfangs immer schwer, mich brav und ausschließlich zu den weiblichen Gästen zu halten, denn es herrschte noch strenge Scheidung der Geschlechter. Die Männer standen herum oder fanden einen kühlen Sitzplatz im Garten, wo sie sich über Geschäfte oder Politik unterhielten. Wir Frauen saßen auf den Sofas und in den Lehnstühlen und besprachen Krankheiten, Dienstboten und Kinder. Manchmal zeigte die Hausfrau auch Handarbeiten, die sie oder ihre Tochter gemacht hatten, oft ganz wunderschöne, feine Stickereien. Aber auch in solchen Fällen musste ich erst lernen, mich richtig zu benehmen. Das erste Mal ließ ich meiner Bewunderung freien Lauf, umso mehr, als ich selbst solche Kunstwerke zu produzieren nie gelernt hatte. Als wir uns dann später verabschiedeten, wurde mir ein Paket in die Hand gedrückt. Zu Hause fand ich all die Stickereien darin, die ich so laut gelobt hatte.

Die Grazie im Geben und die Gastfreundlichkeit der Nordbrasilianer ist unnachahmlich. Natürlich versuchen wir Europäer und besonders wir Deutschen, uns damit zu entschuldigen, dass die Brasilianerinnen eben keine schweren Kriegszeiten hinter sich haben, dass fast alle auf großen Besitzungen aufgewachsen sind, mit zahlreicher Dienerschaft und in materieller Sorglosigkeit. In manchen Fällen stimmt das ja wohl auch, aber da sind außerdem unzählige, die in den bescheidensten Verhältnissen die gleiche Gastlichkeit und Anmut entwickeln.

[…]

Bald nach unserer Ankunft in Recife begann ein neues Schuljahr. Wir meldeten unsere Kinder in zwei von nordamerikanischen Missionen gegründeten Schulen an: die beiden Jüngeren in einer Privatschule, in unserer Nähe gelegen, die Älteste in einer staatlich anerkannten Schule, die etwas weiter entfernt lag. Der Unterricht war in beiden Anstalten sehr gut, die Lehrerschaft damals noch vorwiegend nordamerikanischer Nationalität. Die Privatschule wurde von zwei Direktorinnen geleitet, die sich bei Ausbruch es [sic!] Krieges als echte Freundinnen erwiesen.

Alle deutschen Männer waren in den ersten Kriegstagen im Gefängnis der Stadt festgesetzt worden, und niemand wusste, was mit den Familien geschehen würde. In den meisten Bürohäusern wurde das Inventar deutscher Firmen kurz und klein geschlagen, in unserem Stadtteil warfen herumziehende Patrioten die Fensterscheiben der Häuser ein, in denen Deutsche wohnten, und drangen sogar stellenweise in die Häuser ein. Ich wollte meinen Kindern die Schrecken eines solchen Überfalls natürlich nach Möglichkeit ersparen und wandte mich an die Leiterin der Schule um Rat. Ich wusste nicht, ob wir in der

Lage sein würden, die Kosten für das Internat aufzubringen; ich wusste noch nicht einmal, ob man meinen Mann und mich in ein Lager bringen oder ob wir in Recife bleiben würden. Die Leiterin nahm mir einen Stein vom Herzen, als sie mir zusicherte, sie würde Elisabeth und Ursula, wenn es nötig wäre, für die ganze Kriegsdauer auf eigene Kosten im Internat behalten. Ich könne sie ganz ohne Sorgen in ihrem Schutz lassen. Auch in der Schule unserer Dorothe fand ich die gleiche freundschaftliche Hilfe. Auch dort wurde das Kind im Internat aufgenommen, ohne dass ich für ihren Unterhalt garantieren konnte. Der dortige Direktor und seine Frau sind durch Jahre hindurch unsere Freunde geblieben.

Die ersten Kriegswochen waren für alle Recifenser-Deutschen gleich schwierig, ob sie nun nationalsozialistisch oder demokratisch gesinnt waren. Da keine andere Unterbringungsmöglichkeit bestand, wurden alle Deutschen in der städtischen Gefangenenanstalt, jedes Mal acht bis zehn in einer engen Zelle, untergebracht. Es war kaum Platz für alle, ausgestreckt am Boden schlafen zu können, und das Wachpersonal kam in nicht geringe Verlegenheit, weil es nicht wusste, wie solche nicht kriminellen Gefangenen zu behandeln seien. Wir Frauen schickten Decken, Kissen, Wäsche und das tägliche Essen. Einmal wöchentlich durften wir unsere Männer zehn Minuten lang sehen und unter Bewachung Portugiesisch mit ihnen sprechen, um zu erfahren, wie es bei den Polizeiverhören gegangen war.

Mein Mann setzte es mit Hilfe brasilianischer Freunde durch, nach sechs Wochen freigelassen zu werden. Die Kunden der Baugenossenschaft, die er vertrat, waren fast ausschließlich Brasilianer und verlangten dringend, dass er sein Büro wieder aufmachen solle. Allerdings stationierten die Autoritäten in den ersten Monaten noch einen mit einem Revolver bewaffneten Detektiv neben Wilhelms Schreibtisch, der sich dann aber mit der Zeit doch wohl von der politischen Ungefährlichkeit meines Mannes überzeugte und nicht mehr erschien. Nur um die Weihnachtszeit ließ er sich noch mehrere Jahre hindurch wieder sehen, um sich nach dem Gang der Geschäfte zu erkundigen und sich von der Dankbarkeit zu überzeugen, mit der mein Mann sich der gemeinsam verlebten Monate erinnerte.

Innerhalb des ersten Kriegsjahres wurden dann im Innern in allen Staaten Internierungslager für Achsenangehörige eingerichtet und außerdem die, die wirklich politisch aktiv tätig gewesen waren, wie z.B. SA-Gruppenführer und NSDAP-Vorsitzende, in der Bucht von Rio auf einer Insel interniert. Recife galt wegen der nordamerikanischen Flottenbasis dort als Festungsgebiet. Das hatte zur Folge, dass mein Mann weder die Stadt verlassen noch sich in der Nähe des Hafens oder des Strandgebiets aufhalten durfte. Sein Leben wurde dadurch noch mehr als gewöhnlich auf Büro und Familie beschränkt. Da waren wir besonders froh, dass unsere brasilianischen und amerikanischen Bekannten von Zeit zu Zeit bei uns hereinschauten und mit ihrer Unterhaltung ein wenig Anregung in unsere Zurückgezogenheit brachten.

[…]

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Von unseren Verwandten und Freunden in Deutschland, den USA, England und Südafrika kamen keine Nachrichten mehr, und unsere Korrespondenz im Lande musste auf Portugiesisch geführt werden, was den Briefwechsel zwischen meiner in São Paulo lebenden Schwester und mir recht beeinträchtigte. Mein Mann war in seiner Arbeit überall gehemmt und fühlte sich durch die Beschränkungen in seiner Bewegungsfreiheit auf die Dauer doch sehr bedrückt. In diese Jahre unserer Isolierung als Ausländer und unserer Diffamierung als Nicht-Nazis vonseiten der Volksgenossen fällt auch die erste, wirklich ernsthafte Belastung unserer Ehe. Es war eine Zeit grauer innerer Öde, voller Sorgen und Angst um die persönliche Zukunft, die der Heimat, und um alles, woran wir uns in Treue gebunden fühlten.

[…]

(aus Eckl 2005: 318-320, 322/323, 326; Der Originaltext wurde ursprünglich 1979 in Hilde Wiedemanns Autobiographie *Das Leben ist das Ziel* in Rio de Janeiro im Privatdruck veröffentlicht.)

A 7 Richard Katz

Richard Katz 1948 (Foto entnommen aus Hohnschopp & Wende: 59)

A 7.1 Biografischer Text

Richard Katz, Schriftsteller Prag 1888 - Muralto, Schweiz 1968

Richard Katz machte sich vor dem Ersten Weltkrieg in seiner Heimatstadt Prag als Journalist und Redakteur des »Prager Tagblatts« wie auch der »Vossischen Zeitung« einen Namen. Während der Inflationsjahre der Weimarer Republik war er Direktor der Leipziger Filiale des »Prager Tagblatts«. 1927 gründete er die im Ullstein-Verlag erscheinende Wochenschrift »Die Grüne Post«, die er bis 1933 herausgab. In diesen Jahren finanzierte ihm Ullstein zwei Weltreisen, über die er in der »Vossischen Zeitung« und in seinen ersten Reisebüchern »Bummel um die Welt«, »Ernte«, »Funkelnder ferner Osten« und »Zickzack durch Südamerika« berichtete. Die zweite Reise führte ihn 1931 erstmals nach Brasilien.

Richard Katz hatte schon im September 1930, nach dem ersten großen Wahlsieg der Nationalsozialisten in Deutschland, von Bali aus sein Vermögen in die Schweiz transferieren lassen. Von 1931 bis 1941 lebte er dort in Locarno, von kurzen Reisen ins Ausland unterbrochen. Die Rechte an seinen Büchern übertrug er 1933 an Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, der bis 1960 sein Verleger bleiben sollte. Ab Oktober 1940 versuchte er, nach Brasilien zu emigrieren. Dank seines Vermögens von ca. 30 000 US-Dollar erhielt er bald ein Visum für Brasilien, scheiterte aber zweimal an abgelaufenen bzw. nicht anerkannten Durchreisevisen für Spanien. Erst sein dritterVersuch hatte Erfolg: mit Hilfe eines Schweizer »Convoys«, eines geschlossenen Eisenbahnzuges, entkam er 1941 durch das noch unbesetzte Frankreich über die spanische Grenze und emigrierte von dort aus über Portugal nach Rio de Janeiro. Insgesamt 13 Jahre lebte Katz ziemlich zurückgezogen als Schrifsteller in Brasilien, davon zunächst ein Jahr auf der Insel Paquetá in der Bucht von Rio de Janeiro, dann in Teresópolis im Orgelgebirge, schließlich auf der Gouverneursinsel vor Rio. Katz trat den Lazaristen bei, die sich vor allem um Leprakranke kümmern. 1945 unternahm er eine mehrmonatige Reise nach Belém und von dort den Amazonas hinauf nach Manaus. Nach dem Krieg kehrte er in die Schweiz zurück, wo er sich erneut in Locarno als Schriftsteller niederließ.

Seine humorvollen und lebendigen Bücher geben das Leben in Brasilien, seine Kultur, Tradition und Natur wieder, aber auch seine Erlebnisse mit Brasilianern und Deutschen. Gleich zu Beginn seines Aufenthalts hätte er fast sein gesamtes Vermögen an einen naturalisierten Deutschen, Adolfo Schaufel, verloren, der unseriöse Geschäfte mit Gutgläubigen machte. Nach seinem gescheiterten Coup versuchte Schaufel aus Rache, Katz bei den brasilianischen Behörden als Spion zu denunzieren, was nach dem Kriegseintritt Brasiliens im allgemeinen mehrere Monate Gefängnis bedeutete. Katz wurde vor diesem Schicksal durch seinen brasilianischen Anwalt bewahrt – mehr noch, er konnte bereits während des Krieges seine brasilianische Einbürgerung erlangen. 300 tschechischen und slowakischen Flüchtlingen war er aufgrund seiner Sprachkenntnisse bei der Einreise behilflich.

(aus Hohnschopp & Wende 1994: 146/147)

A 7.2 Auszüge aus Begegnungen in Rio

Vorwort

Auf einer Kaffeehaus-Terrasse der Avenida Rio Branco

Bunt wie ein Band, das ich als Bursche trug,
Flirrt hier das Leben gold und weiß und blau.
Heitere Stadt! Ein jeder hat genug.
Welch ein Kaffee! Welch eine schöne Frau!

So schien es mir, als ich hier angekommen,
Europas Krieg und Angst noch in den Ohren.
Doch mit der Zeit hat's andern Sinn bekommen:
Das Paradies ist überall verloren.

Trotz Sonnengold und funkelblauer See,
Trotz weißen Kleidern plagen sich die Leute
Auch hier mit Sehnsucht und mit Körperweh,
Beinahe wie wir selbst - das weiß ich heute.

Im ersten Jahre, das ich hier verbracht,
Hab' ich ein heiteres „Inselbuch" geschrieben,
Im zweiten Jahre hab' ich dies gemacht –
Es ist nicht ganz so ungetrübt geblieben.

Gibt dieses nun das wahre Bild der Stadt,
Die hier vorüberzieht in bunten Reih'n?
Je nun: ein Lump, der mehr gibt, als er hat –
Ein drittes Jahr wird dazu nötig sein.

Rio de Janeiro Richard Katz

(aus Katz 1945*:* 7)

[…]

Die Erze waren gesichert, die Prozesse eingeleitet und ich kehrte nach Teresópolis zurück, um mir eine Woche Bergkühle und Schach zu gönnen. Die Stadt war heiß und was konnte mir Schaufel noch anhaben?

Die Antwort bekam ich eines Abends, als ich vom Schachklub heimkam. Da stand ein Polizeiauto auf der Straße und in meinem Garten erwartete mich der Polizeichef von Teresópolis, „Delegado“ genannt, mit vier Militärpolizisten in Uniform und zwei Detektiven. Mit ihren elektrischen Handlampen waren sie rings ums Haus ausgeschwärmt und da die dunkle Nacht voll großer Glühwürmer war, hatte ich zuerst den Eindruck, es seien alle Polizisten Brasiliens.

„Ich weiß, daß Sie um diese Zeit kommen“, empfing mich der Delegado - wer in Teresópolis weiß nicht, was die andern tun! - „darum habe ich nicht erst aufschließen lassen.“

„Wozu aufschließen?“

„Haussuchung“, bemerkte er schlicht, „Es tut mir leid“, fügte er hinzu, als er mit den zwei Detektiven in meine Sala eintrat.

„Sie kennen mich doch...“

„Gewiß“, bestätigte er. „Aber: Befehl ist Befehl.“ Er reichte mir ein Telegramm:

„Durchsuchet Haus Richard Katz stop

konfiszieret Buch Cook und Cookinseln stop

sendet Material hierher.“

Unterschrieben war es vom Polizeichef des Staates Rio. Da war wirklich nichts zu machen.

„Ich habe kein solches Buch“, stellte ich fest. „Sie können nachsuchen.“

Damit hatten die beiden Detektive inzwischen auch ohne meine Erlaubnis begonnen. Da keiner von ihnen deutsch sprach, mußte ich den Dolmetsch machen und immer wieder versichern, daß weder Schopenhauer noch Casanova, weder Goethe noch Marc Aurel sich mit den Cook-Inseln befaßt haben. Erst als sie mit meinen eigenen Büchern ankamen, die ich mir inzwischen hatte nachschicken lassen, dämmerte mir die Erinnerung auf: ich selbst hatte doch einmal über die Cook-Inseln geschrieben ... Bei meiner ersten Reise in die Südsee - wie lange war das schon her! - war ich einmal auch im Cook-Archipel gelandet, der zwischen Neuseeland und Japan liegt. Ein Kapitel darüber mußte in meinem ersten Reisebuch stehen. Ich blätterte im „Bummel um die Welt“ und da stand es auch: „Cook und die Cook-Inseln“. Ein ironisches kleines Kapitel darüber, daß Captain Cook manches entdeckt habe, was vor ihm schon andere entdeckt gehabt hätten, nebst einer knappen Schilderung des Archipels und seiner Eingeborenen. Die hatten damals die Gleichberechtigung gefordert, ebenso Whisky trinken zu dürfen wie ihre englischen Kolonialherren, und ich hatte ihren Wunsch für berechtigt gehalten. Vermutlich ist er ihnen inzwischen bewilligt worden.

Doch was, zum Teufel, interessierte das die brasilianische Polizei? Es waren wilde Zeiten, gewiß, und politische Bemerkungen konnten Verdruß bringen. Dies heitere Kapitel indes, das ich vor nunmehr fünfzehn Jahren geschrieben hatte und das inzwischen mit dem Buch, in dem es stand, in Englands größtem Verlag auch englisch erschienen war - nein, *das* konnte doch keinen Anstoß geben. Ich versuchte, das dem Delegado begreiflich zu machen. Aber Befehl ist Befehl. Befriedigt, den seinen erfüllt zu haben, berief er die Detektive von weiterem Nachsuchen zurück und verabschiedete sich mit dem „Bummel um die Welt“, dem er, wie zur Garnierung, einen Band Lessing und einen Brief beifügte, den er aufs Geratewohl aus meiner Postmappe gegriffen hatte. Da dieser von meiner alten Haushälterin aus Locarno stammte, dürfte er dem Polizeidolmetsch einige Schwierigkeiten gemacht haben; denn Madame ist Welschschweizerin und ihr Deutsch erfordert Übung. Immerhin würde der deutsche Brief beweisen, *wie* scharf der Delegado nachgesucht hatte.

Er wisse ja, versicherte er mir beim Abschied, daß in solcher Zeit zwei von drei Anzeigen falsch seien; prüfte aber die Polizei nicht alle nach, fiele auch die richtige unter den Tisch. Wir trennten uns mit einer Umarmung.

Kurz darauf aber brachte mir eine Ordonnanz einen Brief des Delegado mit der Aufforderung, ihn nächsten Tags persönlich beim Polizeichef von Niteroi abzugeben.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Rio, um von dort die Fähre nach Niteroi zu nehmen.

Hier muß eine etwas verwirrende Eigenheit der brasilianischen Verwaltung erklärt werden: die Hauptstadt des Bundesstaates Rio de Janeiro ist nicht, wie man annehmen sollte, die Bundeshauptstadt Rio de Janeiro, sondern eine Mittelstadt namens Niteroi, die der Bundeshauptstadt an derselben Bai gegenüberliegt. Hingegen bildet die Bundeshauptstadt Rio de Janeiro mit ihren fast zwei Millionen Einwohnern einen Staat für sich, den „Distrito Federal“ oder „Bundesdistrikt“. Eine kleine halbe Stunde Überfahrt führt von der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro nach Niteroi, der Hauptstadt des Staates Rio de Janeiro, und um Waren von da dorthin zu bringen, bedarf es einer Bewilligung.

[…]

Eben dabei, das Fährenhaus zu betreten, bei dem eine so verwirrende - wenn auch kurze - Reise anfängt, begegnete ich meinem Advokaten. Er sagte, was man hier bei Begegnungen gewöhnlich sagt: „Trinken Sie einen Kaffee mit mir!“

Ich hätte es eilig, bedauerte ich, ich müsse zum Polizeichef nach Niteroi.

Er zog die Augenbrauen hoch: „Dann müssen wir erst recht Kaffee trinken.“

„Die Fähre...“

„In zwanzig Minuten geht wieder eine.“

Beim „Cafezinho“ berichtete ich und er entschied: „Sie fahren *nicht* hinüber.“

„Der Delegado hat mir aufgetragen…“

„Wenn Sie nicht folgen“, warnte er ernst, „setzen Sie sich schweren Unannehmlichkeiten aus.“

„Ich will doch nur...“

„Tun, was Schaufel von Ihnen erwartet“, unterbrach er mich.

„Wieso Schaufel? Was hat *der* damit zu tun?“

„Wer sonst? Haben Sie andere Feinde?“

„Nicht daß ich wüßte. Ich kenne so wenige...“

„Dann *ist* es Schaufel, verlassen Sie sich darauf. - Klug, klug“ nickte er anerkennend.

„Wieso klug? Doch ganz dumm! Das Buch ist vor mehr als fünfzehn Jahren erschienen und längst ins Englische übersetzt!“

„Das werden Sie beweisen müssen, und bis Sie es bewiesen haben, werden Sie sitzen.“

„Sitzen!“ brauste ich auf. „Ich habe doch das Recht...“

Er legte mir die Hand aufs Knie und sprach mir begütigend zu wie einem trotzigen Knaben: „Es genügt nicht, Recht zu *haben*; man muß auch Recht *behalten*. Wenn Sie sich drüben bei der politischen Polizei so erregen, kommen Sie in Arrest, bevor der Polizeichef Sie überhaupt sieht. Was glauben Sie, wieviel der jetzt zu tun hat! Gestern erst hat Niteroi einen Geheimsender ausgehoben.“

„Aber mich kennt man schließlich ...“

„Wer kennt Sie?“

Freilich, wer kannte mich. Hätte ich nicht so darauf geachtet, daß niemand mich kannte! Doch selbst dann ... Es war Krieg. Die Beamten waren nervös und überarbeitet. Mißgriffe kamen vor. Ein Schweizer, der Müller hieß, saß zwei Wochen in Haft, weil ihn die Polizei für einen Deutschen hielt, der auch Müller hieß, und die Häufigkeit des Namens nicht amtskundig war. Goldene Tage für Denunzianten! Wer einen Feind - oder auch nur einen Konkurrenten - beseitigen wollte, bezichtigte ihn der Spionage. Die Polizei nahm ihn fest; nach einiger Zeit ließ sie ihn wieder frei, aber ob diese Zeit Tage oder Wochen dauerte, war Glückssache. Erst allmählich entwickelte sich ein ordentliches System, die Böcke von den Schafen zu trennen.

In den Tagen aber, über die ich hier berichte, war die Verwirrung groß. Im besonderen übertrafen sich die Polizeichefs von Niteroi und Rio de Janeiro in Verhaftungen, wobei es ihnen nicht sonderlich

darauf ankam, auch Unschuldige einzulochen. Beide sind später durch besonnenere Beamte ersetzt worden. Als ich aber nach Niteroi fahren wollte, herrschte noch ein geradezu sportlicher Wetteifer zwischen ihnen, so daß sie Verdächtige einander geradezu entführten und in den Zeitungen stritten, welchem von ihnen diese oder jene Verhaftung gutzuschreiben sei. Da ich in Teresópolis wohnte, unterstand ich dem Polizeichef von Niteroi, bei dem mich Schaufel wahrscheinlich denunziert hatte.

Der Advokat riet mir, sogleich ins Polizeigebiet der Bundeshauptstadt überzusiedeln.

„Aber mein Mietvertrag in Teresópolis läuft noch vier Monate!“ wandte ich ein.

„Sie sind schwer zu beraten“, seufzte er. „Was haben Sie davon, wenn Sie die vier Monate im Zuchthaus von Niteroi verbringen?“

„Gut, ich übersiedle.“

„Aber gleich!“

„Gleich“, gab ich zu.

„Und Sie melden Ihre Übersiedlung noch heute bei der Fremdenpolizei an.“

„Aber ich habe doch noch keine Wohnung!“ (Es ist nicht leicht, im übervölkerten Rio Wohnung zu finden.)

„Dann ziehen Sie ins Hotel.“

Ich nickte: „Gemacht. Noch heute hole ich meine Sachen aus Teresópolis…“

„Der Teufel wird Sie holen, wenn Sie das tun! Sie bleiben hier! Wenn Sie etwas brauchen, kaufen Sie es. Sie rühren sich nicht aus dem Bundesdistrikt heraus, ohne mich zu fragen.“

„Sie fahren für mich nach Niteroi?“

„Damit man *mich* dort behält? Nein. Ich telephoniere dem Polizeichef von hier. Abgemacht also!“ Damit verabschiedete er sich.

Kurz darauf fand ich ein passendes Haus auf der Gouverneursinsel, die zum Distrikt der Hauptstadt gehört, und einige Wochen später teilte mir der Advokat mit, mein Fall sei erledigt und der Polizeichef von Niteroi halte mich für einen Gentleman. Ich könnte meine Sachen aus Teresópolis holen.

„Das war wirklich gefährlich“, sagte er.

„So eine dumme Geschichte“, zweifelte ich.

„*Nur* dumme Geschichten sind *wirklich* gefährlich“, murmelte er nachdenklich und hatte nicht so unrecht damit.

(aus Katz 1945*:* 177-183)

Wenn Locarno-Bauern für ein Festessen einkaufen, versäumen sie nicht, sich eine Flasche Rizinusöl beipacken zu lassen.

Lenz besaß nicht so viel Phantasie.

Statt sein Touristenvisum verlängern zu lassen, malte er erst, dann spielte er und schließlich tat er gar nichts, bis er mit einemmal ohne Ausweis dastand und das ist schlimmer als Leibschneiden. Sich ausweisen oder ausgewiesen werden! heißt es hier.

Mein Albdrücken ist die Vorstellung, ich hätte meine „Carteira“ verloren. Ohne sie könnte ich weder mehr über mein Bankkonto verfügen, noch eine Wohnung mieten; ich dürfte weder reisen noch arbeiten; nicht einmal Steuern dürfte ich ohne sie bezahlen und ich bezweifle, ob ich ohne sie sterben dürfte. Täte ich es dennoch, wäre es in hohem Maße „irregular.“

Meine Carteira stecke ich mit derselben gewohnheitsmäßigen Bewegung ein wie Taschentuch und Uhr; sie enthält mein Bild, meinen Daumenabdruck, meine Unterschrift, mein Alter und meine Nationalität, die Namen meiner Eltern, meine Hautfarbe, zwei Nummern, unter denen ich registriert bin, zehn enggedruckte Seiten fremdenpolizeilicher Vorschriften, den Namen des Schiffs, mit dem ich angekommen bin, die Nummer meines Visums, die Farbe meiner Augen und anderes Unentbehrliche. Es gibt verschiedene „Carteiras“: für Fremde, für Reservisten, für Ärzte, für Fischer, für Advokaten, für Beamte und andere, jede aber ist außerordentlich wichtig. Manchmal bringen die Zeitungen den Hilferuf eines Unglücklichen, der seine Carteira verloren hat; er verfehlt nie, mich zu erschüttern.

Mit der Einfalt Parsifals aber lebte das Ehepaar Lenz, nachdem ihre Visa abgelaufen waren, eineinhalb Jahre mit ungültigen Carteiras.

Sie hatten in Deutschland so viel Plage um Ariernachweis und Kunstkammer-Ausweis und Steuerbogen und Pässe ausgestanden, daß sie von Dokumenten nichts mehr wissen wollten. Ein Land, dachten sie, groß wie ganz Europa, mit wer- weißwieviel unerforschtem Urwald und unentdeckten Indianer-Stämmen: du lieber Gott, was konnte es dem auf zwei Menschen mehr ankommen! Noch dazu auf Maler... Die Frau war sowieso Chinesin und er hatte seinen deutschen Paß ablaufen lassen und war überhaupt nichts mehr... Weltfremde Leute eben.

Ich konnte es kaum glauben. Denn ich war, eben gelandet, auch schon zur Fremdenpolizei gegangen. Ich kenne die Fremdenpolizeien in fünf Erdteilen und weiß Bescheid.

[…]

Und Lenz war eineinhalb Jahre ohne gültigen Ausweis... Mich überlief es. „Sie haben“, stellte ich fest, „eineinhalb Jahre nicht existiert. Gesetzlich sind sie tot. Nur Spiritisten dürfen mit Ihnen verkehren.“

„Leider nicht!“ seufzte Lenz. „Gesetzlich hat man uns schon vor einem Jahre ausgewiesen.“

„Und Sie sind immer noch hier?“ verwunderte ich mich.

„Weil man uns jetzt erst gefunden hat. Hier gibt es ja keine Anmeldung.“

„Aber die Zeitungen...“ wandte ich ein.

„Lesen wir nicht.“

„Und Bekannte?“

„Haben wir nicht.“

„Wie haben Sie es dann erfahren?“

„Die Fremdenpolizei hat eine Kommission heraufgeschickt.“

Das war eine harte Zeit fürs Ehepaar Lenz.

Allein fand es sich aus dem Gestrüpp der Verordnungen nicht mehr heraus, die es in all der Zeit übertreten hatte. Also mußte ein Advokat heran. Ach ja ...

Der erste Advokat nahm ihnen einen Vorschuß ab und verließ sich im übrigen auf die Schwerkraft, dergemäß schwierige Akten in den Regalen zu unterst sinken.

Auf die aber kann man sich nicht unbedingt verlassen. Akten, die so kompliziert sind, daß man sie schon vermodert glaubt, erwachen bisweilen aus geheimnisvollen Gründen zu neuem Leben. Also erging es dem Ehepaar Lenz. Es wurde gefunden und aufgefordert, das Land sogleich zu verlassen.

Inzwischen aber war der Krieg ausgebrochen und die wenigen Schiffe, die noch verkehrten, nahmen nur Passagiere mit, die Engländern und Deutschen genehm waren. Die Malersleute waren es jedoch weder diesen noch jenen. Ihre Ausweisung glich dem Befehl des Christian Morgensterns Gedicht einsam durchwandernden Stiefels, der von seinem Knecht begehrt, ausgezogen zu werden. „Der Knecht drauf: ‚Es ist nicht an dem - doch sagt mir, lieber Herre, *wem?*‘“

Aus solchem Dilemma finden europäische Fremdenpolizeien zweierlei Auswege: entweder schieben sie den Ausgewiesenen heimlich über die nächste Grenze ab, über die er ihnen ebenso heimlich bald

wieder zurückgeschoben wird, oder sie sperren ihn in eine Zwangsunterkunft ein, die je nach dem Kulturgrad des betreffenden Landes Konzentrationslager, Gefängnis oder Arbeitslager heißt.

Zum Glück für die Malersleute handelt Brasilien hierin humaner. Seine Fremdenpolizei schob sie weder ab noch sperrte sie sie ein. Sie forderte sie nur resigniert auf, wenigstens jetzt ihren „Aufenthalt zu regeln". Eben das aber konnten sie nicht, denn inzwischen war auch Brasilien in den Krieg eingetreten und gab keinem Deutschen ein Dauervisum. Für die chinesische Ehefrau eines deutschen Deserteurs aber ermangelt selbst die wohlassortierte Literatur der brasilianischen Fremdenpolizei des erforderlichen Präzedenzfalls.

Die Lenzens, nunmehr ernstlich aufgeschreckt, taten ihr Äußerstes. Vom Advokaten forderten sie Akten und Vorschuß zurück und bekamen wenigstens die Akten. Immer wieder fuhren sie nach Rio und setzten dort die Beamten der Fremdenpolizei mit einer Sprache in Erstaunen, die sie selbst für portugiesisch hielten, während der Kommissar den deutschen und einmal sogar den chinesischen Dolmetsch zu Rate zog.

Von solchen Ausflügen kehrten sie müde, aber hoffnungsvoll nach Teresópolis heim. Sie berichteten, daß ihnen der Beamte, den sie für zuständig hielten, Kaffee angeboten und sich von Lenz mit jenem zärtlichen Beklopfen des Rückens verabschiedet habe, das hier als Zeichen der Freundschaft gilt. Dieser Zustand wechselseitiger Wertschätzung der Malersleute und der Fremdenpolizei hielt geraume Zeit an und hatte für mich das Ergebnis, daß ich noch ein Aquarell kaufte, um die Fahrten nach Rio zu finanzieren.

[…]

Als die Malersleute mit steigender Hoffnung nach Rio zurückfuhren, mahnte ich sie zur Vorsicht. Wußte ich doch, daß selbst erfahrene Fremde, ja sogar echte Brasilianer, nicht gern unmittelbar mit Ämtern verkehren. Dafür gibt es einen besonderen Puffer, die „Despaschanten".

Hier holt man nicht einmal ein Paket vom Zollamt, sondern beauftragt einen Despaschanten damit; weshalb sollte man nicht auch einen zur Fremdenpolizei schicken?

Das hatte ich den beiden empfohlen, doch stolz auf ihre vermeintlichen Erfolge, hatten sie meinen Rat abgelehnt.

Erst als sich nach mehreren Wochen herausstellte, daß der Beamte, zu dem sie so angenehme Beziehungen erworben hatten, mit der Verlängerung von Visa nicht das geringste zu tun hatte, sondern seine Besucher lediglich mit landesüblicher Höflichkeit empfing, erst als der wirklich zuständige Kommissar, der von all dem nichts wußte, das Ehepaar Lenz zum zweitenmal auswies: erst dann befolgten sie meinen Rat und suchten einen Despaschanten auf.

[…]

Unter Hinterlassung von vier Bildern bei mir und etlichen Schulden bei anderen waren die Malersleute aus Teresópolis nach Rio übersiedelt, um sich ausschließlich der Verlängerung ihrer Visa zu widmen. Als ich ihnen nach einem Jahr wieder begegnete, war ihr Aufenthalt immer noch nicht geregelt. Das störte sie aber kaum mehr, denn sie hatten sich inzwischen daran gewöhnt. Die Frau malte immer noch Miniaturen und der Mann beteuerte immer noch, er werde „morgen" mit einem großen Bild beginnen.

Ich hoffe, er tut das, bevor es zu spät ist.

Die Tschechen haben ein Sprichwort: „Ein Tintenfaß, das man nicht benützt, trocknet ein." Sie wenden es zwar auf allzu sittliche Leute an, aber es gilt wohl auch für Künstler.

(aus Katz 1945: 228-233, 239. Die Kürzungen orientieren sich am Abdruck dieses Ausschnittes in Hohnschopp & Wende 1994.)

A 8 Marte Brill

Marte Brill (Foto entnommen aus Brill 2004: Buchumschlag)

A 8.1 Biografischer Text

Wenigen wird Marte Brill bekannt sein. Geboren wurde sie am 5. September 1894 in Köln als Jüdin und als zweites Kind der Frauenrechtlerin und Journalistin Bertha und des Kaufmanns Simon Leiser. Sie war erst dreizehn Jahre alt, als ihre Mutter an Tuberkulose starb. Die ältere Schwester Johanna übernahm die Mutterrolle für sie und den jüngeren Bruder Wilhelm. Bereits mit sechzehn Jahren schreibt Brill erste, bis heute unveröffentlichte, doch im Nachlaß überlieferte Gedichte. […] Wenn sich Brill während ihres Lebens auch nie als religiös bezeichnet, ist sie sich ihrer jüdisch-sephardischen Abstammung durchaus bewußt und interessiert sich für die Geschichte(n) des jüdischen Volkes. […]

[…]

Die Lebensbejahung, das Interesse am Judentum, das Wanderleben und die humanistische Haltung als Jüdin und zugleich Weltbürgerin sind die Grundmotive in Brills Leben. Sie schlagen sich auch in ihrem einzigen, stark autobiographisch geprägten Roman *Schmelztiegel* nieder, der mit dieser Ausgabe zum ersten Mal veröffentlicht wird.

Brill studiert zunächst Literatur und Staatswissenschaft in Heidelberg, wo sie das Studium 1917 mit einer Doktorarbeit zur indischen Baumwollwirtschaft abschließt. Im Jahre 1920 heiratet sie den jüdischen Kunstmaler und Doktor der Staatswissenschaften Erich Arnold Brill (1895-1942), eine Ehe, die aufgrund der bevorstehenden Geburt der Tochter Alice geschlossen und nach einem knappen Jahr bereits wieder geschieden wird. Als Künstler will Erich Brill frei von jeder Konvention und Bindung sein; trotzdem hält er den Kontakt zu seiner ehemaligen Frau und seiner Tochter aufrecht.

Auslandsaufenthalte prägen Marte Brills Leben in den 20er Jahren. Das Jahr 1925 verbringt sie zusammen mit ihrer Tochter in der Künstlerkolonie Positano im Süden Italiens; 1926 ist sie zum Beispiel etliche Monate in Paris. Zeitweise arbeitet sie beim Verlag J. Kauffmann oder im Hamburgischen Welt-Wirtschaftsarchiv, bleibt aber auch als freie Journalistin tätig. In Zeitungen wie dem *Hamburger Anzeiger,* dem *Hamburger Korrespondenten,* dem *Hamburger Freudenblatt,* der *Frankfurter Zeitung,* dem *Hamburger Echo,* der *Rigaschen Rundschau* und den *Blättern der städtischen Bühnen Frankfurt a. M.* sind Reiseeindrücke, allgemeine Lebensbetrachtungen und kurze Aufsätze […] veröffentlicht. […]

[…]

Um etwa 1930 beginnt Brills Arbeit für den Hamburger Rundfunk und die *Monatsschrift der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft.* Die journalistische Arbeit für die Schiffslinie ist mit ausgedehnten Reisen verbunden, die zu weiteren Reiseskizzen fuhren. Ihr Reisebericht »Zwischen Bazaar und Wüste« entsteht zum Beispiel während einer Palästinafahrt. Dafür wird sie in Reiseguthaben bezahlt, mit denen sie weitere Fahrten finanziert, so auch die Reise mit ihrer Tochter im März 1933, als die Nationalsozialisten an die Macht kommen. Als Jüdin verliert Brill sofort ihre Arbeit beim Hamburger Rundfunk; Kollegen raten ihr, für einige Zeit Deutschland zu verlassen. In diesem Sinne ist die Reise nach Mallorca zunächst nicht als Auswanderung oder Exil gedacht, da die Mutter ohnehin ihr Hab und Gut in Deutschland zurückläßt.

Die letzten Wochen in Deutschland und die Zeit bis 1938 hält Brill »ziemlich getreu« im *Schmelztiegel* fest: »In diesem Roman oder dieser verschlüsselten Autobiographie nennt sie sich, wie schon öfter in autobiographischen Skizzen, ›Sylvia‹ und ich wurde ›Miriam‹ - «, erklärt ihre Tochter in den dem Nachlaß beigelegten Angaben. Sie sind die beiden Hauptprotagonistinnen des Romans; ihre enge Beziehung zueinander war im Leben der alleinstehenden Mutter von außerordentlicher Wichtigkeit. Die stark autobiographische Basis des Romans zeigt sich aber auch darin, daß Brill Eintragungen aus ihrem Tagebuch fast wörtlich in den Roman übernimmt. […]

[…]

Die weiteren Stationen von Brills Exilleben entsprechen im großen und ganzen der Schilderung im Roman. Auf Rat ihres früheren Redaktionschefs bei der *Monatsschrift der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft* will sie ihr Glück in Brasilien versuchen. […]

In São Paulo wird Brill von einer einflußreichen jüdischen Familie engagiert, um den zahlreich eingetroffenen deutsch-jüdischen Emigranten zu helfen. Die eigentliche Tätigkeit ihrer Mutter beschreibt die Tochter folgendermaßen: »(Sie) hatte die schwierige Aufgabe, diesen Menschen, fast alle mittellos und der Landessprache nicht mächtig, eine Unterkunft und irgendwelche Arbeit zu vermitteln.« Dabei sucht die Autorin bereits ansässige und wohlhabende jüdische Emigranten auf und bittet um ihre Unterstützung. Es ist eine Arbeit, bei der Brill, die selbst noch eine Fremde im Land ist, keine Mühe scheut. Die Tochter kommt im August 1934 zusammen mit dem Vater nach, der, beeindruckt von der Schönheit Brasiliens, sechzehn Monate bleibt, um die Landschaft zu malen. Im Januar 1936 kehrt er nach Deutschland zurück, was ihm zum Verhängnis wird. Der Rassenschande angeklagt, verhaftet, verurteilt und erst im Dezember 1941 entlassen, dann aber nach Riga deportiert, wird er im März 1942 im Kaiserwald erschossen. »Meine Mutter hat die Tragik seines Schicksals nie verwinden können«, schreibt die Tochter, und in Brills Tagebuch lesen wir unter dem 29. Dezember 1946: »Erich, der Schöne, der Ästhet - der Künstler - asozial. Blind den Weg ins Dunkel - Schicksal - ich, sehend, konnte nicht helfen.«

In Brasilien leben Brill und ihre Tochter anfangs in sehr bescheidenen Verhältnissen, zeitweise auch bei einer Emigrantenfamilie, bleiben aber in São Paulo, wo sie sich in dem Gemisch von Menschen verschiedener Rassen und Nationen wohlfühlen. Mit der Arbeit für jüdische Flüchtlinge, Sprachunterricht für Kinder und Erwachsene, Nachhilfestunden, als Sekretärin und gelegentlich auch als Journalistin sichert sie sich und ihrer Tochter ein finanzielles Überleben und erfüllt so die im Roman zum Ausdruck gebrachte »Sehnsucht nach einem einfachen starken Leben«.

(Ausschnitte aus *Marte Brill: ihr Leben, ihr Roman,* dem Nachwort zu *Der Schmelztiegel* von Reinhard Andress in Brill 2004: S. 337-344.)

A 8.2 Ausschnitte aus *Der Schmelztiegel*

[…]

Am Abend sollte der Geburtstag des Führers in der Offiziersmesse gefeiert werden. Es lief ein Raunen unter den Passagieren um, ein Flüstern der Erwartung und Neugierde: Wer wird hinuntergehen? Wer nicht?

Dr. Frank und Dr. Peters gingen auf dem Promenadendeck vorüber, in ernstes Gespräch vertieft. »Es ist vom Reich angeordnet«, sagte der Jüngere gerade. »Man kann sich nicht ausschließen...«

An der Abendtafel saß Sylvia eine stattliche junge Bayerin gegenüber. Sie fuhr zu ihrem Bruder nach Joinville, in eine der deutschen Siedlungen Südbrasiliens. Sylvia hatte während der ganzen Fahrt kaum ein Wort mit ihr gewechselt.

»Machen Sie die Komödi' mit?« fragte die junge Dame plötzlich über den Tisch hinüber. »Ich nicht. Ich geh' in meine Kabine.«

Im Rauchsalon hielten die Familien Frank und Peters einen Tisch besetzt. »Warum hast du deine Uniform nicht angezogen, Helene?« fragte Frau Peters vorwurfsvoll ihre Jüngste. »Geh rasch nach oben, zieh dich um.«

Der Gong läutete. Alle verschwanden die Bordtreppe hinunter, zuletzt die stattliche Gestalt des Dr. Frank im Smoking.

In der leer gewordenen Halle blieben an einem Tisch die Katholiken, einige Priester in schwarzer Soutane und eine Reihe Barmherziger Schwestern, die nach Südbrasilien reisten, zurück. Am Nebentisch saßen jüdische Auswanderer dicht beieinander. Eine Abendbrise kam vom Meer herein; mit stampfenden Maschinen glitt das Schiff in die heiße Tropennacht.

Sylvia ging nach oben, auf Deck. Sie lehnte an der Reling und schaute in die unergründliche Tiefe. Dunkel, rauschend, unermeßlich schäumte das Meer an die Bugwand. Wenn eine Welle zurücksank, spiegelten sich die Sterne in dem Abgrund. Der Horizont war jetzt smaragdgrün, und der Abendstern leuchtete.

Wieviel Geheimnis barg ein Schiff, Kummer und Hoffnung, Haß und Gemeinheit ... Dies war ein deutsches Schiff, ein winziges Stückchen deutschen Bodens, verloren in der Unendlichkeit des Atlantik. Geborgenheit einst, Zuflucht und Heimat, beklemmende, atemraubende Haft heute. Wäre ich an Land, hätte ich nur freien Boden unter den Füßen. Sylvia fieberte der Küste entgegen, die fern, rätselhaft, verheißend irgendwo hinter den Schleiern dieser Nacht träumte.

[…]

Ganz nahe zog jetzt der schmale weiße Schiffsleib backbord an der Insel vorüber; mit bloßem Auge waren verstreute Hütten, Kokospalmen und grüne bestellte Felder zu erkennen. Da winkten Menschen am Ufer, die ersten Menschen eines neuen Kontinents.

Ein Paradies war die Insel, das erträumte Paradies aller Robinsonphantasien.

Und dieses Paradies war eine brasilianische Strafkolonie, der äußerste vorgeschobene Posten eines Landes, das so riesenhaft war wie ein ganzer Erdteil, üppig und fruchtbar wie eine Welt. Die harten Fäuste verbannter Männer hatten diesen jungfräulichen Boden urbar gemacht, Stück um Stück gesegneter Erde dem Meer abgerungen. So seltsam spielt oft die Wirklichkeit mit unseren Träumen.

Viele Meere hatte Sylvia kennengelernt; Länder, Küsten, Inseln hatte ihr Fuß zum ersten Mal betreten. Nie hatte eine Fahrt sie so erregt wie diese. Im Innersten erschüttert, begriff sie das schicksalhafte Wort »Land« in seinem tiefen Ursinn: Erde, Zuflucht, Sicherheit, Brücke zu neuem Leben.

Entdecker, Eroberer, Abenteurer und Flüchtlinge waren diese Straße gefahren - ja, auch Flüchtlinge seit mehr als vierhundert Jahren. Und alle hatten den Silberstreifen Land heiß ersehnt.

Und seltsam: Alle Passagiere fieberten vor Erwartung, je mehr sie sich der Landung näherten; ja, das Schiff selbst schien vor Ungeduld zu zittern, wie ein edles Rennpferd dicht vor dem Ziel.

Die Frühnebel brauten über den pittoresken Felsen der Einfahrt, über dem spitzen vorgeneigten Kegel des Zuckerhuts, als der Dampfer durch die schmale Meerenge seine Straße in den Golf von Guanabara zog.

Der Nebel zerriß, und am goldfarbenen Himmel erschien die phantastische Fata Morgana der Stadt. Wie mit dem Silberstift eines Meisters waren die Schattenrisse des Gebirges und die schön geschwungenen Linien der Landzungen gezeichnet, auf denen diese Stadt in die helle Flut hineinwuchs, zart und klar, mit Palästen, Hütten und tropischen Urwäldern, bis sich ihre Konturen fern in der Unendlichkeit des offenen Atlantik verloren. Überall, auf Inseln und Landzungen, stiegen die seltsamen Dreiecke der Berge empor, die alle die bizarre Form des Zuckerhuts wiederholten, Mondkratern ähnlich, traumhaft wie Riesenspielzeuge für Götter.

Das Schiff näherte sich dem Kai; über den grünen Baumkronen des Landungsplatzes standen die hellen Häuser eng und verschwistert, in ihrer Mitte das mächtige Wolkenkratzergebäude der Zeitung, für die Ilse Roselius arbeitete.

Paßkontrolle, Augenuntersuchung ... Sylvia war außer sich; sie zitterte, nun, da sie den Atem der Freiheit ganz nah spürte. Weit hinter ihr lagen Angst und Not. Laßt mich an Land, ich habe es geschafft!

[…]

Wieder lief Sylvia durch die Straßen einer Stadt, um Arbeit zu suchen. Sie riß alle Energie zusammen: Es mußte gehen. Sie wollte Miriam bald nach Brasilien rufen.

Vera Berg hatte sie zu einem Juwelier geschickt, der brasilianische Andenken an die Fremden verkaufte, Halbedelsteine und Tand aus blauen Schmetterlingsflügeln. Die Schmetterlinge taten Sylvia sehr leid: Sie hatten so schimmernde weitgespannte Flügel.

»Sprechen Sie Englisch?« fragte der Kaufmann.

»Ja«, sagte Sylvia einsilbig.

»Sie müssen Aquamarine an die Amerikaner verkaufen«, sagte der Mann mit einer ausladenden Handbewegung. »Haben Sie Fachkenntnisse?«

»Nein«, sagte Sylvia ehrlich. Sie verstand durchaus nichts von Aquamarinen, und sie liebte an Schmetterlingen nur den lebendigen Schmelz.

»Danke«, sagte der Juwelier. »Aber das genügt mir nicht.«

Sylvia stand wieder draußen, auf der Straße. Vera Berg hatte ihr gesagt, man müsse lügen können in diesem Land, wenn man nicht hungern wolle. Vor allem: man müsse alles können. Das war amerikanisch. Sylvia hatte es noch nicht gelernt.

Sie ging über die Avenida Rio Branco. Es war brütend heiß. Überall hatte man sie vertröstet, überall ließ man sie warten.

[…]

Eines Abends fuhren sie auf den Corcovado hinauf, aus dem heißen wirren Häusermeer der Stadt in das duftende Dickicht des Urwalds, wo in der Dämmerung der Gesang der Vögel und das Zirpen der Grillen nur noch ein einziger brausender schwirrender Ton war.

Sie mußten noch einige hundert Meter steigen, bis sie die Plattform erreichten. Dann aber überfiel sie die schweigende Größe der Landschaft atemlos und heftig wie ein süßer Schrecken: Zu ihren Füßen lag der Strand, so fern und doch zum Greifen deutlich, tanzend und schäumend sprangen die Wellenreiter der Brandung heran, wie Kinderspielzeug waren die hellen Häuser von Copacabana in den blühenden Farbtupfen der Gärten verstreut, strahlenförmig liefen die weißen Avenidas wie Sternbilder auseinander, in einer Wolke von Grün. In der sinkenden Sonne glühte der Golf, die Landzungen glänzten wie silberne Neumonde, bis ihre Linien weit draußen in der Unendlichkeit des offenen Meeres mündeten.

Hart vor ihnen schnitt der Zuckerhut ein dunkles dräuendes Dreieck mitten in den flammenden Himmel hinein, in seinem Schatten fuhren die Schiffe, winzige tanzende Nußschalen, in die Felseneinfahrt der Bai.

Jetzt umschlangen die rasenden Lichtbänder die Stadt, die Scheinwerfer begannen zu spielen, sie kreisten um den Gipfel des Corcovado und erweckten die starre mächtige Statue des Christus, die über ihnen wie ein Steingebirge ins ewige Blau wuchs, zu phantastischem Leben.

Er war der Sieger. In seinem Namen hatten die portugiesischen Eroberer den Fuß auf diese Erde gesetzt, sie hatten sein Kreuz in den jungfräulichen Boden gepflanzt, sie hatten die freien indianischen Herren dieser Wälder unterjocht, aus dem afrikanischen Dschungel hatten sie geraubte Negersklaven, Schiffsladung um Schiffsladung wehrloser schwarzer Leiber, als Beute an diese Küsten geschleppt.

Aber in den Jahrhunderten hatten die besiegten indianischen Ureinwohner mit sanfter Gewalt doch den Herrenwillen der Eroberer bezwungen, und auch die Neger hatten ihren Anteil an dem Schicksal dieser Erde behauptet: In dem glühenden Atem der tropischen Natur hatten sich die Rassen vermischt, durchdrungen, geformt, bis ein eigenes Volk auf dem Boden Brasiliens stand, das die Verschmelzung als das Gesetz seines Lebens, als Geheimnis und Wurzel seiner Kraft erkannte.

Und alle lebten einträchtig, brüderlich unter dem steinernen Sinnbild des Christus: Der alten Lehre war eine neue Botschaft entsprungen.

[…]

Am nächsten Vormittag erschien Sylvia im Vorzimmer des Dr. Oliveira und bat dringend, ihn zu sprechen. Das war diesmal nicht so leicht; der berühmte Mann verfügte über einen ganzen Stab von Untergebenen, von denen jeder einzelne ein Cerberus war. Dr. Oliveira war nicht da, er hatte zu tun, er hatte eine Konferenz - wollen Sie bitte morgen wiederkommen?

Das ging so eine ganze Woche lang. Sylvia verzweifelte fast, sie fragte sich, ob sie das Rennen nicht lieber aufgeben solle; aber sie wandte einen eisernen Willen gerade an diesen Versuch. Sie konnte nicht anders.

Zum letzten Mal, heute! versprach sie sich selbst. Sie wartete in einem schmalen dunklen Durchgangsraum, der bis zur Decke mit Akten vollgestopft war. Sie wartete schon eine Stunde lang. Ihre Gedanken flatterten, die Zeit hämmerte in ihr wie ein Uhrwerk. Es hat keinen Sinn mehr, sagte sie sich, ich gehe.

In diesem Augenblick erschien, wie durch einen Zauber gerufen, Oliveira im Rahmen der Verbindungstür. Er ging, in Gedanken versunken, an ihr vorbei, scheinbar ohne sie zu sehen. Er hatte den Ausdruck eines stark beschäftigten Menschen. Rasch ging er durch den Raum zur gegenüberliegenden Tür.

Sylvia stockte atemlos. Sie wollte aufspringen, ihn zurückhalten, aber sie erstarrte. Da wandte er sich um und kam zögernd auf sie zu.

»Auf wen warten Sie?« fragte er zerstreut.

»Auf Sie!« sagte Sylvia hastig. »Auf Sie, Dr. Oliveira! Kann ich Sie ein paar Minuten sprechen?«

»In welcher Angelegenheit?« forschte der Journalist. Er hatte sie nicht erkannt.

»Aber Sie haben mir gesagt, ich solle Ihnen eine Idee bringen!« erklärte Sylvia eindringlich. »Vor wenigen Wochen - erinnern Sie sich nicht? Nun gut - ich *habe* eine Idee!«

»Und - die wäre?« fragte Oliveira skeptisch. Er prüfte die Uhr an seinem Handgelenk.

»Ich will für Brasilien werben«, sagte Sylvia überstürzt, glühend vor Eifer. »Es ist notwendig, und ich könnte es tun. Wer kennt Brasilien? Es landen Schiffsladungen voller Touristen dann und wann, zugegeben. Die Touristen wohnen ein paar Tage im Copacabana-Palace; sie spielen im Casino Roulette; sie fahren mit den Fremden-Cars durch die Stadt: ›Oh, wonderful, splendid, indeed!‹ Was wissen sie von der Seele dieses Landes, von dem Leben seines Volkes, von seiner Sprache, seinen Reichtümern? Und sie sehen immer nur Rio. Ich fange erst an, das alles zu begreifen, es ist wahr, aber ich liebe dieses Land! Was haben wir drüben, in Europa, von Brasilien gewußt? Andere Völker münzen Ströme von Gold aus einem Hundertstel von soviel Schönheit.«

»Dazu braucht man keine Ausländer«, bemerkte der Brasilianer kalt. »Die Mittel sind vergeben, die Posten besetzt ...«

»Aber jene Leute, die die Posten besetzt haben - sie brauchen doch vielleicht jemanden, der für sie arbeitet!« wandte Sylvia mit dem Mut der Verzweiflung ein. »Ich kann ein halbes Dutzend Sprachen. Ich will nichts als arbeiten und ich brauche nicht viel, ich muß nur leben.«

»Es kommt nicht darauf an, daß gearbeitet wird«, sagte Oliveira dunkel. »Es kommt darauf an, daß das Geld rollt.«

Aus São Paulo erhielt Sylvia ein Telegramm. Der Strom der Flüchtlinge, die in diesem letzten Jahr, aufgescheucht wie eine Ameisenschar, verwirrt und hilflos die Städte Europas überschwemmten, hatte in diesen Monaten auch Brasilien erreicht. Er suchte vor allem die Stadt auf dem Hochplateau, die Stadt der Arbeit - die Stadt, die Menschen aller Rassen wie ein glühender Hochofen verschmolz.

Ein paar Männer hatten sich zusammengeschlossen, um die Not der Heimatlosen zu steuern, zu raten, zu helfen, zu organisieren. Sylvia wurde gebraucht.

Mit dem Telegramm in der Hand lief sie zu Vera Berg - sie hatte die gleiche Nachricht empfangen, mit der Weisung, Sylvia so rasch wie möglich auf den Weg zu bringen.

Noch am gleichen Abend klingelte das Telefon aus São Paulo: Es war keine Zeit zu verlieren. Sylvia entschloß sich, in der nächsten Nacht zu reisen.

[…]

Die Stadt lag auf dem Hochplateau. Ihre Straßen liefen hügelauf und hügelab, vorstoßend, zurückweichend, vielfach gewunden, bis sie in der Ferne im Blau der Berge verdämmerten. Höhen und Tiefen, Berge und Täler in endloser Kette: über die Täler, von Hoch zu Hoch, schwangen sich Viadukte, neue, funkelnde, schnurgerade Brücken. Stand man auf der Brücke, so sah man in der Tiefe das Leben brodeln: Häuser, Gärten, wimmelnde schwarze Menschenmassen. Aber auch auf den Brücken brandete das Leben, stoßend und drängend, hastig vorbeitreibend, zwei schwarze Schlangen lebendiger Leiber. Die Brückenköpfe bildeten Hochhäuser, schnell gewachsen, in Eile aufgeschichtet, schwerfällige Riesen aus grauem Zement.

[…]

Wie ein Ungeheuer lag die Stadt über der Serra und breitete sich aus, weit ins Land hinein, mit tosenden Geschäftsstraßen, Fabrikvierteln und Villengeländen, fiebernd, kochend, brodelnd von Leben. Das Ungeheuer fraß, schluckte und verdaute Menschen, es gebar neue Menschengeschlechter. Viele Menschenalter hindurch warf eine unsichtbare Hand Menschen aller Rassen in den willigen Schlund, wie trübes Metall in den läuternden Schmelztiegel.

In diesen Schmelztiegel gelangten nach der schicksalsgehärteten Mischung aus Indianern, Portugiesen, Negersklaven: die Spanier, die Holländer, die Franzosen, die Syrer, die Juden, die Japaner. Generationen von Italienern und Deutschen, Engländer und Amerikaner, Schweizer und Dänen, Ungarn und Polen. Jahre-, jahrzehnte-, jahrhundertelang. Darbende und Prassende, Arbeiter und Aristokraten, Flüchtlinge und Abenteurer, ein endloser Zug. Kriege und Krisen, Hunger und Revolten - jede Welle im Schicksal der Kontinente warf Scharen von Zufluchtsuchenden an die gastliche Küste.

Alle diese Menschen verband nichts als die Freiheit: Freiheit zu leben und Freiheit zu sterben, Freiheit zu hassen und Freiheit zu lieben, die Freiheit, auf der roten Erde zu stehen und in den funkelnden Himmel zu bauen. Und alle waren gleich unter diesem Himmel.

[…]

Sylvia wollte Miriam rufen. Es war viel schwerer, als sie gedacht hatte: Papiere mußten beschafft, Nachweise geführt, Dokumente übersetzt und beglaubigt werden. Man brauchte einen Mittler, der mit den Behörden verhandelte und der sich viel Zeit nahm: Er wenigstens hatte keine Eile; sein letztes Wort war »Paciencia« - Geduld. Das alles dauerte endlos lange, viel zu lange für Sylvias ungeduldige Sehnsucht. »Um ihr Töchterchen müssen Sie sich nicht sorgen«, hatte ihr der Freund im Kontor der Hamburger Schifffahrtsgesellschaft tröstend versichert, »ich selbst werde die Kleine an Bord bringen; ich vertraue sie dem Kapitän an; sie wird in guter Hut reisen.«

Sylvia hatte die Schiffspassage für Miriam mit Luftpost nach drüben geschickt. Sie zitterte vor Spannung. »Das Kind muß den Dampfer Mitte Juli erreichen«, verlangte sie verzweifelt.

»Paciencia«, sagte der Mittler trocken. »Sie können hier nicht bestimmen; Sie müssen erwarten, was über Sie verhängt wird.«

Sylvia war tief niedergedrückt: »Immer muß ich kämpfen«, grübelte sie verbittert, »alles wird mir schwer gemacht, und immer bin ich allein. Warum?«

[…]

Das Leben ging weiter. Alle Kräfte wurden gebraucht, und das war gut so.

Immer noch mühte sich Sylvia verzweifelt um Miriams Einreisepapiere. Als sie alles schon fast beisammen hatte, erhielt sie von Miriam ein Telegramm: Sie hatte sich mit ihrem Vater in Le Havre eingeschifft. Sylvia verstand nichts von alledem, aber sie begriff, daß ihr das Schicksal noch einmal zu Hilfe gekommen war. Sie jubelte: Alle Qual und Sorge um ihr Kind würde ein Ende haben.

[…]

Alle Schiffe brachten Flüchtlinge aus Europa, Transporte, Schiffsladungen von Flüchtlingen. Von Santos rollten sie in Zügen die Serra herauf; aus Rio kamen sie in überfüllten Nachtzügen. Sie kamen aus Paris, Antwerpen und Amsterdam. Die europäischen Hilfsstellen hatten sie aus den bedrängten Hauptstädten der Alten Welt in jene glücklichen Länder verfrachtet, in denen die Einreise noch nicht gesperrt war; hastig und überstürzt, ehe es zu spät sein würde. Sie hatten ihnen Schiffspassagen und Papiere verschafft. Sie hatten sie neu und gut ausgestattet, und sie hatten jeder Familie das Kapital mitgegeben, das sie zum Eintritt in die Neue Welt brauchte.

Fast alle diese Menschen erschienen nach und nach in der Beratungsstelle. Männer, Frauen und Kinder trugen die gleichen neuen Reisemäntel, ihre Bewegungen waren elastisch, ihre Gesichter von Sonne und Seeluft gebräunt, sie brachten einen Hauch von Frische und Hoffnung in die kahlen nüchternen Räume.

Mit dieser Flüchtlingswelle kamen viele deutsche Juden, deren Ehen nach dem unbarmherzigen neuen Gesetz als »Mischehen« galten und deren Kinder in der Heimat Parias waren.

Wenige unter ihnen verstanden ein Handwerk, aber manche lockte es, mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, winzige Unternehmungen zu gründen: Brotfabriken, Wäschefabriken, Färbereien, Reparaturwerkstätten für Automobile ... Der Mikrokosmos der Stadt saugte die Menschen auf und das Kapital.

Es kam der ehemalige Amtsschreiber Arthur Mendel, ein beweglicher kleiner Mann; seine hübsche blonde Frau und seine drei »nicht-arischen« kleinen Kinder folgten ihm auf dem Fuße. Er war zunächst ziemlich ratlos. Jeden flehte er mit bewegter Stimme an: »Helfen Sie mir; denken Sie an meine Kinderchen!« Schon seine Schiffsgefährten hatten ihn »Mendel mit den Kinderchen« genannt, und dieser Name blieb ihm.

Mendel mietete in der Arbeitervorstadt Fabrica ein sauberes neues Haus. Er kaufte Möbel, er zementierte im Hof einen überdachten Waschtank aus, und er machte eine Feinwäscherei auf. Die Frau wusch und plättete vom Morgen bis in die Nacht hinein, und der kleine Mann keuchte, geduckt unter der Last der Wäscheballen, in Sonne und Regen von Haus zu Haus, Straßen auf und Straßen ab. Er kam auch in die Avenida das Americas. »Denken Sie an meine Kinderchen!« bat er, und jeder gab ihm einen Packen Wäsche mit.

Sylvia fuhr an einem Sonntagnachmittag zu ihnen hinaus. Die Wäsche häufte sich in Körben, auf den Betten, auf den Tischen, auf dem Fußboden. Die junge Frau stand heiß und rot am Plättbrett und handhabte das Bügeleisen. Die Zimmer waren nicht aufgeräumt; das Geschirr in der Küche war nicht gespült. Die Kinder liefen ungewaschen und ungekämmt in kurzen Hemdchen einher und rissen die Blumen von den Beeten.

[…]

Aus Rio schrieb Vera Berg: »Der Doktor hat noch keinen Termin für das ärztliche Examen bekommen. Er hat die Hoffnung aufgegeben: Es hat keinen Sinn mehr zu kämpfen.«

»Dr. Romberg ist aus Bahia zurückgekehrt; er hat auch dort nichts erreicht. Der kräftige Mann ist völlig zusammengebrochen: Nachtarbeit, Kummer, Sorge. Er hat sich ein schweres Herzleiden zugezogen.

Ramon ist nicht zurückgekommen.

Wir kommen nach São Paulo: Wir wollen versuchen, uns einzugliedern.«

»Romberg hat alles auf die letzte Karte gesetzt«, berichtete Dr. Berg. »Er ist nach New York gefahren, mit Frau und Kind. Dort kann er als Arzt arbeiten, wenn er nur ein Sprachexamen besteht. Ich kann das Wagnis nicht unternehmen: Ich muß mit meinen Kräften haushalten und mit meinen Mitteln.

Hier müßte ich von neuem beginnen. Ich müßte fünf volle Jahre an brasilianischen Hochschulen studieren. Ausländische Arzte werden nur unter dieser Bedingung zur Praxis noch zugelassen. Wir stehen alle vor dem Nichts.

Ich liebe meinen Beruf mehr als mein Leben; aber ich bin nicht mehr jung, und ich bin nicht allein. Ich muß meine Frau versorgen und meinen Jungen. Ich bin ein Arbeiter; ich werde um das tägliche Brot kämpfen.«

[…]

Noch immer strömten Menschen in die Beratungsstelle. Sie kamen einzeln. Sie kamen nicht mehr in Gruppen: Kaum einer unter tausend erreichte die rettende Küste. Drüben, in Europa, belagerten Zehntausende die Konsulate, und die Länder sperrten ihre Grenzen.

Aus Berlin kam der Geheime Justizrat Heinrich Lederer, ein berühmter Lehrer des Rechts, ein Sechzigjähriger mit dem Kopf eines Jünglings: eisgraues Haar über einer hohen freien Stirn, durchdringend kluge blaue Augen, das Lächeln eines guten Humors um den ausdrucksvollen Mund.

Er hatte ein winziges Kapital gerettet und im Staat São Paulo ein kleines Landgut gekauft - Milchwirtschaft, Maisbau, Schweinezucht.

»Glauben Sie, daß Sie mit der Wirtschaft fertig werden?« fragte Sylvia staunend.

Der Mann sah auf seine starken schönen Hände nieder: »Wir sind kräftig, meine Frau und ich. Wir sind reif für ein Leben in der Einsamkeit. Mein Sohn hat in Spanien die Landwirtschaft gelernt.«

Er blieb nur wenige Tage in der Stadt. Er kaufte Werkzeuge und Saatgut. Dann verschwand er im Innern des Landes, und Sylvia hörte lange nichts von ihm.

Aus Ostpreußen kam der ehemalige Rechtsanwalt Dr. Franz Oppler mit seiner jungen Frau: Annemarie Oppler, zwanzig Jahre alt, Kunstgewerblerin, Reimann-Schule, Berlin ... Tapfere Kameraden. Sie hatten geheiratet, bevor sie sich einschifften; sie hatten sich für einen harten Kampf verbunden. Sie wußten, was ihnen bevorstand: Sie hatten nur für wenige Wochen Geld zu leben, und sie erwarteten keine Hilfe.

Sylvia bangte ein wenig um den jungen Anwalt: Er hatte feine, vergeistigte Züge und schmale Hände. Er war vornehm und verschlossen. Würde er die Kraft haben, mit dem reißenden Strom eines fremden Lebens zu schwimmen?

Aber die Frau war ganz Wille und gesammelte Energie; man sah es an dem knabenhaft festen Schnitt des jugendfrischen Gesichts, dem warmen Glanz der dunklen Augen.

Sie suchten Arbeit. Es war schwer für den Mann. Er lief von Kontorhaus zu Kontorhaus und kam am Abend müde und entmutigt zurück: Was konnte ein deutscher Anwalt ohne Geld, ohne Sprachkenntnisse in Brasilien beginnen? Die Frau zeichnete Entwürfe; sie dekorierte Schaufenster; es gab immer nur Brot für Tage.

In einem jungen Land ist es gut, Kopf und Hände zu nutzen, um Dinge zu erzeugen, die gebraucht werden. Viele Waren werden täglich verbraucht, und der Markt ist nicht übersättigt mit den Gütern eines erreichbaren Luxus wie in den Ländern der Alten Welt.

An einem glutheißen Mittag dieses Sommers traf Sylvia Dr. Franz Oppler und seine junge Frau in der Avenida das Americas; sie schleppten gemeinsam einen schweren Koffer von Haus zu Haus. Sie verkauften Parfümeriewaren: Lavendelwasser, Eis-Eau-de-Cologne. Es war drückend schwül, und fast alle kauften.

»Wollen Sie meine Fabrik sehen?« fragte Annemarie Oppler lachend. »Kommen Sie heute abend.«

Sie wohnten in einer bescheidenen Pension. Ihr einziges Zimmer war puritanisch einfach: ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl. Sylvia sah sich suchend um. Die Fabrik befand sich im Hof. Sie hatten aus Möbelkisten der Emigranten einen Schuppen gezimmert. Darin stand Annemarie und filtrierte die Essenzen. Sie füllte die duftende Flüssigkeit in schöngeformte Gläser. Das Warenschild hatte sie selbst entworfen.

»Ein Freund hat uns die Rezepte anvertraut«, berichtete sie froh. »Der Versuch ist geglückt: Wir leben. Mein Franz braucht keine Stellung mehr zu suchen, er ist mein unentbehrlicher Gehilfe.«

Sie war Herstellerin, Reklamechefin und Verkäuferin in einer Person. Sie lernte die Psychologie der Kunden von Grund auf kennen. Es gab verschiedene Arten von Kunden: solche, die sie in der brennenden Sonne vor den Türen warten ließen, solche, die sie in die kühle Halle hineinriefen, und solche, die ihr einen Cafézinho anboten. Sie ging in diesen Monaten von Tür zu Tür, in der Haltung einer kleinen Königin. Manche fanden sie hochmütig, aber sie war nur stolz: Sie glaubte an die eigene Kraft.

[…]

In den Hauptstädten der Alten Welt sammelten sich die Flüchtlinge, Zehntausende, Hunderttausende - eine trübe Legion Vertriebener. Nach den Russen waren die Ungarn gekommen, die Italiener, die Spanier, die Deutschen. Die Länder konnten sie nicht fassen. Europa war ein Krankheitsherd: Arbeitsnot, Hunger, Revolten - das Fieber ging um. Es war ansteckend, und niemand wußte, wo es enden würde.

Noch herrschten Frieden und Freiheit jenseits des Ozeans, in den Ländern der Neuen Welt.

Ein Abgesandter des Völkerbunds bereiste die Länder Amerikas. Er suchte Land, Arbeit, Zuflucht für Tausende von Heimatlosen. Im Flugzeug durchquerte er die riesigen Weiten Brasiliens, vom Norden bis zum Süden. Er kam auch nach São Paulo.

»It is the coming country«, sagte er hingerissen, »das Land der Zukunft! Ein gesegnetes Land, ein Land verwirrender Möglichkeiten!«

»In den Ländern Europas warten Hunderttausende sehnsüchtig auf Rettung. Millionen werden in den kommenden Jahren auswandern: aus Deutschland, aus Polen, aus Rumänien ...«

»Brasilien gibt heute vierzig Millionen Freiheit und Brot. Es kann in zwanzig Jahren zweihundert Millionen ernähren.«

Aber die Flüchtlinge quälten sich auch hier. Viele quälten sich; sie waren wie Bäume, die man in fremde Erde verpflanzt hat, und niemand weiß, ob sie Wurzeln schlagen werden.

Mr. Andre wollte es nicht begreifen. »Fünfzehn Jahre lebe ich hier!« sagte er zornig. »Das Land ist groß, die Erde ist unermeßlich, verschwenderisch reich. Ich bin in dieser Zeit nach Europa gereist, nach Nordamerika; jedesmal habe ich den Boden Brasiliens geküßt, wenn ich zurückkehrte!

[…]

An den Abenden suchte Sylvia jetzt oft Zuflucht in Lotte Hausmanns Garten. Die Nächte waren so klar und kühl. Der Wind strich weich wie Geigenton durch die hohen Wipfel, und die Sterne funkelten so gletscherrein. Alles Leid versank in der Tiefe dieser Stunden.

Sie hatten endlose Gespräche unter dem Kastanienbaum.

Dort traf Sylvia einen steinernen Gast. Er saß einen ganzen Abend lang neben ihr, ohne ein Wort, ohne ein Zeichen der Teilnahme. Die heiße lebendige Rede und Gegenrede der anderen schien an seiner eisigen Unnahbarkeit abzugleiten wie an einer unsichtbaren Wand. Er hatte eine eckige bedeutende Stirn und tiefliegende Augen, das Haar war ergraut über einem jungen Gesicht. Der mächtige Oberkörper war vornübergeneigt, die Hände ruhten auf den Lehnen des Sessels, als gehörten sie nicht zu ihm.

»Nehmen Sie sich seiner an«, bat Lotte Hausmann flüsternd. Sie hatte Sylvia in das Dunkel eines Gartenwegs gezogen und den Arm um ihre Schultern gelegt.

»Dr. Ekberg ist drüben Staatsanwalt gewesen, Erster Staatsanwalt in einer süddeutschen Stadt. Er lebt von dem Rest eines geretteten kleinen Vermögens, und er leidet noch keine Not. Aber er findet keine Arbeit. Er hat sich als Versicherungsagent versucht, er hat als Vertreter Schokolade angeboten und Liköre. Unmöglich. Seine Kraft liegt brach. Seine Ruhe ist Maske.«

Sylvia reichte Dr. Ekberg zum Abschied die Hand. »Kommen Sie morgen in die Beratungsstelle«, sagte sie. »Kommen Sie um vier Uhr nachmittags! Ich bin dann frei. Ich werde alles für Sie vorbereiten, so gut ich kann.«

Er kam nicht. Sylvia erwartete ihn vergeblich auch am nächsten Tag. Am Abend lief sie in Lotte Hausmanns Garten.

»Ekberg ist nicht gekommen.«

»Er ist tot«, sagte Lotte Hausmann hart.

»Nein«, schrie Sylvia in sinnloser Abwehr. Sie hob den Arm, als gelte es, einem Schlag zu begegnen. »Wir wollten ihm helfen. Noch gestern ...« Sie konnte sich niemals mit dem Gedanken abfinden, daß ein Mensch nicht mehr atmen sollte, dessen Bild sie noch lebendig auf der Netzhaut ihres Auges zu spüren wähnte.

»Er hat sich in der Nacht mit Arsen vergiftet.«

[…]

Mr. André zog die Brauen hoch; er trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. »Ich begreife das nicht«, sagte er gereizt, »ich verstehe diese deutschen Juden nicht mehr! Können Sie mir etwa erklären, warum dieser Dr. Ekberg Selbstmord begangen hat?! Es ging ihm nicht schlecht, er litt noch keinen Hunger, er hat ein ganz hübsches Vermögen hinterlassen: in brasilianischer Währung fünfzig *contos de réis.* Er hätte noch jahrelang bequem davon leben können. Wie kann man sich vergiften, solange man noch Geld hat?«

Sylvia antwortete nicht sofort. Es arbeitete in ihr, alle Nerven waren gespannt. Geld, dachte sie verbittert, immer nur Geld! Sie reden eine andere Sprache. Sie leben in einer anderen Welt. Es ist eine Mauer zwischen ihnen und uns. Wie soll ich es ihm verständlich machen? Ich könnte genausogut Chinesisch reden.

»Warum können Sie niemals psychologisch denken?« fragte sie nach einer Weile langsam. »Sie sehen immer nur die klaren Fälle: Das sind die jungen Leute, die zu Ihnen kommen und Geld, Nahrung, Obdach verlangen. Denen kann geholfen werden. Sie können sie in die Fabriken schicken. Aber da sind die anderen, feiner organisierten Menschen, die sich scheuen, um Hilfe zu bitten. Menschen, die ihre seelischen Probleme nicht bewältigen.

Dr. Ekberg war noch jung, er war zweiunddreißig Jahre alt. Er ist drüben Staatsanwalt gewesen, Erster Staatsanwalt. Wissen Sie, was das heißt? Sicher war er begabt und rasend ehrgeizig. Hier hat er mit Schokolade gehandelt und mit Likören. Er hat das heiße Pflaster dieser Straßen betreten. Er hat alles versucht, und es hat nichts genützt. Er konnte nichts mehr mit seinem Leben anfangen. Es hatte keinen Sinn. Darum warf er es hin.«

Jetzt schwieg Mr. Andre. Er fand keinen Einwand. Mit gerunzelter Stirn wandte er sich zum Fenster und starrte über die schwärzlichen Dächer der Nachbarhäuser hinweg in den sinkenden Abend, in die milchigen Schleier, die sich allmählich durch aufflammende Lichter rosig färbten. Sein knabenhafter Optimismus war verflogen, sein seelisches Gleichgewicht gestört, selbst sein Rücken schien hilflos.

Ihm geschah Unrecht: Er war gut und wohlwollend. Er tat alles, was er konnte; er tat mehr als seine Pflicht. Es war nicht seine Schuld, daß diesen Menschen so schwer zu helfen war.

Sylvia aber hatte nun einmal begonnen, die Wahrheit zu

sagen; da war kein Halten mehr. »Das eine erkläre ich Ihnen«, brach sie in plötzlichem Zorn aus, »der nächste ist Dr. Benario! Er arbeitet nicht, er schläft nicht, seine Familie hat nichts zu essen. Mag

sein: Sie schätzen ihn nicht. Er ist schwierig. Er ist vielleicht nicht besonders liebenswert. Aber er leidet, er quält sich unsagbar, und er ist stolz. Der kommt nicht zu Ihnen. Er bettelt nicht um Hilfe - und ich sage Ihnen: Ich täte es auch nicht!«

[…]

Sylvia prüfte ihr Rechnungsbuch. Die Kasse war leer, und die Flüchtlinge verlangten Geld, Nahrung, Obdach - es war seit Monaten immer das gleiche. Aber Mr. Andre mußte noch eine letzte Reserve haben.

»Geben Sie mir das Geld«, bat Sylvia dringend. »Ich halte es nicht aus, den Menschen mit leeren Händen entgegenzutreten, ohne helfen zu können! Es ist eine Qual.«

»Wie lange haben Sie kein Gehalt genommen?« fragte Mr. Andre streng.

»Zwei Monate«, antwortete Sylvia leise. »Aber ich kann noch warten.«

»Schreiben Sie eine Quittung über Ihr Gehalt«, sagte Mr. André in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, »und nehmen Sie ohne Aufschub, was Ihnen zusteht! Ich gebe Ihnen das Geld unter dieser Bedingung. Und suchen Sie sich eine andere Arbeit, wir haben kein Geld mehr.«

Dr. Benario blieb heute länger als gewöhnlich bei Tisch. Er pflegte sonst seine Mahlzeiten rasch und schweigend einzunehmen und als erster die Tafel aufzuheben.

»Ich möchte noch mit Ihnen reden«, sagte er ein wenig bedrückt. Seine Stimme klang unsicher.

Sylvia blickte erstaunt auf. Sie war tief in ihre eigenen Gedanken versunken.

»Ich habe ein anderes Haus gemietet«, fuhr Dr. Benario fort. »Ein Haus für uns allein. Es ist ein hübscher kleiner Bungalow in einem Garten, und es ist dort kein Platz für Miriam und Sie. Sie werden begreifen: Ich brauche eine bessere Verbindung zu meiner Arbeitsstätte. Wir hätten uns auch sonst wohl gewiß nicht getrennt.«

»Ich freue mich für Sie«, sagte Sylvia herzlich. »Ich verstehe vollkommen. Und ich hoffe, Sie werden endlich zur Ruhe kommen.«

Lange wanderte Sylvia an diesem Abend mit Miriam unter dem funkelnden Sternenhimmel der Avenida das Americas über die aufgebrochene rote Erde, die sie liebte. Die Erde war hart. Ihre Schritte hallten wider in der Stille, der Wind fegte eine Staubwolke vor ihnen her. Hinter den Fenstern der Wohnungen wurden jetzt die letzten Lichter ausgelöscht. Sylvia fröstelte. Der Winter war gekommen, und sie war allein, ohne Arbeit, und ohne Dach.

[…]

Alles wechselte rasch in diesem Land, blitzartig, atemraubend: Heim, Arbeit, Freunde, ein Leben, das für die Dauer gegründet schien - das alles verschwand kulissenhaft, wie in der Versenkung eines Bühnenraums, und wie durch einen Zauber ging der Alltag weiter. In Brasilien war noch keiner verhungert.

Sylvia fand Arbeit im Kontor eines Deutschen, der den Mut hatte, ihr die Sorge für seine ausgedehnten Betriebe anzuvertrauen. Herr Wenzel verfrachtete Baumwollabfälle, Schiffsladungen der weißen leicht entzündbaren Flocken, nach Deutschland und nach England. Er besaß im Arbeiterviertel Braz, draußen am trüben Fluß, Fabriken, in denen Baumwolle und Gummi verarbeitet wurden. Dort standen in riesigen Schuppen Maschinen, in denen die Baumwolle gereinigt und gepreßt wurde, und dicht daneben funkelten die Bahngeleise, auf denen die Güter verladen wurden.

[…]

Auf dem Nürnberger Parteitag, im Herbst des Jahres 1935, verkündete Deutschland die Rassengesetze, durch die weite Schichten seiner Bevölkerung geächtet wurden, eine Million Unschuldiger oder mehr; auf den Tribünen hörten die Abgesandten vieler Kulturländer die neue Botschaft mit höflichem Lächeln an. Sie sahen die braunen Legionen, endlose blitzende Formationen, in der starken leuchtenden Septembersonne unter dem rasenden Jubel der Massen aufmarschieren.

Deutschland verfolgte Juden, Protestanten, Katholiken; Pazifisten, Sozialisten, Demokraten - und jene Patrioten von gestern, die auf ihren Schultern, verratene Verräter, die neuen Machthaber emporgetragen hatten. Jede freie Gesinnung wurde ausgerottet, jeder aufrechte Wille gebrochen. Zuchthäuser und Konzentrationslager konnten den traurigen Zug der Verdammten nicht fassen.

Hitler war stark. Die Jugend fiel ihm zu; eine Jugend, die kein Gestern mehr kannte.

Damals schrieb die alte Barbara: »Ich freue mich, daß du nicht auf meinen Rat gehört hast. Alles wird schwerer von Tag zu Tag. Ich bin alt und schwach, und ich fürchte, ich werde euch nie mehr sehen. Aber ich freue mich, daß ihr in der Freiheit lebt ...« Sylvia hielt den Brief. Sie erkannte die einfachen, ungelenken Schriftzüge, die Unterschrift war nicht zu entziffern.

Es galt, stark zu sein. Es galt, den Glauben nicht zu verlieren. Es konnte ein Leben währen, es würde unzählige Leben kosten. Aber noch niemals in der Geschichte hatte die Menschheit eine Tyrannei ungerächt ertragen. Druck erzeugte Gegendruck, Kampf weckte verborgene Kräfte. Die Freiheit des Menschengeistes war der Sinn der Geschichte.

Deutschland rüstete. Deutschland erzeugte Kanonen statt Butter. Deutsche Truppen marschierten im Rheinland ein, jenseits der französischen Grenzen. Die Welt sah zu. Die Welt hatte andere Sorgen. Sie wollte leben. Ein Hunger nach Leben hatte die Völker erfaßt, die den Großen Krieg überdauert hatten.

»Ich bin kein Nationalsozialist«, sagte Herr Wenzel. »Ich bin kein Antisemit. Ich verstehe, daß Sie die neuen deutschen Lebensformen ablehnen müssen. Aber das müssen doch selbst Sie zugeben, daß Hitler Deutschland groß gemacht hat. Der Vertrag von Versailles hat uns geknechtet. Die Abrüstung hat uns wehrlos gemacht. Wir waren Parias in der Welt, wir dürfen wieder Deutsche sein.«

»Trinken Sie Ihre Milch«, sagte Sylvia seufzend. »Und rauchen Sie nicht so viel.« Es hatte keinen Sinn, zu streiten. Streiten konnten nur Menschen, die eine gemeinsame Ausgangsbasis für ihre Ideen hatten.

Sylvia rechnete mit schmerzendem Kopf. Das Blut hämmerte in ihren Schläfen. Immer häufiger rechnete sie bis in die Nacht hinein. Die Bücher wollten nicht stimmen. Löhne, Wechsel, Zahlungen verdichteten sich zu drohenden Kolonnen, die als Alpdruck durch Sylvias Träume zogen. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Und Herr Wenzel war immer gereizt. Sein Zorn entlud sich über Gerechte und Ungerechte. […]

Sylvia schlief nicht mehr. In der Dunkelheit tanzten die Zahlen um ihr Kopfkissen, grauenhafte Phantome, die ihr Angst einjagten, riesengroß und verzerrt. Sie biß die Zähne zusammen, verkrampfte ihre Hände. Ich darf jetzt nicht schwach werden, es geht um unser Leben, ich muß kämpfen für Miriam und mich.

[…]

Noch immer arbeitete Sylvia verzweifelt. Sie schlief schlecht, und sie erwachte müde und ohne Hoffnung. […]

Am Abend hatte sie einen Überschuß in ihrer Kasse. Das war mehr, als Herr Wenzel ertragen konnte. »Suchen Sie sich eine andere Arbeit«, sagte er schwankend, mit mühsam bewahrter Fassung.

Am nächsten Morgen freilich klärte sich der Fehler rasch wieder auf. Aber es war schon zu spät. »Wann soll ich gehen?« fragte Sylvia bescheiden. »Nehmen Sie ein Monatsgehalt«, antwortete Herr Wenzel mit höflicher Entschiedenheit. »Und gehen Sie sofort. So haben Sie, denke ich, Zeit und Ruhe, einen geeigneteren Arbeitsplatz zu finden.«

Da stand Sylvia wieder auf der Straße. Sie war diesmal gar nicht so traurig, das heiße Pflaster dieser Straßen unter ihren Füßen zu fühlen. Eine schwere Last war von ihrer Seele genommen. Sie hatte noch eine kleine Weile Zeit. Zeit, fand sie, war der kostbarste Besitz, und Freiheit das Stigma dieses Landes. Es gab für die Heimatlosen, die als Strandgut auf diesen Boden geworfen wurden, keine Sicherheit, keine Dauer, keine Stetigkeit, aber niemand nahm diese Dinge tragisch. Es gab Brot und Bananen. Unverdrossen lief sie Straßen auf und Straßen ab, in Fabriken und Kontore, auf der Suche nach Arbeit.

[…]

Sylvia verließ die Wohnung in dem feudalen Landhaus. Sie hatte gehungert, um sie halten zu können. Sie hatte in ihrem Leben oft gehungert, um sich schöne Dinge leisten zu können. Miriam durfte nicht hungern.

Sie zogen in eine billige Durchgangspension, die Einwanderer aufnahm. Vornehm war an diesem Haus nur die Fassade. Alles andere war grau und häßlich, die Zimmer, die Möbel, die Mahlzeiten, selbst die Gesichter und die Jacken der Kellner. Sylvia bewohnte mit Miriam einen Saal im Erdgeschoß, der Licht nur über eine Terrasse erhielt. Auf dieser Terrasse spielte sich das trübe Leben des Hauses ab. Gäste, Bedienstete, Kinder, Hunde und Katzen hielten sich dort auf, bei Tag und Nacht. Nichts bedrückte Sylvia so sehr wie dies: daß sie nie mehr allein war.

[…]

In einem Schaufenster leuchteten rotgoldene Orangen auf einem Plakat: »Verbringt den Winter an der Riviera.« Und aus aufgeschlagenen Faltblättern lockten schöngewachsene Badenixen an den Palmenstrand von Florida. Sylvia ging geradewegs in den Laden hinein. Hinter einem Schalter saß ein freundlich lächelnder Mann, der Kunden witterte. Sylvia legte ihre Papiere auf den Tisch: »Ich will werben«, sagte sie. »Ich will für Reisen in Südamerika werben. Ich kann ...«

Der freundliche Mann schob die Papiere mit einer Handbewegung beiseite. Er sah Sylvia abwägend an. »Ich habe für Sie keinen Posten frei«, erklärte er kurz. »Aber ich gebe eine Reisezeitschrift heraus. Sie können für die Zeitschrift Annoncen werben. Ich zahle Ihnen kein Gehalt und keinen Spesenzuschuß. Ich kann Sie nur an Ihrem eigenen Umsatz beteiligen. Versuchen Sie es. Ich werde meinen Arbeitskreis vergrößern. Vielleicht ergibt sich für Sie später eine andere Möglichkeit.«

Sylvias Mut sank. Die Straße, die heiße mitleidlose Straße, keine Sicherheit, keine Stetigkeit, keine Dauer und der Kampf um das nackte Leben. Bevor sie den Laden verließ, wandte sie sich noch einmal um: »Ich will es überlegen«, antwortete sie, halb wider Willen. »Ich gebe Ihnen noch Bescheid.« Der Mann nickte.

Zwei Tage grübelte Sylvia. Dann kehrte sie entschlossen in das Reisebüro zurück. »Ich will es versuchen«, sagte sie trokken. »Ich nehme an.« Der freundliche Mann strahlte vor Wohlwollen. Sein Lächeln enthüllte zwei Reihen blitzend weißer Zähne. Seine Wangen waren rot und gesund, und seine Augen funkelten schwarz wie Kohlen. Er stand auf. Er war stark und breitschultrig wie ein Kosake. Seine Haltung war sehr gerade und frei. Er reichte Sylvia seine große weiße Hand. Er hieß Iwan, einfach Iwan, und er war Russe, ein russischer Jude. […]

An jedem Morgen stand sie nun schon früh unter der großen Leuchtuhr auf dem Theaterplatz, einen fertigen Plan in der Tasche. Sie ging in Läden, Hotels und elegante Restaurants, in Modenhäuser und Schönheitssalons, in Wechselstuben und Schiffahrtskontore. Sie war überall, wo auf Tischen und hinter Glas die Luxusgüter aller Kontinente lockten: Pelze, Juwelen, Pariser Toiletten, feines Silber und Porzellan, erlesene Speisen, französische Weine und kostbare Parfüms: »Ich bin Werbeleiterin.«

Fast niemand sagte »Nein« in diesem Land. Alle sagten: »Vielleicht ... In ein paar Monaten ... In der Sommersais

An jedem Morgen stand sie nun schon früh unter der großen Leuchtuhr auf dem Theaterplatz, einen fertigen Plan in der Tasche. Sie ging in Läden, Hotels und elegante Restaurants, in Modenhäuser und Schönheitssalons, in Wechselstuben und Schiffahrtskontore. Sie war überall, wo auf Tischen und hinter Glas die Luxusgüter aller Kontinente lockten: Pelze, Juwelen, Pariser Toiletten, feines Silber und Porzellan, erlesene Speisen, französische Weine und kostbare Parfüms: »Ich bin Werbeleiterin.«

Fast niemand sagte »Nein« in diesem Land. Alle sagten: »Vielleicht ... In ein paar Monaten ... In der Sommersaison ... Im neuen Jahr ...« Sylvia notierte es. Sie notierte alles, und sie kam immer zurück.

Nach wenigen Besuchen wurden fast alle Freunde - »amigos«. Sie fragten nach Sylvias Befinden und nach ihren Erfolgen, und manche boten ihr einen Cafézinho an. Aber sie hatten alle unendlich viel Zeit. Sylvia war hartnäckig; sie verrannte sich in ein Ziel. Sie kam auf den Einfall, Bücher und Zeitschriften in ihrem Gepäck mitzuführen. Sie las, sie wartete, sie hatte schon lange nicht mehr soviel gelesen.

Es wurde ein Sport wie jeder andere, und er rüttelte alle ihre Energien wach. Da war ein großer wortkarger Deutscher. Er verkaufte Schrankkoffer, Lederetuis und feine Necessaires, lauter Dinge, die anspruchsvolle Reisende brauchen. Sylvia besuchte ihn an einem glühendheißen Mittag. Er hatte sie schon zum drittenmal bestellt, und er hatte wie immer keine Zeit. Sylvia seufzte. Sie las geduldig. Sie prüfte die Uhr an ihrem Handgelenk. Und wenn ich hier übernachten muß, dachte sie grimmig, ich gehe heute nicht ohne eine Entscheidung vom Platz. Der Mann wurde endlich gefügig. Er unterschrieb. Wie er waren viele. Nur ein Schweizer wurde einmal grob, aber gerade von ihm bekam Sylvia ihren größten Auftrag.

Nach einer Woche machte sie ihren ersten Überschlag. Es ging; vielleicht konnte sie sich durchschlagen.

[…]

Aus Wien schrieb Beate Reichenberg: »Ich habe Deutschland verlassen. Ich sage dir nicht, was ich gelitten habe, bevor dieser Entschluß reif war ... Den Erlös aus dem Verkauf meines Elternhauses habe ich jenem Staat als Steuer hinterlassen müssen ... Ich habe meine Bücher, meine Noten und meinen Flügel gerettet ... und ich habe in einer Villa in Hietzing ein Mansardenzimmer gemietet ... Von meinem Arbeitstisch überschaue ich in diesem Augenblick die knospenden Bäume des Gartens unter meinem Fenster ... Es ist Frühling. Alles blüht ... Wien ist immer noch bezaubernd ...«

Das war im Mai des Jahres 1937.

Sylvia erschrak zutiefst. Sie war lange Zeit ganz ohne Nachricht von Beate Reichenberg geblieben. Sie hatte sich oft um die Freundin gebangt. Und da saß nun dieses stille Mädchen ganz allein im Herzen Europas, ohne Rat vielleicht, und ohne Hilfe. Sylvia faßte es nicht: Wie konnte man sich – noch heute - aus dem nationalsozialistischen Deutschland in das bedrohte Österreich retten? Waren die Menschen dort drüben mit Blindheit geschlagen? Oder sah sie selbst, aus der Blickweite eines anderen Kontinents, das Leben anders, so, wie man vom Gipfel eines Berges die steigende Flut überschaut?

[…]

Sie schrieb, in knappen Worten, ohne Erklärung, ohne Namen, an Beate Reichenberg die nackte Wahrheit: »Komm, ehe es zu spät ist ... Du stehst auf verlorenem Posten ...«

Spät erst, nach Monaten, kam die Antwort. Beate Reichenberg schrieb: »Wir wissen alles, was du mir sagst. Wir haben es längst geahnt. Trotzdem danke ich dir für die Warnung ... Es ist schön hier. Ich koste das Leben aus, so lange es mir geschenkt ist. Die Saison hat begonnen. Es gibt viel gute Musik. Gestern gab der Bruder des Bundeskanzlers in seinem Haus ein Konzert: Mozart, Haydn, Beethoven ... Und heute sind wir in den herbstlichen Wald gefahren. Die Blätter waren golden, rostrot und braun. Unsere Füße wandelten unhörbar über einen Teppich, und die letzten matten Sonnenstrahlen fielen schräg durch die lastenden Baumkronen auf den weichen Waldboden. Es war zum Weinen schön ...«

Sylvia ließ das Blatt aus der Hand sinken. Ihre Gedanken schweiften weit. Sie konnte sie nicht zurückrufen ... Sterbendes Europa ... oh ja, es war zum Weinen schön! ... Dieses Europa wird untergehen. Ein anderes Europa wird auferstehen, ein armes, gemartertes, geeinigtes Europa. Wer weiß, wann?

Irgendwann in diesem Sommer flatterte auch ein Brief von Clara Holthusen auf Sylvias Tisch, geschrieben in einem norwegischen Hafen. »Mein Liebes«, las Sylvia mit nassem Blick, »warte nicht mehr auf meine Nachrichten ... Ich bin für wenige Urlaubstage hierhergereist, und ich nutze die Freiheit, um dir diese armen Zeilen zu schreiben. Vom Fenster meines Gasthofs sehe ich, auf dem blauen Spiegel des Fjords, das weiße Schiff, mit dem du so oft gefahren bist ... Ich darf dir nicht mehr schreiben; ich stehe unter Aufsicht der Gestapo ...«

Nein, sie durften alle nicht mehr schreiben, Clara Holthusen nicht und auch die alte Barbara nicht. Und das war vielleicht gut so. Die Welt zerfiel in zwei getrennte Heerlager, und jene, auch die geliebtesten Menschen, lebten schon jenseits der Grenze.

Aus Deutschland begannen in dieser Zeit die »Touristen« nach São Paulo zu strömen. Das waren - in friedlicheren Zeiten - Reisende, die überall gern empfangen wurden, weil mit ihnen ein Strom Goldes durch die Länder zog, satte, zufriedene, glückliche Menschen. Das waren heute jüdische Auswanderer, Gestrandete, die nirgendwo bleiben durften, denn die Grenzen waren gesperrt, und doch wußte jeder,

daß sie nicht mehr zurückkonnten. Solche Menschen hatten den gehetzten Blick, unsicher, fragend, immer bereit, aufzubrechen. Hilfe setzte ein. Geld wurde gesammelt. Pässe wurden visiert, und manche konnten endlich weiterreisen, nach Paraguay, nach Bolivien, nach Kolumbien. Entfernungen hatten keine Schrecken mehr. Aber viele, sehr viele, wußten nicht, wohin.

Sie gingen über die Avenida São Joao. Die Männer trugen grüne Jacken, aus Holzfaserstoff, hinten gekräuselt, nicht sehr dauerhaft vielleicht, aber gutsitzend und adrett. Sylvia erkannte sie schon von hinten, am Schnitt. Vor der Post stauten sie sich in Gruppen. Sie warteten auf die Verteilung der Luftpostbriefe, angstvoll, sehnsüchtig von einer Luftpost zur andern lebend. Mittwoch kam die »Air France« und Sonnabend das deutsche »Condor«-Flugzeug. Sie brachten Nachrichten aus der Heimat, von den Familien, die sie zurückgelassen hatten. Da waren Eltern, Kinder, Geschwister. Viele, die nachfolgen wollten. Viele, die warteten. Und sie hatten auch alle schon Angehörige, Freunde, in der ganzen Welt zerstreut: in Südafrika, Palästina, New York, in Argentinien oder Bolivien, in Indien, Guayana - es gab fast keinen Fleck Erde mehr, den sie nicht erreichten. […]

[…]

Das Leben ging weiter, der Kampf ging weiter. Senhor Iwan bat Sylvia zu sich. Seine Miene war ernst und undurchdringlich. Er zog die Stirn in sorgenvolle Falten, er gab seiner Stimme einen mitleidigen Klang.

»Es tut mir leid«, sagte er achselzuckend, »aber es ist nicht zu ändern. Ich habe die Zeitschrift verkauft. Sie werden nicht mehr gebraucht.«

Sylvia nickte wortlos, sie ging. Das war rasch gekommen. Sie hatte es nicht erwartet. Sie hatte diese Arbeit aufgebaut, Tag für Tag und Stück für Stück. Sie stand auf der Straße, ohne Frist und ohne Anspruch. Sie verlor den Mut nicht: Sie würde wieder anfangen. Es war nicht das erste Mal ... Sie war einen weiten Weg gegangen in diesen Jahren. Sie war hart geworden – und sie war nicht allein.

Sie saß am Morgen an ihrem Arbeitstisch. Sie schaute durch das helle Fenster der Terrasse über Stadt und Gebirge. Sie würde da anfangen, wo sie aufgehört hatte. Sie würde schreiben, sie würde die Wahrheit sagen, in allen Sprachen, die ihr zu Gebote standen. Das war nicht viel, und es war nicht wichtig. Ihre Stimme war allein, sie war nur schwach. Es war trotzdem sinnvoll, es war notwendig. Man brauchte jede Stimme, die die Wahrheit sprach.

[…]

(aus Brill 2004: S. 114-118, 131/132, 148-150. 157-160, 162, 164, 177, 193-195, 203/204, 219-223, 234-237, 239/240, 243, 256-263, 284-286, 305-309, 334)

A 9 Artikel aus der Ausstellungspublikation: *„… mehr vorwärts als rückwärts schauen …“ / ”… olhando mais para frente do que para trás ...”*

Da keine Genehmigung zur Veröffentlichung der unten genannten Artikel eingeholt wurde, können sie an dieser Stelle nicht zur Verfügung gestellt werden. Daten zur Publikation sind im Literaturverzeichnis auf den Seiten 61-63 zu finden.

A 9.1 Maria Luiza Tucci Carneiro: Brasiliens Haltung gegenüber den deutsch-jüdischen Flüchtlingen des Nationalsozialismus (1930-1945)

aus Asmus & Eckl 2013: 142-151

A 9.2 Alberto Dines: Das Land der Phantasie und seine begeisterten Erzähler / O país-fantasia e seus extasiados narradores

aus Asmus & Eckl 2013: 34-41